

Zambour und General.



von
Karl Oppel.

Sambour und General.



Zweite Auflage.



Neue
Jugend- und Hausbibliothek.

Mit
vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
kolorierten Bildern, Karten zc.

Zweite Serie.

Nehtzehnter Band.

Tambour und General.

Schilderungen aus der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes.

Von
Dr. Karl O p p e l.

Zweite Auflage.

Mit zahlreichen Text-Abbildungen und zwei Tonbildern.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1889.



Opper, Tambour und General.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

„Herr General! Ich bin es!“

Vor hundert Jahren.

Tambour und General.

Erzählung

aus der

Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes.

Auf Grundlage der Werke

von L. Rousselet, Fr. Kapp, William C. Bryant und Sydney H. Gay

nebst andern bearbeitet

von

Dr. Karl Dypel.



Zweite Auflage.

Mit 160 Text-Illustrationen und zwei Tonbildern.

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH

1889.

Verleger und Verfasser behalten sich das ausschließliche Recht der Übersetzung vor.

ISBN 978-3-662-33406-5 ISBN 978-3-662-33803-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-33803-2

Softcover reprint of the hardcover 2nd edition 1889

Vorrede.

Selbst die Gebildeten unsrer Nation sind zu einem großen Teile sehr wenig vertraut mit dem sieben volle Jahre andauernden gewaltigen Kampfe, der sich vor einem Jahrhundert jenseit des Ozeans abspielte und die ganze Weltlage vollkommen umgestaltete. Seit Jahren beschäftigte sich die Verlagsbuchhandlung mit dem Gedanken, durch eine volkstümliche Erzählung den Freiheitskrieg der Vereinigten Staaten zu lebensvoller Anschauung zu bringen und damit ein hochinteressantes und in alle Verhältnisse tief eingreifendes Stück Weltgeschichte allgemeiner bekannt zu machen. In gleicher Weise trug sie sich schon lange mit dem Plane, ein Buch erscheinen zu lassen, in welchem einer der Helden des Siebenjährigen Krieges eine Hauptrolle spielte. Sobald nun beide Ideen sich berührten, konnte kein Zweifel mehr bestehen, wer dieser Held sein sollte — es konnte kein anderer sein, als Steuben, der Adjutant Friedrichs und zugleich der Verfasser des „Blauen Buches“, das bis in die fünfziger Jahre die unangetastete Grundlage der amerikanischen Militärverfassung bildete und heute noch unübertroffen dasteht.

Nun wurde der Firma ein ausgiebiges Illustrationsmaterial zur Verfügung gestellt durch ein Werk von Rouffelet, in dem die Hilfe, welche Frankreich den aufstrebenden, ehemals englischen Kolonien brachte, zum Gegenstand einer historischen Erzählung gemacht war, und hierdurch wurde die Entschliebung erleichtert.

In vorliegendem Buche sind nicht nur beide Absichten der Verlags- handlung zur Verwirklichung gelangt, sondern auch manche andre interessante historische Thatsachen zur Anschauung gebracht, wie z. B. der Einfluß der Deutschen auf die Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse überhaupt, der Soldatenhandel in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts und ähnliche bemerkenswerte Vorgänge.

Da für einen Teil der Darstellung das Werk von Rousselet bestimmende Anhaltspunkte bot, so mußte sich daran gehalten werden, ohne daß jedoch die Person des wackeren Kriegsgefährten des Alten Fritz dadurch Abbruch erleiden durfte; durch Benutzung des vierbändigen Werkes: „Popular History of United Staates of William C. Bryant and Sydney H. Gay“ konnte die eigentliche Geschichtsdarstellung nur gewinnen.

Auch unser Landsmann, der edle, hochherzige Friedrich Wilhelm v. Steuben, ist in weiteren Kreisen noch lange nicht so bekannt, wie er es verdient — er, der seinem Adoptivvaterlande von ganzer Seele, von ganzem Herzen und mit allen seinen Kräften diente; der ein Muster von Pflichttreue, Aufopferung und Bescheidenheit war; den nicht nur die New-Yorker Regimente ihren militärischen Vater nannten, sondern von dem auch ein amerikanischer Kampfgenosse sagte: „Zu seinen militärischen Vorzügen gesellte er alle Tugenden eines Bürgers und alle Vollkommenheiten eines Mannes von guter Erziehung. Er hatte ausgebreitete Kenntnisse, einen hellen Verstand und ein gesundes Urtheil. Die Natur hatte sein Herz offen geschaffen für alle ihre Kinder, und nie verschloß er es ihnen. Nie fand ich ihn einer unwürdigen Handlung schuldig, und nie sah ich ihn eine gute unterlassen.“

Dem Manne, der sich dieses höchste Lob erworben, sei durch vorliegendes Buch, das nun zum zweitenmale vor die Lesewelt tritt, der wohlverdiente Lorbeer geweiht!

Der Verfasser.

Inhalt.

An den Ufern des Cher.

	Seite
1. Die Gaudry	3
2. Der Letzte derer von Charmoise	8
3. Raul	17

Der Mann mit der Adlernase.

1. Die Schule des Krieges	23
2. Schicksalswechsel	31
3. Neues Leben	39
4. Gefährliche Überfahrt	46
5. In Amerika	65

Hilfe von Frankreich.

1. Der Tambour	79
2. Die ersten Schritte	91
3. Unerwartetes Wiedersehen	103
4. Der Tambour als Depeschenträger	117
5. Von ehrlichen Leuten in der Schmiede und im Walde, nach dem Lager des Löwen	129

Benedikt Arnold.

1. Der Verrat	141
2. Auge um Auge, Zahn um Zahn	158
3. David Michaux	166
4. Der Wilde am Lagerfeuer	177
5. Wiederfinden	185
6. Treue bis zum Tode	191
7. Rotfuchs	195

Die Deutschen in Nordamerika.

1. Jakob Leisler	205
2. Herckheimer und die Pfälzer	218
3. Die verkauften Landesfinder	226
4. Johann Gottfried Seume	231

Von New-York nach Philadelphia.

	Seite
1. Peters Schicksal	235
2. In Philadelphia	243
3. Ein nächtlicher Besuch	251

Vor Yorktown.

1. Es wird Ernst	259
2. Urlaub von vierundzwanzig Stunden	266
3. Gefangen	275

Durch Kampf zum Sieg.

1. Der Sturm	283
2. Jedem nach seinen Werken	295

Die freie Union.

1. Finis coronat opus. — Das Ende krönt das Werk	303
2. Rauls Rückkehr	311
3. Das erste Jahrhundert der Vereinigten Staaten	319
4. Die Centennialfeier	328

Die Bignette des Titelblattes ist eine Kopie der allegorischen Medaille, welche der Kongreß zu Ehren der Franzosen schlagen ließ, und stellt vor, wie Frankreich den kleinen amerikanischen Herkules gegen den britischen Leopard beschützt.



Tambour und General.





Heinrich IV. vor der Schlacht bei Ivry.

An den Ufern des Cher.

1. Die Handry.

Hin und her wogte der Streit, blutig war die Schlacht; Kampfgeschrei erfüllte die Luft, Schwerter klirrten, Roffe stampften, Schüsse krachten — König Heinrich IV. von Frankreich verteidigte seine Krone. Eine ihm, dem Reformierten, dem Hugenotten, feindliche Partei hatte einen Gegenkönig als Karl X. aufgestellt, und mit dessen Heer traf nun am 13. März 1590 Heinrich an den Ufern der Eure zusammen, die Entscheidungsschlacht zu schlagen. Der 14. brach an; es war ein warmer, sonnenheller Märztag; aber eine blutige Arbeit sollte gethan werden, zu entscheiden, wer künftighin Herr in Frankreich sei. Der Herzog von Mayenne führte den Oberbefehl über die feindliche Armee; Heinrich aber stand an der Spitze seiner Truppen, war überall, wo die Mannschaft wanken oder weichen wollte, sprengte auf seinem braunen, spanischen Streitrosse von einem Flügel zum andern, ermahnend, treibend, begeisternd, denn er war ein wackerer, mutiger Held von persönlicher Tapferkeit, und obwohl der Feind ihm an Zahl überlegen war, hielten sich beide Gegner doch die Wage, und der Sieg neigte sich nach keiner Seite.

So waren bereits Stunden verflossen, das Schlachtgetöse dauerte in gleicher Stärke fort, noch schmetteten die Trompeten, noch wirbelten die Trommeln und donnerten die Geschütze — siehe, da schien auf einmal die Entscheidung zu nahen.

In der Nähe des Kampfplatzes lag der kleine Marktflöcken Jvry, ein unbedeutendes Örtchen mit etwa 400 Einwohnern; und jetzt brach eine große Schar mutiger Reiter daraus hervor, schwang lustig ihre Schwerter und stürzte sich frisch und siegesgewiß mit Jubelgeschrei auf Heinrichs bereits ermüdete Krieger. Der König jagte, unbesorgt um die ihm drohende Gefahr, die Reihen entlang, hob sein Schwert hoch gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Haltet Stand! Fürchtet euch nicht, Gott ist mit uns!“ Und plötzlich löste sich aus seiner Heeresmacht ein Reiter Schwarm los und brauste den Heranstürmenden entgegen. An der Spitze desselben ritt ein verhältnismäßig junger Mann, der sich mutig in seinen Steigbügeln erhob, seine Waffe in der Luft wirbelte und laut jauchzend den Feinden entgegenjagte. Jetzt hatte er sie erreicht — Schlag auf Schlag, Hieb auf Hieb — hui, wie sausten die Schwerter, wie färbten sie sich blutigrot! Allgemeines Staunen, mächtige Überraschung — aber nur wenige Minuten schauten aller Augen nach dem kräftigen Zusammenstoße, in kürzester Zeit waren Karls Reiter zerstreut, niedergehauen, und jubelnd schrie Heinrichs Heer: „Gott ist mit uns! Sieg! Sieg!“ und die ganze Masse drängte voran und warf sich mit unwiderstehlicher Wucht auf die Gegner. „Viktoria, Viktoria!“ scholl es aus tausend Kehlen, der Herzog von Mayenne war vollständig geschlagen, seine Armee zerstreut, und Heinrich hatte einen glorreichen Sieg davongetragen.

Das war die Schlacht bei Jvry, am 14. März 1590.

„Wer ist der Held, welchem wir den Ruhm des heutigen Tages verdanken?“ fragte der König, als die Feinde so weit gejagt waren, daß man keine Umkehr mehr zu befürchten hatte.

„Ich habe mich schon nach ihm erkundigt“, antwortete einer der Feldherren.

„Er heißt Haudry, hat sich aus Neigung dem Kriegshandwerk gewidmet, vielleicht auch deshalb, weil er nicht sehr bemittelt ist und so seine Lage zu verbessern hofft. Er jagt jetzt noch wie ein schreiender Raubvogel hinter den fliehenden Feinden her, die ihm mit Entsetzen ausweichen.“

„Den Mann will ich sehen“, sprach Heinrich. „Sobald er zurückgekehrt ist, soll er mir vorgeführt werden.“

Eine Stunde später stand Haudry vor seinem Herrn und Gebieter, die Wangen gerötet von der aufregenden Jagd; ein schöner, stattlicher Held. Mit Wohlgefallen betrachtete ihn der König, lobte ihn ob seines kühnen Mutes, reichete ihm sein eignes Schwert und sprach: „Führe dieses in meinem Dienste noch viele Jahre, und nimm in allen Lagen des Lebens deine Zuflucht zu der Gnade deines Königs.“

Der so Ausgezeichnete dankte tief ergriffen, war jetzt eine hoch angesehen Person, schwang sich schnell empor, stieg höher und immer höher; Heinrich, der damals erst 37 Jahre alt war, zog den jungen Helden wie einen Freund zu sich heran und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Huld.

Noch zehn Jahre diente Haudry seinem Könige, dann aber zog er sich von der Öffentlichkeit zurück, verheiratete sich und errichtete seinen eignen Hausstand. Seine Vermögensverhältnisse hatten sich glänzend gestaltet, und so suchte er sich in der Gegend seiner Geburtsstätte ein schönes Plätzchen aus, um sich daselbst ein Heim zu gründen und sein Leben sorglos und friedlich im Kreise einer glücklichen Familie zu genießen. Etwa fünf Meilen von Tours und ebenso weit von Blois kaufte er an den Ufern des Cher eine ansehnliche Strecke Landes, Feld, Wiese, Wald, und erbaute auf einer Anhöhe, von welcher aus man einen wunderlieblichen Blick auf den Fluß und das Thal hatte, einen stattlichen Edelhof, welchem er den Namen „La Charmoise“ gab. Hier genoß er fast noch ein halbes Jahrhundert lang das ruhig ehrbare Leben eines Landedelmannes und war von allen, die mit ihm verkehrten — auch einige Dörfer und mehrere Meierhöfe gehörten zu seinem Besitztume — geachtet, geehrt und geliebt.

Als er starb, hinterließ er eine zahlreiche Familie; das Gut aber blieb vereinigt und vererbte an den ältesten Sohn Peter, der seine Geschwister in entsprechender Weise unterstützte. Auch er wandte sich anfangs der kriegerischen Laufbahn zu, diente Ludwig XIII. (Heinrich war am 14. Mai 1610 von Ravallac erdolcht worden) in mehreren Feldzügen und erwarb sich einen berühmten Namen. Er war groß, stark, breitschulterig, von herkulischer Kraft; Furcht kannte er nicht, kühn, mutig und sorglos ging er jeder Gefahr entgegen, und durch diese Eigenschaften stieg er namentlich in der Achtung des gemeinen Mannes sehr hoch; seine Kriegsknechte vergötterten ihn; Haudry war ihnen der Inbegriff alles Hohen und Achtungswerten. Wohin er schlug, da gab es keinen Widerstand, wohin er stürmte, da gab es Lücken. Aber auch der König schätzte den gewaltigen Haudry sehr hoch, machte ihn zum Freiherrn, und Peter nannte sich nun: „Haudry, Baron von Charmoise.“

Auch für ihn kam die Zeit, da ihm das wüste Kriegsleben nicht mehr behagte, und er sich nach geregelter Häuslichkeit sehnte; er kehrte nach dem väterlichen Edelsitze zurück und hauste hier fortan als Gutsherr. Um die Landwirtschaft, den Ackerbau und die Viehzucht kümmerte er sich nur gelegentlich, das überließ er am liebsten einem Verwalter; er zog den Wald vor, seine Freude war die Jagd. Nebenbei aber hatte er noch mancherlei Liebhabereien; so beschäftigte er sich gern mit der Heilkunde, und weit und breit in der Umgegend hat man den Baron um Hilfe, wenn jemand krank wurde, und bei seiner Leutseligkeit war er stets bereit, mit Rat und That beizustehen; auch der geringste Dorfbewohner scheute sich nicht, dem gnädigen Herrn sein Anliegen vorzutragen. Und ebenso als Wundarzt war Peter Haudry die Zuflucht derer, die Hilfe und Beistand bedurften.

Als Gutsherr war er der Richter in allen Streitigkeiten, welche die Landleute miteinander hatten; er entschied in allen Rechtsfragen, und es war nur eine Stimme darüber: seine Urtheile zeichneten sich aus durch Einsicht, Gerechtigkeit und Wohlwollen. Aber er hatte noch ein andres, höheres Amt übernommen, das ihm nicht zukam, dem er sich aber aus Neigung widmete. Indem er nämlich sah, daß es auf Erden nicht so zuging, wie es nach seiner Überzeugung sein mußte; daß der Gute oft Not, Kummer und Elend zu ertragen hatte, während der Schlechte in Überfluß sorglos dahin lebte; daß der Frevler nicht immer bestraft werde, sondern sich oft den Händen der Obrigkeit zu entziehen mußte, beschloß er, in seinem Bereiche diese Ungerechtigkeiten des Schicksals auszugleichen; er ward der Verteidiger des Schwachen und Unterdrückten, wie nicht minder der Schrecken des Bösen und Schlechten. Meilenweit hoffte und baute man auf ihn, oder fürchtete sich vor ihm, und hundertmal konnte man Reden hören, wie: „Geduld, der Baron ist noch da!“ oder: „Ja, wenn Haudry nicht wäre!“

Was ihm bei seiner Rolle als irdische Vorsehung sehr zu statten kam, war seine riesenhafte Stärke, und man erzählte sich viele Geschichten von seinen Leistungen und kümmerte sich nicht sehr darum, ob sie auch alle erwiesen seien. Einmal — so berichtete die Sage — streifte er durch den Wald und vernahm plötzlich einen fernen Hilferuf. Wie ein Sturmwind fauste er durch dick und dünn, über Stock und Stein, jedes Hindernis überspringend oder vertilgend, und kam nach zwei Minuten auf der Landstraße an, wo drei Räuber einen wandernden Krämer überfallen hatten. Nicht einen Augenblick besann sich Peter; mit einem gewaltigen Faustschlage schmetterte er den einen Banditen zu Boden, daß er nie wieder aufstand, dann faßte er mit beiden Händen die zwei andern am Nacken und stieß ihnen die Köpfe ein paarmal so kräftig zusammen, daß sie sich nicht mehr regten und leblos neben ihrem Kameraden niedersanken. Dem erschreckten Reisenden gab Haudry alles, was er von Geld bei sich trug, und schritt dann ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder in seinen Wald.

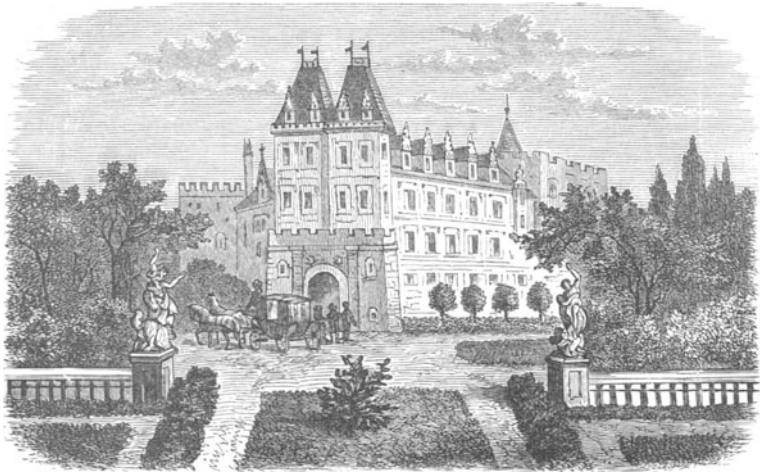
Ein andermal kam er dazu, als ein Müßiggänger den Nußbaum seines Nachbarn plünderte, faßte ihn am Ohr und zaufte ihn ein wenig; allein das geschah unwillkürlich mit solchem Nachdrucke, daß dem Herrn Baron das Ohr des Diebes in der Hand blieb. Wie aber die Kunde weiter berichtete, begnügte sich Haudry damit nicht, sondern ruhte nicht eher, als bis er das abgerissene Ohr auch wieder angeheilt hatte.

Einem Bauern, welchem die Hütte samt aller Habe abgebrannt war, ließ er auf eigne Kosten eine neue und bessere bauen, und als einft eine schreckliche Viehseuche die Gegend heimsuchte, ersetzte er den Armen, deren ganzer Besitz in einer Kuh oder ein paar Ziegen bestand, ihren Verlust aus seinen reichen Ställen. Der Name Haudry wurde mit der Zeit der Inbegriff alles Ehrenhaften wie nicht minder der Güte und der Stärke.

Da Peter kein Freund kostspieliger Vergnügungen war, keinen teuren Luxus trieb, verbrauchte er trotz der Wohlthaten, welche er bereitwillig und ohne Berechnung den Dürftigen spendete, lange nicht die Erträgnisse seines Gutes; es blieb ihm Geld übrig, und dieses verwendete er, sein Besitztum zu vergrößern, neue Ländereien anzukaufen. So gefellte sich zu jenen Vorzügen des Charakters und zu seiner Riesenstärke auch noch der Segen des Reichthums und das Ansehen, welches ihm dieser gab. Meilenweit in der Runde kannte und verehrte man den Baron von Charmoise, und er machte sich dieser Verehrung in jeder Hinsicht würdig. Untadelig stand er da in seinem Leben; vor seiner Einsicht beugte, seinem Urtheile fügte sich jeder bereitwillig und gern; er war erhaben über seine Pächter und das Landvolk der Umgegend, aber so leutselig, daß er der Vertraute jeder Sorge, jeder Herzensangelegenheit ward. Kein Bauer der Herrschaftsdörfer ward begraben, ohne daß Peter hinter dem Sarge herschritt, keine Hochzeit ward gehalten, ohne daß er auf ein Viertelstündchen dabei erschien; aber bei all seiner Herzlichkeit und Freundlichkeit mußte er sich doch so zu benehmen, daß die Achtung, welche die Landleute ihrem Gutsherrn schuldeten, nicht darunter Not litt, der Respekt nicht verloren ging.

Peters Nachkommen glichen ihm zwar nicht hinsichtlich seiner Stärke, auch nicht darin, daß sie das Amt der Vorsehung hätten übernehmen und die Ungerechtigkeiten und Launen des Schicksals ausgleichen wollen, allein auch unter ihnen blieb der Name Haudry gleichbedeutend mit Ehrenhaftigkeit, Wohlwollen und Reichthum.





2. Der Letzte derer von Charmoise.

So hatte auch der letzte Herr von Charmoise, welcher in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Erbe seiner Väter antrat, gewaltet; friedlich lebte er auf seinem Gute, geliebt von einer trefflichen Gemahlin, verehrt von seinem einzigen Kinde Kaul, geachtet, ja fast vergöttert von dem Landvolke der Umgegend. Er widmete sich mit wahrer Hingebung der Verwaltung seines ansehnlichen Besitztums, der Erziehung seines Sohnes und der Sorge für das Wohlergehen seiner Untergebenen; ausschweifende Vergnügungen, luxuriöse Genüsse kannte er nicht; friedlich floß sein Leben dahin.

Nun traf es sich aber, daß er in Angelegenheiten seines Gutes nach Paris reisen mußte, und hier ging dem Baron Jean Haudry eine ganz neue Welt auf; Theater, Bälle, Lustfahrten, das Spiel mit seinem bestrickenden, für den Landadelmann unwiderstehlichen Reize — die verführerischen Lockungen der Großstadt rissen den Unerfahrenen in einen Wirbel von Vergnügungen, der ihm sehr bald die ruhige Überlegung raubte und den klaren Blick trübte. Einen Monat hatte er in Paris bleiben wollen — es waren schon zwei vergangen, und er konnte sich nicht losreißen von der betäubenden Lust, die ihn gefesselt hielt, wohl aber hatte er sich wiederholt von seinem Verwalter Geld schicken lassen, und als dieser ankündigte, der Barvorrat sei zu Ende, gebot Baron Jean (wie ihn kurzweg das Landvolk nannte), daß Geld geschafft werden müsse, und sei es auch durch Verkauf von Wald und Feld.

Allwöchentlich schrieb seine Frau an ihn und bat ihn mit den herzlichsten Worten, sich zu beeilen, recht bald wiederzukehren, sie und sein Sohn Raul erwarteten ihn mit glühender Sehnsucht; die Antworten waren nicht minder herzlich abgefaßt, aber jedesmal hieß es: „Meine Geschäfte sind noch nicht beendigt; es wird wohl noch drei bis vier Wochen dauern, vielleicht auch noch länger, bis ich euch wiedersehen kann“, und Monat um Monat verging, die Briefe wurden seltener, kürzer, die Ausgaben wuchsen in das Ungemessene. Haudry, der nie eine rechte Ahnung von den Folgen solch sinnenberückender Lust gehabt, die sich ihm hier täglich bot, unterlag der Versuchung, kam aus dem Taumel der Vergnügungen kaum mehr heraus. Namentlich war es das Hazardspiel, welches ihn stets in fieberhafter Aufregung hielt; wenn er bei den Karten saß, dachte er weder an Frau noch Kind, und sehr bald hatten sich Falschspieler an ihn herangedrängt, die ihn Hunderte gewinnen ließen, um ihm danach Tausende wieder abzunehmen. Das Gold verschwand unter seinen Fingern; Wiese und Wald, Weiher und Feld wurden verkauft — es ging mit Riesenschritten rückwärts.

Frau Luise, die treue Gattin, hatte längst recht wohl gemerkt, daß es sich nicht mehr um Geschäfte handelte, sondern daß ihr Mann im Taumel der Lust dem Untergange zutrieb; hatte mit aller Innigkeit und Wärme ihn angefleht, zurückzukehren — er antwortete nur noch selten, und als sie ihn merken ließ, sie wolle selbst nach Paris kommen und ihn abholen, schrieb er umgehend: „Ich ziehe morgen in einen andern Gasthof; bitte dich, du mögft unser Gut nicht leer stehen lassen, da du mich in dem endlosen Paris doch nicht finden würdest. Übrigens komme ich nach Charmoise, sobald es nur irgend möglich ist.“ Die neue Wohnung erfuhr seine Frau nie und konnte nun auch nicht mehr an ihn schreiben; sein leichtsinniges Adieu verstand sie aber nur zu gut.

Wie viele Thränen vergoß die edle Frau! Wie viele schlaflose Stunden brachte sie nachts kummervoll auf ihrem Lager zu! Trauer war eingekehrt in die Räume, welche sonst die Heimat des Friedens, der Liebe und reiner Freude waren. Raul besuchte das königliche Kollegium in dem benachbarten Pontlevoy und war nun vierzehn Jahre alt; seine Mutter hatte ihm die unglückselige Verirrung des Vaters so lange als möglich verschwiegen, endlich aber ließ sich dem jungen Manne nichts mehr verbergen, und nun flehte er seine Mutter inständig an, mit ihm nach Paris zu reisen und den Vater dort aufzusuchen. „Wenn er uns sieht, geht er mit; sei dessen fest überzeugt“, meinte der Sohn.

„Wir wissen seine Wohnung nicht“, sprach die weinende Frau. „Wie sollen wir ihn finden in Paris, einer Stadt, welche so groß ist, daß man einen ganzen Tag braucht, nur einmal um sie herum zu gehen.“

„Wir finden ihn“, entgegnete Raul mit Zuversicht. „Er hat wiederholt geschrieben, daß er so viel mit den Ministern Vergennes und St. Germain zu thun habe; wo die Minister wohnen, kann uns jedes Kind auf der Straße

sagen — wir gehen zu ihnen und erfahren so die Wohnung des Vaters. Sei zufrieden, Mutter; sei getrost, wir kommen nicht allein zurück.“

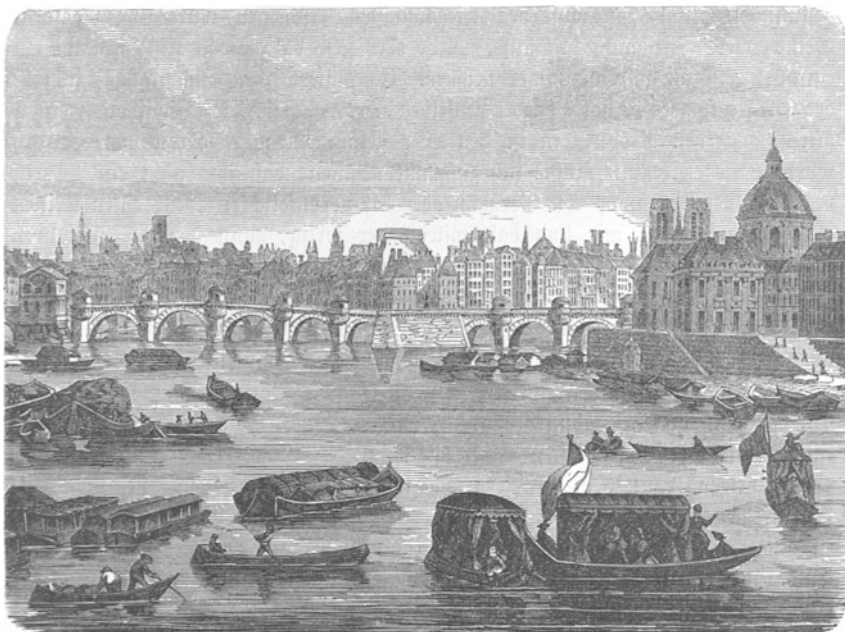
Und Frau Luise Haudry, Baronin von Charmoise, entschloß sich zu dem Versuche, machte die nötigen Vorbereitungen für die weite Reise und fuhr schweren Herzens, aber doch voll Hoffnung der Hauptstadt zu.

Eine Reise von sechzig Stunden — denn so weit war es bis Paris — war vor hundert Jahren noch mit vielen Umständen, Beschwerlichkeiten und auch Gefahren verbunden, doch kamen die beiden glücklich an den Ufern der Seine an und gedachten, schon am nächsten Tage den so sehnsüchtig Gesuchten zu finden. Es war gegen Ende des Monats August 1777.

Aber, o Himmel! Dieses Paris war riesengroß; man fuhr nach dem Gasthofe, welchen anfangs der Vater bewohnt hatte — der Weg wollte gar kein Ende nehmen, und als man dort angelangt war, hatten Wirt und Kellner keine Zeit, daß man sich ruhig mit ihnen hätte unterhalten können; sie hörten nur mit einem Ohre und liefen sogleich wieder weg. Am nächsten Morgen gingen Mutter und Sohn hinaus auf die Straße, um die Minister aufzusuchen — welches Menschengedränge! Welches Gemühl! Und diese zahllosen Wagen, Kutschen und Karren! Man war ja seines Lebens nicht sicher. Schon nach einer halben Stunde hatten die beiden sich verirrt und fanden nur mit Mühe und durch vieles Fragen ihren Gasthof wieder. Sie waren noch nie in einer größeren Stadt gewesen und fühlten nun auf das lebhafteste die Ungemütlichkeit, welche jeder Kleinstädter empfindet, wenn er zum erstenmal in eine Stadt kommt, welche ihre Bewohner nach Hunderttausenden zählt; niemand kümmerte sich um den andern, und wagte man ja eine Frage an einen Vorübergehenden zu richten, so gab derselbe recht höflich eine kurze Antwort und lief dann weiter.

Erst nach einigen Tagen gelang es, bei dem Wirte die Frage um die Wohnung der Herren Bergennes und St. Germain anzubringen, und die Auskunft war, die Minister seien gar nicht in Paris, sondern in Versailles. Jetzt mußte dahin gefahren werden. Nach der Ankunft war es aber für heute schon zu spät, die Empfangsstunde war bereits vorüber. Am nächsten Tage fand sich die Baronin schon sehr zeitig mit ihrem Sohne im Vorzimmer des Grafen St. Germain, des Kriegsministers, ein; es war aber ein fremder vornehmer Herr bei Seiner Excellenz, die beiden mußten warten, und als endlich nach fast einer Stunde sich die Thür des Kabinetts öffnete, erschien der Graf, Hut und Stock in der Hand, und an seiner Seite ein stattlicher Mann, groß, stark, mit einer Adlernase, dunkelbraunen Augen und durchbringendem Blicke; er hatte etwas überaus Vornehmes, aber doch auch Wohlwollendes; es lag etwas Edles in dem Wesen dieses Mannes, und wer ihn einmal gesehen, vergaß ihn nicht leicht wieder.

Sehr artig wandte sich der Minister an die Wartenden und sprach: „Bitte, meine Dame, entschuldigen Sie mich; ich habe mit diesem Herrn ein Geschäft zu besorgen; Sie werden mir ein andres Mal die Ehre erweisen“, verbeugte sich und verschwand mit seinem Begleiter. Es war also wieder nichts. — Folgenden Tages wurde der Minister des Außern, Graf Bergennes, aufgesucht, und während die Baronin und Raul im Vorzimmer warteten, ging der Kammerdiener in das Kabinett und meldete den Besuch an.



Blick auf einen Teil von Paris im 18. Jahrhundert.

Sogleich erschien der Graf und sprach sehr höflich: „Frau Baronin, ich bedaure unendlich, Sie nicht empfangen zu können; ich erwarte einen Besuch, welcher auf diese Stunde bestellt ist; zu jeder andern Zeit bin ich Ihr gehorsamer Diener.“ Damit kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück, und als sich Raul und seine Mutter der Ausgangsthür des Vorsaales näherten, flogen beide Flügel der Thür auf, und herein trat, stolz wie ein König, der Mann mit der Adlernase.

Er erkannte die beiden sogleich wieder, entschuldigte sich, daß sie durch ihn gestern um die Audienz gekommen, und fügte freundlich lächelnd hinzu: „Heute waren Sie zuerst da.“ Er ahnte nicht, daß er es abermals war, der das Anliegen der bedrängten Frau zunichte machte, verbeugte sich vornehm und begab sich in

das Zimmer zu dem Minister; die Baronin aber war so überrascht, daß sie kein Wort hervorbrachte.

Auf die Straße getreten, blieb Raul stehen, blickte seine Mutter mit großen Augen an und rief erregt aus: „Wieder dieser Mensch! Er ist unser böser Geist, der uns überall im Wege steht, uns Unglück bringt.“ — „Er sieht nicht schlimm aus“, erwiderte die Angeredete kleinlaut. „Aber er scheint ein sehr vornehmer Mann zu sein. Morgen wollen wir wieder zu dem Grafen St. Germain gehen.“

Allein es traf sich sonderbar. Als Mutter und Sohn am andern Tage zur bestimmten Stunde im Hause des Kriegsministers erschienen, wurde ihnen gesagt, Seine Exzellenz sei nicht zu Hause, würde aber sehr bald zurück sein; sie möchten einstweilen Platz im Vorzimmer nehmen. Es dauerte auch nicht lange, so trat der Graf ein, aber er hatte wieder denselben Herren bei sich, welcher schon zweimal den schüchternen Provinzlern in den Weg gekommen war. Frau von Haudry wurde verlegen, Raul mußte sich zusammennehmen, daß ihm nicht ein Ausruf des Unwillens entfuhr, St. Germain aber bat verbindlichst: „Nur einen kleinen Augenblick Geduld; wir sind bald miteinander fertig, dann stehe ich zu Ihren Diensten.“ Doch der Mann mit der Adlernase machte Einwendungen: „Bitte, Herr Graf“, sprach er, „ich habe vorgestern und ohne es zu ahnen gestern wieder diese Dame aufgehalten; thun Sie mir den Gefallen, sie heute zu erst anzuhören, ich unterhalte mich unterdessen mit diesem jungen Manne; bitte, bitte“, und was auch der Minister einwendete, es half nichts, die Baronin mußte zuerst mit St. Germain in sein Kabinett eintreten, und der vornehme Herr unterhielt sich einstweilen in der leutseligsten Weise mit Raul.

Übrigens dauerte die Audienz nicht lange. Der Graf konnte sich nicht entsinnen, den Baron Jean Haudry je gesehen oder auch nur seinen Namen gehört zu haben, und es war offenbar, der Unglückliche hatte seine Frau durch eine Unwahrheit beruhigen wollen. Als sie aus dem Kabinett trat, erhob sich der Unbekannte, grüßte überaus artig und sprach mit dem Tone des Wohlwollens: „Wir haben uns sehr gut unterhalten.“

„Nun?“ fragte Raul, als sie auf der Straße angekommen waren. — „Sei still, Kind“, entgegnete die Mutter leise und wehmütig. „Der Graf kennt deinen Vater nicht und hat ihn nie gesprochen.“ — Vor Schrecken entfärbte sich der Sohn, wußte kein Wort zu erwidern, begann aber bald, um seine Mutter auf andre Gedanken zu bringen, die Freundlichkeit und Herzlichkeit des fremden, ihm zuerst so ärgerlichen Mannes zu rühmen, mit welchem er soeben fünf Minuten im Gespräche gewesen. Allein, sein Bemühen half nichts; Luise von Haudry hatte nur einen Gedanken, nur eines, was ihr Herz bewegte, und nachdem sie folgenden Tages auch von dem Grafen Bergennes gehört hatte, daß er ihren Gemahl nicht kenne und nie mit ihm zusammengetroffen sei, sprach sie:

„Nun ist alles aus und der Vater dir verloren. Möge Gott dich beschützen!

Laß uns ohne Säumen nach Hause zurückkehren; uns stehen noch schwere Tage bevor. Ach, mein Kind, welcher Zukunft gehst du entgegen! Alles vor mir ist dunkel und fürchterlich. Gott mit dir!“

Jetzt kam eine Zeit großen Leides auf Gut Charmoise; da, wo ehemals das Glück heimisch war, die Freude herrschte, war die Trauer eingekehrt; das Schicksal hatte die Armen hart geschlagen. Frau von Haudry wurde von Kummer und Schmerz aufgezehrt, und fast jede Woche traf sie ein neuer Schlag; ihre Gesundheit litt Not, ihre Kraft konnte diesem steten Anstürmen nicht widerstehen — Rauls Mutter ward von Tag zu Tag hinfalliger, lag anfangs fast allwöchentlich einige Tage zu Bette, und als Neujahr 1779 herbeigekommen war, verließ sie nur noch selten ihr Schmerzenslager. Es konnte auch nicht anders sein; das Unglück brach riesengroß über die Familie herein, stürzte sie ins Verderben und ließ Mutter und Sohn in der verlegendsten Weise empfinden, daß ihr Schicksal dem Untergange geweiht war, unrettbar dem Abgrunde zutrieb, und daß die ganze Umgebung mit Sicherheit den Zusammensturz kommen sah.

Jean von Haudry hatte in Saus und Braus fortgelebt, Tausende an einem Abend verspielt; seine Schulden waren ins Ungeheuerliche gewachsen. Fortwährend verlangte er Geld von Hause, verschleuderte Hab und Gut in unverantwortlicher Weise, allein — er war einmal auf dem steil abschüssigen Wege, welcher zum Untergange führte; er sah den Abgrund vor sich, er wußte, daß er hineinstürzen mußte, aber er war im Laufe; schneller und immer schneller rannte er bergab, er konnte nicht einhalten, es fehlte der Rettungspfehl, an dem er sich hätte anklammern, zum Stehen bringen können; er allein, ohne Hilfe, vermochte das nicht. Hätte ihn seine Frau in Paris gefunden, so wäre er gerettet worden; nun aber war er verloren.

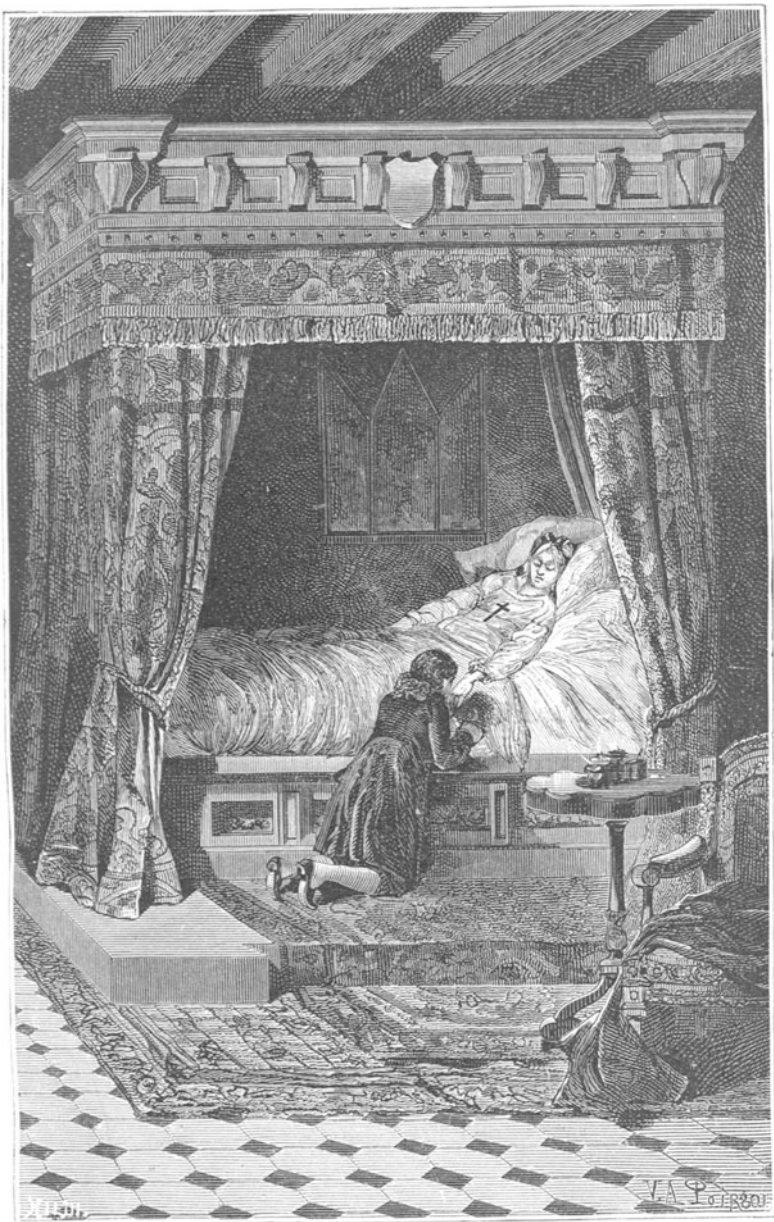
Sein Gewissen schwieg nicht, es machte ihm oft die bittersten Vorwürfe, aber dann mußte sich der Unglückliche nicht anders zu helfen, als daß er sich von neuem in den Strudel der Lust stürzte, im Taumel des Genusses Vergessenheit suchte. Er hatte keinen Freund, sondern nur Genossen der Üppigkeit. Die Gläubiger drängten ihn; es mußte Geld herbeigeschafft werden, wollte er nicht in das Gefängnis wandern — wieder und wieder schrieb er an seinen Gutswalter — es wurde das letzte Geld, der letzte Waldbezirk verkauft, der Baronin blieb nichts, als was mit den Mauern des Gartens und des Hofes eingeschlossen war.

Am Tage darauf stellten sich zwei Knechte ein, verlangten ihren Lohn und ihren Abschied, da ja doch keine Arbeit mehr für sie vorhanden sei. Das war ein furchtbarer Schlag für die ohnehin Leidende Frau; aber es kam noch weit ärger. Jean brauchte mehr Geld; auf seinen Befehl ward alles Vieh, Ochsen, Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen, wurden die Ackergäule und Kutschpferde und die Herrschaftswagen verkauft, um ein Spottgeld verschleudert — und am andern Morgen

traten Kutscher, Bediente und Stallknechte vor die gnädige Frau hin und baten um ihre Entlassung; es war nichts mehr für sie zu thun, und so schwer einzelnen von ihnen auch das Scheiden wurde, sie konnten doch nicht dableiben, ohne irgend eine Obliegenheit zu haben. „Weiß Gott“, sprach der Kutscher mit halb erstickter Stimme, „es bricht mir fast das Herz entzwei, aber ich kann den Stall nicht leer und öde sehen, in welchem unsre Kappen standen und der Fuchs der gnädigen Frau; ich will gehen, fort, so weit mich meine Beine tragen.“

Acht Tage später ging der Verwalter; es war nichts mehr zu verwalten, und er fürchtete auch, der Herr Baron könne es bis zur Versteigerung des Hauses treiben, und was sollte dann aus der Frau und dem Sohne werden? Der gute Mann wollte den Jammer nicht mit ansehen und ging deshalb beizeiten, sich eine andre Stelle suchend. Als aber der Verwalter geschieden war, begann eine allgemeine Flucht unter dem Gefinde; noch an demselben Tage forderten Gärtner, Köchin und Hühnermagd ihre Entlassung, und in der kurzen Zeit von zwei Wochen stand der Edelhof einsam und verlassen da; wo sonst reges, fröhliches Leben geherrscht, war es jetzt öde und leer; die weiten Räume wurden nur noch von der Baronin, von Paul und einer alten Dienerin Brigitte bewohnt, welche sich nicht von der geliebten Herrin trennen konnte. Sie hatte als Kindermädchen die ersten Schritte Luise's geleitet, hatte sie gepflegt, bedient; war mit ihr nach Charmoise gezogen, als sie sich verheiratete, und aus der Dienerin war im Laufe der Jahrzehnte eine Vertraute geworden; Brigitte, die das Ende klar vor Augen sah, konnte nicht an sich denken; sie mußte auch die Augen zudrücken derjenigen, welche sie vor langer Zeit bei ihrem Erscheinen im irdischen Leben begrüßt und welche sie stets gehegt und geliebt hatte wie ihr eignes Kind. —

An einem schönen, sonnenhellen Märztag brachte der Briefbote ein Schreiben, welches Luise mit zitternder Hand erbrach, denn sie erkannte an der Schrift, daß es von ihrem Manne kam. Erdrückt von seiner Schuldenlast, wußte er sich nicht mehr zu helfen, hatte nichts mehr, womit er seine Gläubiger befriedigen konnte, und diese hatten ihn nicht nur in das Gefängnis werfen lassen, sondern auch den Befehl ausgewirkt, daß zu ihren Gunsten sämtliches Eigentum des Barons Jean Haudry von Charmoise, bewegliches und unbewegliches, öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden sollte. Jetzt erst, zwischen den düsteren Gefängnismauern, hinter den Eisenstäben der Fenster, erkannte Jean die ganze Größe seines verbrecherischen, sündhaften Treibens; sein Gewissen quälte ihn Tag und Nacht, ließ ihm keine Ruhe mehr — betäuben konnte er sich hier nicht, die Verzweiflung kam über ihn. Er bereute bitter seinen Leichtsin, bat seine Frau um Verzeihung und — nahm Abschied von ihr. Am Schlusse des Briefes waren von der Hand des Gefängnisinspektors die Worte beigefügt: „Nach Abfassung und Überreichung vorliegenden Schreibens hat sich der Gefangene mit seiner Halsbinde an dem Eisengitter des Fensters seiner Zelle erhängt.“



Am Lager der sterbenden Mutter.

Das war zu viel für die leidende, unglückliche Frau; diesen Schlag konnte sie nicht mehr ertragen. Sie ließ den Brief ihren Sohn lesen, dann sprach sie mit schwacher Stimme: „Kaul, verzeihe deinem Vater, wie ich ihm von Herzen verzeihe; er war nicht schlecht, nur zu schwach, der Versuchung zu widerstehen. Du bist jetzt arm und stehst verlassen da; erinnere dich stets des Wortes deiner sterbenden Mutter: der ehrliche Name ist der Reichtum des Armen; erwirb ihn dir und halte ihn fest als dein teuerstes, köstlichstes Kleinod. Du bist noch jung — aber sei ein Mann!“ Sie fiel auf ihr Kissen zurück und sprach nicht mehr, atmete nur noch schwach.

So verstrich der Tag, die Nacht brach an. Etwa um die zehnte Stunde — Kaul kniete am Bette seiner Mutter und bedeckte ihre Hand mit Küssen — öffnete die Sterbende noch einmal die Augen und lispelte leise:

„Lebe wohl, lieber Kaul, und sei ein Mann!“

Noch ein tiefer Atemzug — es war ihr letzter; der Sohn fühlte, wie der Mutter Hand in der seinen zur Kälte des Todes überging.

Kaul brachte die Nacht am Lager seiner Mutter zu und sah und hörte nichts von dem, was vorging. Als aber der Tag anbrach, die Sonne zwischen den schweren dunklen Vorhängen hindurch in das Zimmer blickte, da erhob er sich, richtete sich stolz in die Höhe, trocknete seine Thränen, und in seinem Innern klang es: „Sei ein Mann!“



Im Parke von Charmotie.



Versteigerung des Hausgerätes in dem Schlosse von Charmoise.

3. Raul.

An demselben Abende, die Sonne war längst untergegangen, kam der Gerichtsbote von Pontlevoy und wollte der Baronin die amtliche Verkündigung überreichen, daß am nächsten Morgen um 10 Uhr ihr Hab und Gut, das Haus inbegriffen, öffentlich versteigert werden sollte; wiederholt schlug er mit dem Klopfer an die Pforte — niemand erschien, der ihm öffnete; und als sein Klopfen vergebens war und er auch nirgends Licht erblickte, der Edelhof dunkel und schwarz vor ihm lag, dachte er: „Aha, die Vögel sind ausgeflogen, sie haben das Nest bereits verlassen“, und klebte das Papier mit vier Oblaten an die Thür; er hatte Erfahrung in dergleichen Dingen, und es war nicht das erste Mal, daß er eine Ladung oder eine Verfügung nicht persönlich überreichen konnte.

Am andern Morgen öffnete Raul das Fenster, schaute hinaus in die herrliche Gegend, die so lange seine Heimat gewesen, und überblickte die Felder und Wiesen, den Fluß und den Wald, die Dörfer und Meierhöfe und den Weg nach Pontlevoy, welchen er so oft nach dem Kollegium gewandelt. — Dort, hinter jenen hohen Bäumen schaute die Abtei mit ihren hohen schwarzen Türmen hervor — er sollte, er mußte jetzt scheiden von hier und anderwärts sein Glück suchen, sein tägliches Brot verdienen durch der Hände Arbeit.

Auf dem Wege, den er jahrelang fröhlich, oft singend zurückgelegt hatte, nahte jetzt eine dichtgedrängte Menschenmasse, und voran schritt, schwarz gekleidet, eine große Brille auf der Nase, der Gerichtsschreiber aus dem Flecken, zu seiner Seite der Amtsdienner. Ohne weiteres trat die Menge in den Hof und that, als

habe sie das Recht, hier einzudringen. Obwohl der Amtsdienner erklärte, daß niemand mehr in dem Schlosse sei, und er deshalb auch die Verfügung nicht habe überreichen können und daher hier an die Hausthür befestigt habe, wollte sich der Gerichtsschreiber doch selbst überzeugen und schritt in das Haus. Raul war in hohem Grade erregt und hätte gern die ganze Gesellschaft mit Peitschenhieben hinausgejagt, aber die alte treue Brigitte trat ihm in den Weg, hielt ihn zurück und sprach: „Mein lieber Herr! Was wollen Sie? Diese Leute haben das Recht auf ihrer Seite und die Macht. Sie können nichts ändern; lassen Sie geschehen, was nicht abzuwenden ist.“

„Ich will und werde nicht dulden, daß fremdes Volk sich hier eindringt, solange meine Mutter noch hier auf ihrem Sterbebette liegt; ist sie beerdigt“, fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, „dann mag geschehen, was da will.“

„Und wenn Sie sich nun widersetzen“, sprach Brigitte weiter, „und werden festgenommen und weggeführt, wer sorgt dann für Ihre Mutter? Wollen Sie sie allein lassen?“

„Du hast recht, Brigitte“, entgegnete Raul. „Mag geschehen, was ich nicht verhindern kann“; und als der Gerichtsschreiber in das Zimmer trat und, den jungen Herrn Baron erblickend und die tote gnädige Frau, respektvoll seinen dreieckigen Hut abzog und sich entschuldigte, daß ihm sein Amt eine so schwere Pflicht auferlegt, sprach der junge Mann: „Thun Sie, was Ihnen aufgetragen ist; lassen Sie nur dieses eine Zimmer, in welchem meine Mutter liegt, unberührt; Brigitte wird Ihnen die Möbel hinaus auf den Vorplatz stellen.“

Mit tiefem Bückling entfernte sich der Schreiber und stieg wieder hinab. Jetzt wurden Schränke, Tische, Stühle, Sessel, Kommoden und aller Hausrat hinaus in den Hof geschafft, das Schloßchen ward vollständig ausgeleert, selbst das Küchengeschirr blieb nicht an seinem Platze, nur Bett, Stuhl, Tisch und was Raul bis zur Beerdigung seiner Mutter sonst noch nötig hatte, sowie seine Kleider wurden ihm unangetastet belassen.

Während die Kauflustigen die aufgestellten Möbel untersuchten — das Kostbarste, d. h. ihren Schmuck, hatte Frau von Haudry längst veräußern müssen — strömten fortwährend noch Liebhaber und Neugierige herzu; als es aber auf dem Uhrtürmchen Zehn schlug, stellte sich der Gerichtsschreiber in Positur, klopfte mit einem Hammer auf einen Tisch, verlas mit feierlicher Würde die königliche Verordnung und — die Versteigerung begann.

Raul stand anfangs am Fenster und sah thränenden Auges mit zu, wie ein Stück nach dem andern verschwand, in andre Hände überging; wie das, was zwei Jahrhunderte erworben und miteinander zu einem schönen Ganzen vereinigt hatten,



Er klebte das Papier an die Thür.

jetzt auseinander gerissen und zerstreut ward; als aber die alten Familienbilder für ein Spottgeld verschleudert wurden, als die Waffen und Ehrenzeichen an die Reihe kamen, das Schwert des ersten Haudry versteigert ward, der große Festtagsbecher des starken Peter, der Schreibtisch von Rauls Vater, das Hochzeitskleid seiner Mutter — da konnte er es nicht mehr mit ansehen; weinend trat er zurück, kniete am Bett der Entschlafenen nieder und betete. „Gott sei gelobt“, sprach er, „daß du gestern schon zur Ruhe, zum Frieden eingegangen bist und die Szenen des heutigen Tages nicht mehr erlebest. Schlafe wohl!“

Ein Bürger von Pontlevoy hatte das Schloßchen samt Hof und Garten an sich gebracht, um eine Meierei daraus zu machen, hatte aber bescheiden und ehrerbietig dem jungen Herrn angeboten, er möge darin bleiben, solange es ihm gefalle. „Von mir wird der junge Herr nicht vertrieben“, sprach er. „Die verstorbene gnädige Frau hat stets als Mutter an allen Armen und Bedrängten gehandelt, und daß ich jetzt in Wohlstand bin und Charmoise kaufen konnte, verdanke ich nur ihrer Güte und Milde in der Zeit schwerer Not, da mir der Ruin drohte.“ Raul dankte herzlich, fügte aber sogleich hinzu, daß er nicht länger bleiben werde, als bis seine Mutter beerdigt sei.

Zwei Tage später bewegte sich ein bescheidener Trauerzug aus dem Schlosse Charmoise, welcher die Leiche der verstorbenen Baronin zu ihrer letzten Ruhestätte brachte. Der Sarg, mit einem einfachen schwarzen Tuche bedeckt, ward von vier Landleuten getragen; dahinter schritt ernst, niedergedrückt, entblößten Hauptes Raul; den Schluß bildete eine kleine Schar von Zinsbauern, welche auch in dem Unglück ihrer Herrin treu geblieben waren. Ein feiner, kalter Regen hüllte Wald und Feld in einen düstern Schleier, machte die Szene noch trauriger; öde und hoffnungslos lag die Zukunft vor dem jungen Manne.

Am vorigen Abend hatte ihm der Gerichtsschreiber von Pontlevoy 500 Livres gebracht als Mehrerlös aus dem versteigerten Eigentum; das war der ganze Besitz des jungen Mannes, der letzte Rest des Erbes seiner Vorfahren; auf diese bescheidene Summe sollte er sein künftiges Glück bauen.

In der Mitte des Friedhofes, an dem Ehrenplatze, erhob sich das Erbegräbniß derer von Charmoise, ein schönes, aus Granit aufgeführtes Mausoleum, welches jetzt alles barg, was von der Ehre der alten Haudry noch übrig war. Der Geistliche segnete die Leiche ein, sie ward hinuntergelassen in die Gruft — noch ein stilles Gebet, die schwere Thür schloß sich wieder, und alles war vorbei. Raul drückte allen, die an der Beerdigung teilgenommen hatten, stumm, aber innig die Hand und kehrte still nach seinem bisherigen Erbsitze zurück.



Er verlas die königliche Verordnung.

Jetzt hatte er die geliebte Mutter zur ewigen Ruhe gebracht, er hatte abgeschlossen mit dem bisherigen Leben, ein neues begann für ihn. Erst siebenzehn Jahre war er alt, aber ein edles, stolzes Herz schlug in seiner Brust, und nicht kleinmütig sah er den kommenden Tagen entgegen; er hatte Vertrauen zu sich und wollte sich eine Existenz gründen auch ohne den Ruhm, welcher den Namen seiner Voreltern umgab. Bereits am gestrigen Tage hatte er alles reiflich überlegt, war mit sich eins geworden und zu einem festen Entschlusse gekommen. Der Titel „von Charmoise“ konnte ihm nicht mehr dienen; das Schloß war ja nicht mehr sein; ein hohles Wort ohne Inhalt kam ihm verächtlich vor; überdies hatte der Leichtsinne des Besitzers die Ehre verschertzt, welche seit hundertundfünfzig Jahren mit dem Titel verbunden gewesen. Raul Haudry wollte er sich nennen, anders nicht. War es dem ersten, der den Familiennamen zu Ehren gebracht, gelungen, so konnte, so mußte es auch ihm gelingen, sich auf persönliches Verdienst stützen zu können. Hoch flogen seine Hoffnungen nicht; er war zufrieden, wenn er, ohne Not zu leiden, als Ehrenmann durch die Welt kam, und das zu erreichen, war er sicher; der Arbeit schämte er sich nicht.

Er legte seine bescheidensten Kleider an, band noch etwas Leibwäsche in ein Taschentuch und machte sich so, den Stock in der Hand, bereit, mit seinem Bündelchen der trauten Heimat, der Stätte glücklicher Kinderjahre Lebewohl zu sagen. Er nahm 300 Livres mit sich, 200 gab er der alten, treuen Brigitte und sprach: „Da ich wahrscheinlich für immer scheide und nicht hoffen darf, dich je wiederzusehen, überreiche ich dir dieses Geld. Ich weiß, es ist wenig, um deine langjährigen Dienste zu belohnen; allein es wird dich auf geraume Zeit gegen Not und Mangel schützen; das Leben ist hier billig, und du wirst Mittel und Wege finden, dich weiter durchzubringen.“ — Obwohl die Goldstücke durch die Maschen des Beutels der alten Dienerin freundlich zublinkten, wies diese das Geschenk doch zurück. „Behalten Sie das Geld“, war ihre Antwort, „Sie werden es nötiger haben als ich. Aber ehe Sie gehen, sagen Sie mir, wohin Sie sich wenden, damit ich Sie in meinem Gebete begleiten kann.“

„Wohin ich gehe?“ entgegnete der junge Mann. „Wohin mich das Schicksal führt; ich weiß es noch nicht.“

„Werden Sie denn nicht zu Ihren Verwandten gehen?“ fragte Brigitte erstaunt.

„Nein“, antwortete Raul; „ich habe meiner Mutter versprochen, mich durch Arbeit zu ernähren, und ich werde arbeiten.“

„Sie? Der Herr Baron von Charmoise?“ rief die Alte und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Sie wollen arbeiten?“

„Warum nicht?“ erwiderte der Jüngling. „Ich habe nie gehört, daß Arbeit einen ehrlichen Menschen schändet. Da aber durch ein thörichtes Vorurteil die Arbeit einen Flecken auf meinen Titel bringen könnte, werde ich diesen Titel aufgeben, und ich werde dann weder glücklicher noch unglücklicher, weder besser noch schlechter sein.“

Übrigens beruhige dich; ich habe Selbstvertrauen und Selbstachtung und ich werde mich so halten, daß meine Ahnen meinetwegen nicht zu erröten brauchten. Also: Lebe wohl! Nimm dieses Geld und gib mir den Abschiedskuß.“

„Noch einmal: Ich nehme es nicht!“ entgegnete hartnäckig Brigitte; aber Kaul richtete sich hoch in die Höhe und sprach in gebietendem Tone: „Und ich, der Baron von Charmoise, ich befehle dir, es zu nehmen!“

Verblüfft sah ihn die Dienerin an und fügte sich seinem Willen, indem sie hinzufügte: „Nun wohl, ich nehme es, da ich sehe, daß Sie ein Mann sind, und da ich Ihnen gehorchen muß. Täglich will ich zu Gott flehen, daß er Sie in seinen Schutz nehmen, Sie segnen und leiten und führen möge immerdar.“ Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen. Innig drückte sie den jungen Mann an ihr Herz, den sie hatte zur Welt kommen sehen, dessen Mutter sie schon in deren ersten Lebenstagen begrüßt hatte; ach, die Trennung fiel ihr unendlich schwer.



Die Beerdigung der Mutter. (Siehe S. 20 oben.)

„D“, seufzte sie, „wenn nur der Kummer Ihren Mut nicht ertötet!“

„Sei ohne Sorge, Brigitte“, sprach Kaul, „nicht mit Thränen will ich das Andenken derer ehren, die ich liebe, sondern mit Thaten. Noch einmal: Lebe wohl!“ Damit riß er sich aus ihrer Umarmung los und schritt dahin.

Jrgend einen bestimmten Plan hatte er nicht; die letzten Tage waren zu aufregend gewesen, als daß er sich mit Plänen für die Zukunft hätte beschäftigen können. Unwillkürlich wandte er sich dem Flusse zu, nach den Ufern des Cher. Der Regen hatte seit einigen Stunden aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen; vom blauen Himmelszelt strahlte heiß die Sonne nieder. Die Wege waren etwas trocken geworden, auf dem jungen, frischen Grün glänzten und glitzerten hier und da noch die Regentropfen; die Vögel zwitscherten — die Natur prangte im ersten Frühlings Schmuck.

Raul setzte sich auf einen Baumstumpf und betrachtete noch einmal dieses prächtige Fleckchen Erde, das er nun verlassen wollte, um es vielleicht in seinem Leben nicht wiederzusehen. Aus seinen Träumen ward er plötzlich aufgeschreckt durch den Hufschlag eines Rosses.

Sich umblickend, gewahrte er einen Reiter in einen blauen Mantel gehüllt, der auf einem kräftigen Schimmel aus dem Walde gesprengt kam; sein Hut war mit Goldtressen geziert, an seiner Seite hing ein großer Säbel — es war also ein königlicher Offizier. „Geda, Junge!“ fragte er, sein Pferd anhaltend, „kannst du mir sagen, welcher dieser drei Wege nach Montrichard führt?“

Ohne Zweifel glaubte der Offizier, einen Bauernknaben der Umgegend vor sich zu haben; Raul, nicht verletzt durch die barsche Form der Anrede — er wollte ja nicht erkannt sein — erhob sich augenblicklich, grüßte höflich und antwortete: „Mein Herr, alle drei Wege führen nach Montrichard. Der erste, hier rechts, ist der kürzeste, und Sie können ihn wählen, wenn Sie sehr eilig sind; aber er führt durch den Wald, ist uneben, holperig und schlecht, von dem Regen nun auch durchweicht, und das Pferd wird sehr müde werden. Der gerade vor Ihnen ist besser und minder beschwerlich; wenn ich Ihnen aber raten soll, schlagen Sie den zu Ihrer Linken ein. Es ist zwar ein kleiner Umweg, aber er ist gut und führt Sie durch den schönsten Teil, den reizendsten Winkel unsres Ländchens.“

Der Offizier, erstaunt, einen Bauernknaben die Schönheiten der Natur preisen zu hören, was bei Landleuten so selten vorkommt, betrachtete einen Augenblick den jungen Mann aufmerksam, dann sprach er: „Gut, mein Freund, ich danke dir für deine Auskunft, und ich werde den von dir empfohlenen Weg einschlagen.“ Mit diesen Worten gab er seinem Tiere die Sporen und jagte dahin.

Raul sah ihm geraume Zeit nach; dann verzehrte er mit gutem Appetit ein großes Stück Brot, welches er von Hause mitgenommen hatte. Gefättigt erhob er sich hierauf und schritt, den Stock mit seinem Bündelchen nach Art der in die Stadt gehenden Landleute auf die Schulter nehmend, ebenfalls in der Richtung nach Montrichard weiter. Ohne Sorge ging er seinem Schicksal entgegen; er war jung, gesund, und die Hoffnung erheiterte seinen Blick.





Friedrich Wilhelm von Steuben.

Der Mann mit der Adlernase.

1. Die Schule des Krieges.

Im dreizehnten Jahrhundert wanderte eine fränkische Familie mit Namen Stoybe nach der Graffschaft Mansfeld aus, wurde im Laufe der Zeit sehr angesehen, reich und erwarb verschiedene Rittergüter, welcher Besitz zum Flore des Geschlechts nicht wenig beitrug. Der Name änderte sich mit der Zeit in Steube, dann in Steuben, und wegen ihrer freiherrlichen Besitztümer wurde die Familie von den Nachbarn und allen, die mit ihr verkehrten, „von Steuben“ genannt, obwohl sie nie in Wirklichkeit geadelt worden war; und ebenso gab man den männlichen Sprossen den Titel Baron, welche Bezeichnung sich so tief einlebte, daß in späteren Jahrhunderten die dadurch Geehrten nicht im entferntesten daran zweifelten, daß ihnen die freiherrliche Würde mit Recht und Zug zukomme.

Die Steuben kamen durch Verheiratung mit den vornehmsten Familien des Landes in Verbindung und widmeten sich zu einem großen Teile dem Soldatenstande; im Dreißigjährigen Kriege zeichnete sich der kaiserliche Hauptmann Ernst Nikolaus von Steuben durch Mut und Tapferkeit aus, so daß er in Folge der erhaltenen vielen Wunden noch als junger Mann seinen Abschied nehmen mußte. Es gab auch Gelehrte in der Familie, wie den Oberprediger Augustin von Steuben in Brandenburg, der als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller sich einen Namen erwarb. Doch waren solche Fälle immer nur Ausnahmen; die Steuben wurden Soldaten, das war mit der Zeit ganz selbstverständlich geworden.

Wilhelm Augustin von Steuben war königlich preussischer Hauptmann, einer der wissenschaftlich gebildetsten Offiziere der Armee, und als die Kaiserin Anna von Rußland den König Friedrich Wilhelm I. um Überlassung einiger tüchtiger Ingenieuroffiziere ersuchte, trat er auf Befehl seines Königs im Jahre 1733 in russische Dienste. Am 15. November 1730 war ihm in der Festung Magdeburg ein Söhnchen, Friedrich Wilhelm, geboren worden, und dieser Knabe, noch nicht drei Jahre alt, mußte nun die Reise in das nordische Reich mitmachen und den Vater später, als der Krieg mit der Türkei ausbrach, in die Krim begleiten; er kehrte dann mit ihm nach Petersburg und in seinem zehnten Jahre wieder nach Preußen zurück, wo der Vater als Major in das Ingenieurcorps trat und sogleich mit in den ersten Schlesienschen Krieg zog. Der kleine Fritz hörte von seiner Geburt an nur Trommeln, Trompeten und kriegerische Musik, sah nur Soldaten und Krieg; zwischen Exerciziren und blutigen Kämpfen wuchs er auf, wurde bald hierhin, bald dorthin mitgeschleppt, wie es eben die verschiedenen Garnisonen und das Kriegsleben seines Vaters mit sich brachten; er besuchte die Schulen in den Städten, in welchen der Vater gerade in Quartier lag — was Wunder, wenn er in seinem ganzen Fühlen, Sinnen und Denken nur Soldat war? — Zudem verlangten die Überlieferungen der Familie, daß er sich dem Wehrstande widmete, abgesehen davon, daß sich ihm hier wirklich die besten Ausichten darboten, vorwärts zu kommen und sein Glück zu machen. Er hatte viele Verwandte in der Armee, und diese konnten ihm ja die Wege ebnen.

Gewichtig fiel es in die Wagtschale, daß der Reichtum, dessen sich die Familie vor Jahrhunderten erfreut hatte, längst geschwunden war. Fritzens Vater hatte zehn Kinder, und die steten Versetzungen und Reisen hatten bedeutende Ausgaben verursacht, so daß der Herr Major, wenn er irgend standesgemäß leben wollte, keinen Pfennig übrig behielt, sondern sich stets in ziemlich drückenden Verhältnissen befand; ging der Sohn unter die Soldaten, so war er am raschesten versorgt. Und dieser hörte ja zu Hause nur erzählen von den Thaten der Vorfahren, von den kriegerischen Unternehmungen seines Vaters; im Lager und in stetem Umgange mit andern Soldatenjöhnen aufgewachsen, hatte er keinen andern Gedanken, kein andres Verlangen, als das Schwert zu führen und alle seine Ahnen, welche den Kriegspfad betreten, zu übertreffen. Dazu kam noch, daß in jener Zeit, als Friedrich II. im Verlaufe eines Jahres ganz Schlesien erobert und als jugendlicher Held allseits bewundert dastand, der Soldatenstand zu hohem Ansehen gelangt war. Es hieß auch damals wie im Dreißigjährigen Kriege: „Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt, drum wohl, wer den Degen jetzt führt!“

Als der zweite Schlesiensche Krieg begann und Preußens Heere in Böhmen einrückten, mußte auch Wilhelm Augustin von Steuben mitziehen, und Fritz blieb nicht zurück. Aber diesmal wollte er handelnd auftreten, nicht bloß zusehen; und so sehen wir ihn, als die Armee gen Prag vorrückte, in der Eigenschaft eines Freiwilligen

mit dem Heere marschieren; noch nicht völlig vierzehn Jahre alt, ertrug er alle Strapazen des Lagerlebens mit standhafter Ausdauer und leichtem Soldatenfinn.

Am 2. September 1744 langte man vor Prag an, und sogleich begann der Kampf; der König ließ unter seinem persönlichen Kommando die Kleinfeste, sein Feldherr Schwerin die eigentliche Stadt berennen; es floß viel Blut, ein Ergebnis ward jedoch nicht erzielt. Der Knabe Steuben stand zum erstenmal im Pulverdampfe, sah die Getroffenen fallen, hörte das Donnern der Geschütze, das Klirren der Schwerter und — das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Voll Entsetzen und doch voll Bewunderung staunte er die Regimenter an, welche sich im Sturm Laufe den todbringenden Batterien entgegenstürzten, als seien sie selber unverwundbar und unsterblich; sie marschierten, sie fochten, sie trotzten dem Tode — weil sie dazu kommandiert wurden. Da lernte Fritz die wunderbare Allgewalt der Disziplin kennen, und diese Einsicht machte ihn ein Menschenalter später zum starken Arme eines mächtig aufstrebenden Volkes, das seine Freiheit errang.

Acht Tage später kam das Belagerungsgeschütz; alsbald wurden die Stücke aufgestellt und die Beschießung eröffnet. Am 15. September 1744 war eine weite Bresche in die Mauer der Kleinfeste gelegt, und am 16. des Morgens in aller Frühe rückten die Sturmkolonnen vor. Fritz von Steuben that es nicht anders, er mußte dabei sein; Furcht empfand der Jüngling nicht, da neben ihm Tausende todesmutig dahin marschierten, als sei die Kugel noch nicht gegossen, die ihnen verderblich werden konnte. Doch ging es diesmal ohne Blutvergießen ab, denn der Festungskommandant schickte, noch ehe der Kampf entbrannte, einen Parlamentär heraus und ergab sich und die Besatzung kriegsgefangen.

Solcherart war das erste kriegerische Vorkommnis, das Fritz erlebte. Da er sich jedoch noch manche Kenntnisse anzueignen hatte, suchte er diese sich zu erwerben, doch schon im Jahre 1747 wurde er als Fahnenjunker in die Armee aufgenommen.

Zehn Jahre später brach der Siebenjährige Krieg aus, und jetzt gab es Gelegenheit vollauf, sich auszuzeichnen; aber auch die Gefahren und Beschwerden waren groß, und Friedrich II. schonte seine Soldaten nicht.

In fünf Kolonnen überschritt das preußische Heer die böhmische Grenze, und am Morgen des 6. Mai 1757 trafen gegen 100 000 Mann in der Nähe von Prag zusammen. Lange ward nicht gezaubert, wenige Stunden nach der Vereinigung der fünf Korps wurden die österreichischen angegriffen. Allein hier gab es schwere und blutige Arbeit; vor dem österreichischen Lager dehnten sich Moräste aus, welche stellenweise überhaupt gar nicht sich passieren ließen; da aber, wo der Boden fester war, so daß die Mannschaft ungefährdet darüber marschieren konnte, stieß sie auf Palissaden, die erst nach großen Opfern entfernt oder genommen werden konnten. Um 1 Uhr war der Weg frei, und nun wälzte sich dicht gedrängt die Masse der anstürmenden Reiter und Fußgänger gegen das feindliche Lager.

Aber auf hoch aufgeworfenen Dämmen standen die österreichischen Kanonen, und eröffneten jetzt ein so furchtbares Feuer, daß die Heranrückenden nicht zu Hunderten, nein, zu Tausenden niederstürzten. Die Verwüstung war so grauenhaft, daß die preußischen Truppen, die doch an den Anblick des Blutes und des Todes gewöhnt waren, entsetzt zurückwichen. Einen Augenblick schien es, als sollten alle diese schweren Opfer vergeblich gebracht sein.



Graf Schwerins Heldentod bei Prag.

Da riß der dreiundsiebzigjährige Graf Kurt Christoph Schwerin einem Fähnrich die Fahne aus der Hand — „Mir nach!“ rief er und stürmte vorwärts. Mit Ungeßtüm folgten ihm die Regimenter gegen die feindlichen Dämme — Schwerin war im Nu von vier Kugeln niedergestreckt, zu Boden gesunken, indes unaufhaltsam, unwiderstehlich ging es voran, und die todbringenden Batterien wurden genommen.

Nun ward der Feind von allen Seiten angegriffen. Auf allen Punkten geworfen, eilte er in verzweifelter Hast nach Prag, hinter seinen Mauern Schutz suchend. Es war ein glorreicher, aber teuer erkaufter Sieg für Friedrich II.; preußischerseits lagen 18 000 Tote und Verwundete auf dem Schlachtfelde. Dem Leutnant von Steuben war durch eine Flintenkugel der Hut vom Kopfe gerissen worden, fünf Minuten später empfing er einen Streifschuß am linken Oberarme; aber mutig stürmte er hinter dem alten Schwerin her, der wenige Schritte von ihm zu Boden sank.

Das war Fritzens Bluttaufe. — —

Sein Regiment befand sich überall dabei, wo es gefahrvoll herging; er selbst zeichnete sich stets durch Mut, Unerfrockenheit und Standhaftigkeit aus. So ward der junge von Steuben ein ganzer Mann.

Unvergeßlich sein ganzes Leben blieb ihm der 5. November desselben Jahres 1757. — Hier stand der König bei dem Dorfe Roßbach mit 22 000 Mann dem Prinzen von Soubise mit 60 000 gegenüber, der überdies den Vorteil einer ganz vortrefflichen und gesicherten Stellung genoß. Vor solcher Übermacht zogen sich die Preußen scheinbar zurück; der siegbegierige Soubise folgte ihnen, verließ seine feste Stellung und drohte, die kleine Armee, welche sich in respektvoller Entfernung gelagert hatte und ruhig ihr Mittagsmahl verzehrte, zu umzingeln. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß er sie mit Mann und Maus gefangen nehmen würde. Allenthalben brannten die Feuer, standen die Kochtöpfe an den Flammen; die Krieger aßen, tranken und unterhielten sich. Leutnant von Steuben saß auf einem Baumstumpfe, verzehrte kaltes Fleisch und Brot und nahm von Zeit zu Zeit einen Schluck aus einer kleinen Feldflasche. Um ihn lagerten die Soldaten seines Zuges; keiner machte sich Sorge darüber, daß sich die französische Armee nach rechts und links ausdehnte, die beiden Flügel des preußischen Heeres schon weit überholte und, ohne Widerstand zu finden, in deren Rücken schwenken konnte.

Um 1 Uhr etwa hatten die Ruhenden ihr bescheidenes Mahl beendet, die Töpfe wieder eingepackt und standen nun zu andrer Arbeit bereit. „Munter, Kinder“, rief Steuben, „singt eins! Nicht so stille!“ Und die Nächststehenden stimmten an:

„Auf Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von sauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.“

Das Lied war damals noch ziemlich neu, erst zu Anfang des Siebenjährigen Krieges gedichtet worden, bei den Truppen aber sehr beliebt; ein halbes Duzend stimmte den Sang an, zwanzig fielen ein, und bald brauste es jubelnd durch die Luft:

„Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lobositz,
Und unser war der Sieg.“

Steuben sang kräftig mit, und als die letzte Strophe beendet war, sprang er in die Höhe, schwang seinen Degen und schrie: „Hurra! Hurra!“ Hunderte jauchzten mit und schlangen Hüte und Flinten. Da — es war halb 2 Uhr — donnert ein Kanonenschuß, und in demselben Momente schlagen die Trommeln Alarm, schmettern die Trompeten, das Lager wird mit Blitzesschnelligkeit abgebroschen, das Heer tritt in Schlachtordnung. Seydlitz warf sich mit seinen Reitern auf die rechte Flanke des Feindes, Infanterie und Artillerie rückten alsbald vor und griffen mit großem Ungestüm an. Der rechte Flügel der Franzosen stürzte sich auf

seinen linken, es entstand grauenhafte Unordnung in den Reihen der Feinde, welche durch das ununterbrochen fortgesetzte Gewehr- und Geschützfeuer der Preußen sowie durch ihre ungestümen Reiterangriffe noch vergrößert wurde — bald löste sich alles in wilde Flucht auf. Es war kein Halt mehr; jeder lief davon, so schnell ihn seine Beine tragen konnten.

Fritz von Steuben befand sich auch bei denen, welche hinter den Fliehenden herjagten und alle, die sich noch zusammenhielten, auseinander sprengten. Das war eine tolle Jagd bis in die Nacht hinein, und nicht nur eine Kanone erbeuteten Steubens Leute, er konnte auch folgenden Tages dem Könige eine französische Standarte überbringen.



Steuben überbringt dem Könige die erbeutete Standarte.

Mit Wohlgefallen sah Friedrich II. auf den jungen Mann und sprach: „Fahre Er so fort; aus Ihm kann noch etwas werden!“

Im folgenden Jahre verließ Steuben, jedoch mit Einwilligung des Königs, seinen bisherigen Posten und lernte eine ihm ganz neue Kriegsschule kennen, welche ihm Gelegenheit bot, sich nach einer andern Richtung hin auszubilden.

Im Hinblick auf die irregulären Truppen der österreichischen Armee, die Panduren, Kroaten und Rotmäntel, hatte auch Friedrich Freibataillone errichtet, welche keinem bestimmten Korps zugeteilt waren und auch nicht von einem Heerführer kommandiert wurden; ihre Bestimmung war, Streifzüge zu unternehmen überallhin, wo sie dem Feinde schaden oder Beute abjagen konnten; namentlich sollten sie den

gefürchteten Panduren entgegentreten, damit diese nicht fortwährend die preußische Armee alarmierten, belästigten und dadurch aufrieben. Zu diesen Freibataillonen strömten von allen Seiten junge, kampfeslustige Männer, welche von dem abenteuerlichen Soldatenleben angelockt wurden, begierig nach Gelegenheit haschten, Beute zu machen, die wohl plündern, kämpfen, aber nicht die strenge Disziplin der regulären Truppen ertragen mochten. Talentvolle und verwegene Gesellen solcherart fanden sich hier zusammen; ihrer Neigung und Fähigkeit bot sich ein weiter Spielraum, ihre besten Eigenschaften zu bewähren. Besonders die Panduren waren damals der Schrecken des Volkes in Stadt und Land. Sie trugen ungarische Beinkleider, einen weiten Mantel und eine Mütze; dazu eine lange Flinte, einen großen, krummen Säbel, zwei türkische Messer und zwei Pistolen; am meisten zeichneten sie sich jedoch durch Raublust und Grausamkeit aus. Ihren Namen trugen sie von dem Dorfe Pandur in Niederungarn, wo sich zuerst diese unregelmäßigen Scharen gebildet haben sollen.

Der tollkühnste Anführer eines der preußischen Freibataillone hieß Johann von Mayr, ein geborner Wiener, welcher seine Jugend in Nichtsthun und schlechten Streichen hingebracht hatte, als betrügerischer Spieler flüchtig, hierauf erst Musikant, dann Soldat geworden war und sich bald nachher im Türkenkriege bei verschiedenen Gelegenheiten durch Verwegenheit, Scharfblick und Geistesgegenwart ausgezeichnet hatte, so daß er zum kaiserlichen Offizier befördert wurde. Später trat er in preußische Dienste, dann in sächsische, dann wieder in österreichische, ward hernach polnischer Offizier und avancierte als solcher bis zum Oberstleutnant. Ein häßlicher Vorfall aber zwang ihn, die Flucht zu ergreifen. Damals nahm ihn Friedrich II. auf, ernannte ihn zum Inhaber eines Freibataillons, und nicht lange dauerte es, so war er nicht nur das Entsetzen der feindlichen Armee und der Panduren selbst geworden, sondern auch der ruhigen Bürger in Stadt und Land. Proviant führte diese tolle Schar nicht mit sich; wohin sie kam, quartierte sie sich schlankweg ein, ließ sich verpflegen und griff ohne Scheu zu. Nürnberg, Bamberg, das ganze Frankenland wurden von dieser Geißel arg heimgesucht; aber die Dienste, welche Mayr dem Könige leistete, waren doch zu wertvolle. Er jagte nach der Schlacht bei Roßbach hinter den fliehenden Franzosen her bis Erfurt, nahm Hof ein, plünderte die Gewehrfabriken in Suhl, hielt den Feldmarschall Daun an der Elbe auf, verteidigte Dresden, verfolgte die Österreicher bis zur böhmischen Grenze — er war überall, wo er dem Feinde schaden konnte; heute hier, morgen dort, ohne vorherigen Plan, sowie es gerade die Umstände verlangten und Gelegenheit sich darbot.

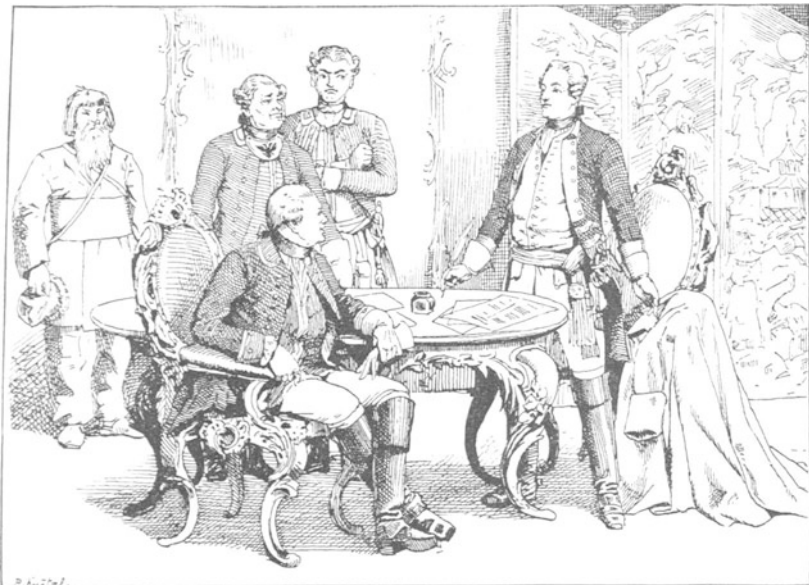
Zu diesem Korps trat Steuben, ward des Führers Generaladjutant. Er lernte hier schnellen Überblick gewinnen, einen kurzen Entschluß fassen; mit dem Augenblick rechnen, sich nicht überrumpeln zu lassen und die Geistesgegenwart nicht zu verlieren. Das ganze Jahr 1758 hindurch machte er die abenteuerlichen Streifzüge des Freikorps mit, bis im Januar 1759 von Mayr plötzlich in Plauen

starb. Jetzt kehrte Steuben wieder in die Armee zurück, aber er hatte gelernt, nicht erst den Befehl eines Vorgesetzten abzuwarten, sondern auf eigne Verantwortlichkeit zu handeln; das eine Jahr war ihm für seine Ausbildung zum Heerführer bedeutungsvoll.

Nicht immer lächelte das Glück; es ging, wie es im Kriege zu sein pflegt: auf den Sonnenschein folgten auch trübe Tage. Am 11. August überschritt Friedrich II. mit 40 000 Mann die Oder und fand bei Kunnersdorf (in der Nähe von Frankfurt) 60 000 Österreicher und Russen in einem wohlbefestigten Lager. Sogleich am folgenden Tage ward der Feind mit Ungestüm angegriffen; allein die Bodenverhältnisse waren so außerordentlich ungünstig, daß die Truppen bereits ermüdet waren, ehe sie zum Angriffe gelangten. Ein Geschützfeuer von hundert Kanonen empfing die Stürmenden; massenhaft stürzten sie nieder, doch — „Vorwärts!“ hieß das Kommando, und die Schanzen wurden genommen, die Russen geschlagen, und um 6 Uhr abends jagten die Hilboten nach allen Weltgegenden, den neuen, glanzvollen Triumph der preußischen Waffen zu verkündigen. Der König wollte nun aber auch die Österreicher besiegen, die bisher noch gar nicht teil an dem Kampfe genommen hatten und noch frisch und guten Mutes der kommenden Dinge harrten. Gegen diese sollten die todmatten preußischen Soldaten die Anhöhen hinan losstürmen — da wandte sich das Glück. Die Preußen erlitten trotz übermenschlicher Anstrengungen eine Niederlage, wie sie Friedrich noch nicht erlebt. Er verlor nicht nur alle eroberten Kanonen, sondern auch 165 von den seinigen; 26 000 Mann blieben tot oder verwundet auf der Walfstatt, am andern Morgen hatte er nur noch 5 000 Mann um sich versammelt; das war der Rest seines Heeres. Ein General war gefallen, viele waren verwundet, der König selbst von einer Flintenkugel getroffen und sein Pferd unter ihm erschossen worden.

Steuben gehörte von Anfang an zu den Stürmenden; er hatte mit gesiegt und war mit geschlagen worden. Auch sein Blut war geflossen, der gewaltige Hieb eines österreichischen Reiters hatte ihn getroffen. Doch konnte er sich auf den Beinen halten, und als alles entsetzt ob des greulichen Blutbades auseinander stob und in wilder Flucht das Weite suchte, war es das Regiment, zu welchem Steuben gehörte, das sich um seinen König scharte, daß er nicht in die Hände der Feinde fiel und welches den Rückzug deckte. Am andern Morgen ließ Friedrich jedem Soldaten dieses Regiments eine besondere Belohnung ausbezahlen.

Wie freudig hatte von Steuben am Morgen, Vorbeeren hoffend, den Tag der Schlacht begrüßt! Wie war er mit seinen Leuten verwegen die Hügel hingestürzt, allen ein Beispiel von Mut und Todesverachtung — und wie gebrochen schritt er am Abend daher — er brachte die Nacht schlaflos und in brennenden Schmerzen auf kalter Erde liegend zu. — Das sind die Launen der Kriegsgöttin.



Steuben verhandelt die Kapitulation.

2. Schicksalswechsel.

Steuben war kräftig, erst 29 Jahre alt, die Wunde heilte rasch wieder, und es blieb ihm nur das Bewußtsein, auch die blutigste aller Schlachten der drei Schlesiſchen Kriege mitgemacht und in derselben vollauf seine Schuldigkeit gethan zu haben. Das Jahr 1761 aber machte auf ganz unerwartete Weise einen Strich durch seine kriegerischen Erlebnisse und führte ihn plötzlich weit hinweg.

Er befand sich im Oktober des genannten Jahres als Oberleutnant und Adjutant des Generals von Knobloch mit diesem in dem Städtchen Neu-Treptow, eine Meile von der Ostsee entfernt, und die 2000 Mann Besatzung hatten die Aufgabe, die Zufuhren für die Festung Kolberg zu decken. Das war nun ein schweres Stück Arbeit und wurde bald ganz vereitelt. In Treptow gab es zwar Wälle, Gräben und ein altes Schloß, es war aber auf eine Belagerung nicht eingerichtet, namentlich fehlten ihm ausreichende Munitions- und Proviantvorräte, es konnte mithin einem Feinde nicht lange Widerstand leisten.

Noch nicht drei Wochen hatte sich Knobloch hier festgesetzt, als 8000 Mann Russen heranrückten und Treptow so enge einschlossen, daß an ein Entkommen der Besatzung nicht zu denken war; ebensowenig aber vermochten die Russen, in

die Stadt einzudringen. Einige Male versuchten sie es, den Platz zu nehmen, wurden aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen.

„Was halten Sie von unsrer Lage?“ fragte der General seinen Adjutanten

„Vor der Hand hoffe ich“, antwortete Steuben, „daß entweder die Russen nach einem andern Punkte abgerufen werden, wo sie nötiger sind, oder daß man uns entsetzt; Hilfe kann uns von verschiedenen Seiten kommen. Bis dahin wehren wir uns und lassen weder Mann noch Maus herein.“

„Ja, ja, Sie haben gut reden“, sprach Knobloch bedenklich, „die Lebensmittel reichen aber nur noch für wenige Tage aus und das Pulver geht auch bald zu Ende.“

„Ich bin ein junger Mann, Herr General“, entgegnete der Adjutant, „ich lebe von der Hoffnung; von heute auf Morgen kann sich vieles ändern.“

Und es änderte sich. In der Nacht eröffneten die Feinde ein furchtbares Feuer. Die Stücke waren im Laufe des Tages zurecht gestellt worden, und jetzt flogen die Granaten pfeifend in die Stadt, schlugen auf die Straßen und in die Häuser ein; nicht lange dauerte es, so hatten sie gezündet, und ein Gebäude stand in hellen Flammen.

Eine Viertelstunde später brach an einem andern Punkte des Städtchens Feuer aus; es war eine grauenvolle Nacht — Läuten der Sturmglocken, Jammern, Schreien, Hilferufen und dazwischen das fortwährende Donnern der Geschütze — die Bewohner des Örtchens, das ja nur ungefähr 3000 Einwohner zählte, hatten Ähnliches noch nie erlebt.

Am nächsten Morgen rückten die Russen vor und hofften, die Besatzung werde jetzt mürbe sein; aber darin hatten sie sich gründlich verrechnet; mürbe waren Knoblochs Leute nicht geworden, aber unbändig wild, und sie hieben drauf, daß überall Lücken zu bemerken waren. Enttäuscht zogen sich die Angreifer zurück und begannen wieder, die Stadt schonungslos zu beschießen. Und wieder brach Feuer aus, das nur mit Aufbietung aller Kraft gelöscht werden konnte.

Die Lage der Bewohner war eine verzweifelte. Fast sämtliche Wintervorräte waren aufgezehrt, denn die 2000 Mann Soldaten brauchten viel, und von außen konnte auch nicht das Geringste hereingebracht werden. Verschiedene Häuser waren abgebrannt; die Bewohnerzahl hatte die Einquartierung fast verdoppelt, und alle haupfen enge zusammengepfercht.

Was sollte daraus werden? In wenig Tagen mußte Hungersnot ausbrechen.

Die Belagerer wußten das auch recht gut, schonten ihr Pulver und stellten das Schießen ein. Der Hunger, meinten sie, werde ihnen ohne weitere Bemühung den Platz schon überliefern. Das ließ sich auch nicht abwenden. Am 23. Oktober hatte der Kommandant feststellen lassen, wieviel Pulver und Lebensmittel noch vorhanden seien; nach einer schlaflosen Nacht sprach er am Morgen des 24. zu seinem Adjutanten: „Das Wort Kapitulation habe ich bis jetzt in

meinem Leben noch nicht ausgesprochen; ich glaube aber, daß uns nichts andres übrig bleibt, als uns zu ergeben. Die Lebensmittel reichen nicht einmal so weit, um uns heute noch sättigen zu können; wenn die Russen stürmen, mangelt es uns zu nachhaltiger Verteidigung an Pulver — was ist zu thun? Sobald die da draußen merken, daß uns der Hunger quält, daß wir uns ergeben müssen, machen sie mit uns, was sie wollen, und behandeln uns schlecht; jetzt können wir noch Bedingungen stellen und eine ehrenvolle Kapitulation erlangen. Der König wird uns zwar grollen, aber wir sind unser 58 Offiziere und 2006 Mann Soldaten; es ist doch besser, wir erhalten uns ihm, als daß uns Hunger und Seuchen hinwegraffen. — Was ist Ihre Meinung?“

„Kapitulieren ist auch für mich ein entsetzliches Wort, Herr General“, erwiderte der Gefragte, „aber da es so steht, wie Sie bemerkten, bleibt uns kein andrer Ausweg. Wenn Sie befehlen, will ich mich hinaus zu dem Kommandierenden begeben und die Bedingungen mit ihm verhandeln; da ich nicht nur französisch, sondern auch russisch mit ihm reden kann — in meiner Jugend habe ich das gelernt — so gelingt es mir vielleicht, erträgliche Abmachungen zustande zu bringen.“

„Thun Sie das, lieber Steuben“, sprach Knobloch mit einem Seufzer, „und Gott sei mit Ihnen. Vor allem: Auf ehrlose Bedingungen lassen wir uns nicht ein.“

„Seien Sie ohne Sorge, Herr General“, entgegnete der Adjutant, „ich weiß, was ich Ihrem und meinem Namen schuldig bin.“

Er warf sich in die beste Uniform, nahm eine selbstbewußte Miene an und ritt stolz hinaus zu dem russischen Befehlshaber, den er sogleich in seiner Sprache anredete, indem er zu ihm sprach: „Wir können zwar noch längere Zeit Ihnen widerstehen und das Leben noch sauer machen; allein wir sehen ein, daß wir schließlich doch in Ihre Hände fallen müssen, weiteres Blutvergießen also zwecklos ist; darum habe ich hier die Bedingungen aufgesetzt, unter welchen wir bereit sind, Ihnen den Platz schon jetzt zu übergeben.“ Der russische General ließ sich die einzelnen Punkte vorlesen und zeigte sich sehr davon befriedigt, seiner Kaiserin die glückliche Eroberung einer Festung melden zu können. Indessen schlug doch seine Stimmung gewaltig ins Gegenteil um, als er hörte, die Besatzung solle mit Musik und das Gewehr im Arm ausmarschieren dürfen und erst am folgenden Tage die Waffen abliefern. „Das geht nicht, unter keinen Umständen“, rief er mit Festigkeit. „Die Mannschaft darf nur ohne Waffen und ohne Musik ausrücken; soll ohne kriegerische Ehren zwischen unsern Reihen durchmarschieren.“

Entschlossen faltete Steuben sein Papier wieder zusammen und sprach: „Herr General, dann ist mein Auftrag beendet; ohne militärische Ehren auszumarschieren, dazu haben wir auch in vierzehn Tagen noch Zeit. Wir warten dann den Wandel des Kriegsglückes ab; vielleicht werden wir von General Platen entsetzt, vielleicht kommt uns ein andrer Umstand zu Hilfe —

im Verlaufe einiger Wochen kann sich viel ereignen; Sie selbst, Herr General, können anderwärts hin abgerufen werden. Würfeln wir also weiter und sehen wir, wem das Glück lächelt, der Zufall günstig ist.“

„Hoho“, dachte der russische Befehlshaber, „so sprechen diese Leute? Sie können es noch vierzehn Tage aushalten? Es preßiert ihnen noch nicht? Aber mir preßiert es; die ganze Umgegend ist ja ausgezogen; es gibt nirgends mehr etwas zu beißen, uns mangelt's bereits am Nötigsten; vierzehn Tage läßt es sich hier nicht mehr aushalten.“ Er sprach daher, zu dem Parlamentär gewendet: „Bitte, lesen Sie nur weiter; ich will hören, was sonst noch kommt; über den einen streitigen Punkt können wir nachher sprechen.“

Steuben las weiter vor, alles ward bewilligt, und bezüglich der vorhin verworfenen Bedingung entschied der General: „Da im übrigen alle Punkte annehmbar sind, will ich nicht wegen einer einzigen Differenz das ganze Werk des Friedens scheitern lassen; um Ihrem Herrn General und Ihnen persönlich ein Zeichen meiner Hochachtung und der Anerkennung Ihrer Tapferkeit zu geben, sei auch jene Bedingung von mir gewährt.“ —

Die Übereinkunft ward doppelt ausgefertigt, von beiden Teilen unterzeichnet, und am Nachmittage des 24. Oktober 1761 marschierten die Preußen, das Gewehr im Arm und ihre Musik an der Spitze, aus; die Russen bildeten Spalier und präsentierten das Gewehr; am folgenden Tage wurden die Waffen abgeliefert, die neue Besatzung zog in Treptow ein, die Gefangenen aber wurden nach Rußland transportiert.

Der russische Befehlshaber bewies sich überaus höflich, als Steuben mit dem Entwurfe der Kapitulation bei ihm erschien; auch bei der Unterzeichnung und Überreichung des Traktates zeigte er sich noch sehr artig; nachdem aber das Geschäft beendigt war und er die Gefangenen in seiner Hand hatte, änderte sich mit einem Male sein Benehmen. Nicht ließ man es an der äußern Rücksicht fehlen, welche die Offiziere gemäß ihrer Stellung beanspruchen konnten; sie genossen anständige Verpflegung und ein erträgliches Quartier, indes im übrigen sahen sie sich doch rauh und abstoßend behandelt und sehnten sich, bald nach ihrem Bestimmungsorte abgeführt zu werden. Sie hatten ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu entfliehen, und mußten es unter allen Umständen halten; das Leben ward ihnen jedoch von Tag zu Tage unerträglicher.

Endlich konnte die Reise angetreten werden. Die gemeinen Soldaten wurden wie eine Herde Vieh nach Rußland getrieben, die Offiziere je zwei oder drei miteinander transportiert. Knobloch und sein Adjutant blieben beisammen, zur Begleitung hatten sie einen Rittmeister und drei Mann Kosaken; die Behandlung war eine rücksichtslose, die Verpflegung höchst mangelhaft und dürftig, und doch erging es ihnen noch verhältnismäßig leidlich, solange man auf deutschem Boden

reiste, als aber einmal die russische Grenze überschritten war, erlitten die Beflagenswerten das Ärgste. Mit ungenügender Bekleidung saßen sie in offenem Schlitten (es war im Januar 1762), der Wind drang durch ihre Kleider, der Schnee schlug ihnen ins Gesicht; nur zur Nachtruhe und einmal zur Mittagszeit ward angehalten, die Verköstigung aber ward immer kärglicher zugemessen; die Gefangenen zitterten vor Kälte und erlagen schier dem Hunger. Steuben unternahm es wiederholt, dem begleitenden Offizier Vorstellungen zu machen, sah sich aber hart angefahren, und die Behandlung ward nur eine um so rohere.



Sonnenschein nach winterlicher Zeit.

Mitte Januar war herbeigekommen. „Ach, wenn wir nur erst in Petersburg wären!“ seufzte Knobloch, und sein Adjutant stimmte von ganzer Seele mit diesem Wunsche überein.

Wieder hielten sie an einer Station; der Offizier trat ein und ließ sie lange, lange, wohl über eine halbe Stunde, mit den Kosaken allein; dann erschien er, begleitet von dem Stationsvorsteher, wieder, verbeugte sich und sprach mit aller ihm zu Gebote stehenden Höflichkeit:

„Meine Herren, darf ich Sie bitten, auszusteigen und Ihr Mittagsmahl einzunehmen; wir haben in der Eile hergerichtet, was wir zusammenbringen konnten, müssen Sie aber ersuchen, mit dem guten Willen vorlieb zu nehmen.“ —

„Ich bedaure unendlich“, setzte der Stationsvorsteher, sich tief verbeugend, hinzu, „von Ihrer Ankunft vorher nicht unterrichtet worden zu sein; es wäre ja mein aufrichtigstes Bestreben gewesen, Sie würdig und standesgemäß zu empfangen.“

Doch hoffe ich, Sie werden mir das Zeugnis nicht versagen, daß es wenigstens mein Bestreben war, Ihnen zu gefallen.“

Unter Bücklingen wurden sie in das Zimmer geführt, wo Sessel an den Ofen gerückt waren und ein ausgiebiges Mahl ihrer wartete; so gut und so reichlich hatten sie es nicht gehabt, seit sie Treptow verlassen. Wein war in reichem Maße vorhanden. Den Gefangenen dünkte, als seien sie in eine Märchenwelt versetzt, als habe ein gütiger Zauberer ihre Verhältnisse plötzlich umgewandelt — sie aus Bettlern zu Königen gemacht; sie langten wacker zu und ließen sich es trefflich schmecken — wer wußte denn, ob der Augenblick des Glückes nicht morgen wieder in das Gegenteil umschlug? Zum erstenmal seit ihrer Abreise durften sie sich gründlich satt essen und auch nach Beendigung des Mahles noch ein Viertelstündchen in der Nähe des warmen Ofens ausruhen.

„Ist es den Herren vielleicht gefällig, wieder einzusteigen?“ fragte unterthänig der Offizier, und der Stationsvorsteher sprach mit höflicher Verbeugung: „Möge es mir gelungen sein, Sie einigermaßen zu befriedigen, und möchten Sie die Gewogenheit haben, bei Seiner Majestät anzuerkennen, daß ich mit bestem Willen zu Ihrem Dienste bereit gewesen.“ — Steuben sagte dem guten Manne auf russisch einige Artigkeiten, dann stiegen der General und sein Adjutant wieder in den Schlitten, und fort ging es auf den Flügeln des Sturmes. Jetzt ließ es sich jedoch schon eher aushalten; man hatte ihnen dicke, warme Pelze in den Schlitten gelegt, einen ganzen Paß Brot und Fleisch, etliche Flaschen Wein und Brantwein mitgegeben — sie litten keine Not. Knobloch und Steuben blickten einander staunend an.

„Träume ich, oder wache ich?“ fragte der General.

„Wir sind verzaubert“, antwortete sein Adjutant; „ich weiß nicht, was das bedeuten soll. Wenn uns die Dame Elisabeth (so hieß die Kaiserin von Rußland) so verpflegen läßt, dann reise ich noch weiter als bis nach Petersburg. Erklären kann ich es mir aber nicht.“

Als es am folgenden Tage ebenso ging und am dritten wieder so, konnte sich Steuben nicht enthalten, den Offizier vertraulich zu fragen, was die Veränderung bedeute, und welchem Umstande sie die Besserung ihres Zustandes und ihrer Behandlung verdankten; und obwohl der Gefragte anfangs zurückhielt und nicht mit der Sprache heraus wollte, so brachten ihn doch etliche schmeichelhafte Worte und Komplimente zum Sprechen — mit einem Male war alles klar.

Kaiserin Elisabeth, die erbitterte Feindin Preußens, war am 5. Januar 1762 gestorben und ihr Neffe als Peter III. auf den Thron Rußlands gelangt. Wer sich bisher bei der Herrscherin beliebt machen wollte, mußte die Deutschen schmähen, verachten und — soweit als möglich — schlecht behandeln, und Steubens Begleiter hatten dies getreulich gethan, um der Majestät wohlzugefallen; dafür hofften sie Lob, Dank und Beförderung zu ernten. Der Thronfolger Peter aber

war, wie alle Welt in Petersburg und im ganzen Lande wußte, nicht nur ein Freund und Verehrer der Deutschen, sondern ein geradezu enthusiastischer Bewunderer Friedrichs II.; alles war gut, vortrefflich und nachahmenswert, sobald es nur preußisch war. Diese Hinneigung zu den „Fremden“ hatte dem Thronerben bereits vielen Haß und manche Feinde zugezogen, allein jetzt war er der allmächtige Zar und sein Wille mußte geschehen. Da es nun gar keinem Zweifel unterlag, daß der Kaiser die gefangenen Preußen an seinen Hof bescheiden lassen werde, so fand man es ratsam, diese auf die liebenswürdigste Weise zu behandeln, damit man ihr Lob und dadurch die Zufriedenheit des Mannes erlangte, der erhöhen und erniedrigen, beglücken und vernichten konnte.

„Vivat!“ jubelte Steuben, als ihm des Rätsels Lösung geworden war. „Nun brauchen wir keine Sorge mehr zu haben; unser Glück steht auf festen Füßen. Kaiser Peter soll leben!“

Die beiden unfreiwilligen Reisenden wurden nun auf dem ganzen Wege mit stets gleichbleibender Zuorkommenheit und Liebenswürdigkeit behandelt; als sie in der Zarenstadt ankamen, bat sie der begleitende Offizier demütigst, sie möchten ihm bei Seiner Majestät das Zeugnis nicht versagen, daß er sie gut verpflegt und für alles reichlich gesorgt habe. Das thaten diese auch recht gern (über die Zeit vor dem 5. Januar den Schleier der Vergessenheit deckend) und die Belohnung für das gute Verhalten der getreuen Diener blieb nicht aus.

Knobloch und Steuben erhielten in St. Petersburg anständige Wohnung, reichliche Verpflegung, jeder einen Bedienten und überdies noch ein reichliches Taschengeld, so daß Steuben höchst befriedigt sprach: „Elisabeth war doch eine einsichtsvolle Frau, daß sie so zur rechten Zeit starb.“

Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft besuchte der Zar die gefangenen Offiziere und unterhielt sich mit ihnen eingehend über das preußische Militärwesen, fragte sie nach vielen Einzelheiten und schickte ihnen sogleich nach seinem Weggange eine ansehnliche Summe, damit sie sich neue Galauniformen machen lassen konnten, denn sie sollten in den nächsten Tagen auf einem Hofballe erscheinen.

Hier machten sie durch ihr gewandtes, feines Benehmen besten Eindruck, und namentlich der noch nicht 32 Jahre alte von Steuben mit seiner stattlichen Figur. Seine gebietende Haltung ward von allen Seiten bewundert, sein blickendes Auge, seine Adlernase und dabei ein Ausdruck des Wohlwollens und der Verbindlichkeit in seinen Mienen machten ihn zum Liebling bei Herren und Damen. Da er nicht nur geläufig französisch, sondern auch russisch sprach, unterhielten sich alle vornehmen Kreise in den nächsten Tagen nur von dem Adjutanten des Generals Knobloch.

Peters Gemahlin, Katharina, war in ihrer politischen Gesinnung das entschiedene Gegenteil ihres Mannes; sie haßte die Deutschen und vornehmlich die Preußen von ganzer Seele, aber auch sie wurde durch Steuben besiegt, und wenn

sie auch von ihrem Deutschenhaffe nicht abließ — dem Adjutanten zeigte sie sich doch sehr geneigt, und vorzugsweise mit ihm tanzte sie besonders gern.

Die Gefangenen lebten aber nicht bloß ihrem Vergnügen, sie suchten auch im Interesse ihres Vaterlandes zu wirken, und das gelang ihnen so vortrefflich, daß Peter III. am 16. März Waffenstillstand, den 5. Mai Frieden und im Juni sogar ein Bündnis mit Friedrich schloß. — Der Zar war in hohem Grade eingenommen von dem feurigen und energischen Steuben. Dieser mußte ihm Truppen einexerzieren, Manöver vorführen, und Peter hätte es sehr gern gesehen, wenn er in Rußland Dienste genommen. Daher machte er ihm glänzende Anerbietungen, allein Steuben zog ein bescheidenes Leben in Deutschland doch der russischen kälteren Herrlichkeit vor und kehrte mit General Knobloch noch vor dem förmlichen Friedensschlusse nach Preußen zurück.

Friedrich II. erkannte wohl, welchen großen Dienst die gefangenen Offiziere seiner Sache in Petersburg erwiesen hatten; er grollte ihnen darum auch nicht ob der Kapitulation von Treptow, sondern zeichnete sie aus, indem er sie alle vorrücken ließ; den wackern Steuben ernannte er zum Stabskapitän und zu seinem Flügeladjutanten. Als solcher machte dieser die merkwürdige Belagerung von Schweidnitz mit, die in ihrem Verlaufe einzig in ihrer Art dasteht. Sie dauerte ein Vierteljahr, und während dieser drei Monate ward der Krieg hauptsächlich unter der Erde geführt; die Preußen suchten die Mauern durch Minen zu zertrümmern; die Österreicher bemühten sich, auf dieselbe Weise ihre Feinde durch Pulver in die Luft zu sprengen; beide Teile, Belagerte und Belagerer, unterminierten sich gegenseitig und suchten unter der Erde die feindlichen Pulvergänge auf, um sie unschädlich zu machen. Endlich war durch eine wohl angebrachte preußische Mine eine große Bresche in eine der mit der Stadt verbundenen Bastionen gelegt, und jetzt mußte die Festung am 9. Oktober 1762 übergeben werden.





Steuben aus dem Kriegsdienste geschieden, lernt sich im Hofdienste bewegen.

3. Neues Leben.

Nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges gab Friedrich seinem bisherigen Flügeladjutanten noch einen besonderen Beweis von Zufriedenheit und Wohlwollen, indem er ihn zum Kanonikus bei dem Domkapitel in Havelberg ernannte, d. h. ihm einen Titel, eine Würde verlieh, welche ihm nicht die geringste Verpflichtung auferlegte, ihm jedoch jährlich etliche hundert Thaler einbrachte. Und dieser Zuschuß zu seinem Gehalte kam Steuben sehr zu statten, denn er hatte kein eignes Vermögen und verstand durchaus nicht, mit dem Gelde umzugehen. Er gab es leichten Herzens aus, ohne je zu überlegen, ob ihm seine Klasse eine solche Ausgabe gestattete; ohne je zu prüfen, ob ihm auch für die künftigen Tage noch etwas bliebe; darum befand er sich sein lebenlang oft genug in großer Geldverlegenheit und mußte drückende Schulden machen.

Er hatte gehofft, bei dem Friedensschlusse in seinem Range bedeutend erhöht zu werden; allein gerade dieses trat nicht ein, denn der König konnte seine Armee überhaupt nicht auf dem bisherigen Stande erhalten; das ertrugen die Kräfte des verwüsteten, ausgezogenen, verarmten Landes nicht. Jetzt galt es zu sparen, und viele Offiziere mußten sich deshalb statt des erwarteten Vorrückens die Pensionierung gefallen lassen. Steuben sah sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht; hierzu kam nun noch, daß er nach einiger Zeit durch ein Duell sich die Ungnade

des Königs zuzog, und um den ihm jetzt unangenehm gewordenen Verhältnissen sich zu entziehen, nahm er seinen Abschied.

In Hamburg, wohin er sich begeben, um sich zu zerstreuen, machte er die Bekanntschaft des in dänischen Diensten stehenden Grafen St. Germain, ein Umstand, der auf Steubens Leben später bedeutenden Einfluß übte, ja, geradezu bestimmend einwirkte. Zunächst trat er in Beziehungen zu dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, der ihn zu seinem Hofmarschall ernannte.

Es war das ein Amt, welches ihn in eine angesehene, ehrenvolle und einflußreiche Stellung brachte und ihm überdies Ruhe und Muße vollauf bot. Er gewann das unbegrenzte Vertrauen des Fürsten, ward in vielen Dingen sein Vertrauter, ja dessen rechte Hand. Seines Amtes waltete er mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit, stets bemüht, von seinem Herrn alles fern zu halten, was denselben unangenehm berühren konnte; der Fürst konnte sich keinen bessern Berater wünschen. Andernteils war aber auch Steuben mit seinem Posten und seinen Verhältnissen in solchem Grade zufrieden, daß er, als ihn der deutsche Kaiser 1766 und noch einmal 1769 aufforderte, in die kaiserliche Armee einzutreten, dessen sehr vorteilhafte Anerbietungen ohne lange Überlegung abwies.

Seine Stellung war freilich eine zu hervorragende, um nicht den Neid und die Mißgunst andrer zu erwecken. Diese begannen nun, ihn auf jede Weise bei dem Fürsten anzuschwärzen, und es gelang ihnen dieses nur zu gut. Der Fürst ließ sich auf kurze Zeit gegen seinen Hofmarschall einnehmen. Sobald Steuben die ersten Anzeichen einer Verstimmung gegen sich bemerkte, legte er sogleich sein Amt nieder und reiste ab, obwohl ihm seine Stellung, die er zehn Jahre lang bekleidet hatte, lieb geworden und namentlich der vertraute Umgang mit dem Fürsten überaus angenehm war. Er begab sich nach Karlsruhe zu dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden und erlangte an dessen Hofe wiederum ein ehrenvolles Amt, welches ihm ein gutes Einkommen brachte und fast gar keine Lasten ihm auferlegte — Würde ohne große Verpflichtungen.

Gar bald schon sah der Fürst von Hohenzollern ein, daß nur der Haß der Neider seinen ehemaligen Hofmarschall verdrängt hatte; er trat von neuem mit ihm in Verbindung und das gute Einvernehmen stellte sich ohne Schwierigkeit wieder her. Steuben kehrte aber nicht nach Hechingen zurück, obwohl er noch manches Jahr in brieflichem Verkehre mit dem Fürsten verblieb. Seine neue Stellung bot ihm vollauf die Mittel, nach Gutdünken zu leben, und da er nur wenig zu thun hatte, benutzte er die freie Zeit zu verschiedenen Reisen; so hielt er sich längere Zeit im Elsaß, dann in Südfrankreich auf, brachte dort in dem milderen Klima einen ganzen Winter zu und machte auch einen Ausflug nach Paris. Hier besuchte er einen alten Freund und wieder, den Grafen St. Germain, welcher unter dessen Frankreichs Kriegsminister geworden war. Er hatte denselben schon vor vierzehn Jahren in Hamburg kennen gelernt und zufällig auch in der Zwischenzeit gesehen.

St. Germain freute sich außerordentlich, als er seine Bekanntschaft vom Elbe-Strand erneuern konnte. Er drückte Steuben herzlich die Hand, indem er sprach: Ich bin glücklich, Sie zu sehen; wenn Sie nicht von selbst gekommen wären, hätte ich an Sie geschrieben, denn ich habe einen passenden Wirkungskreis für Sie, in den Sie eintreten müssen — ja: müssen!“ „Ja“, fuhr er nach kurzer Pause fort, „sehen Sie mich nur erstaunt an; es ist ein Beruf, bei welchem ein Mann von Ihrer Kenntnis, Erfahrung und Thatkraft vorausgesetzt wird; kurz, ein Posten, welcher Ihrer wartet. Dann ist es aber auch eine Stellung, welche Ihnen hohe Befriedigung gewähren wird. Sagen Sie selbst: Weshalb weilen Sie so thatlos in Karlsruhe? Ein Leben des Nichtsthuns kann doch wahrlich einem Manne Ihres Schlages, einem Manne der That keine Befriedigung gewähren; der Platz, den ich für Sie bereit halte, ist aber ein solcher, wie für Sie geschaffen. Also kurz: Die Nordamerikaner haben, wie Sie wissen, das englische Joch abgeworfen, sich für frei und unabhängig erklärt und kämpfen nun für ihre Selbstständigkeit. Allein sie befinden sich — wie gar nicht anders möglich — in entschiedenem Nachtheil ihren Unterdrückern gegenüber. Diese haben eine wohlorganisierte Armee, die reichlich mit Kleidern und Waffen versehen ist, von kriegserfahrenen Offizieren geführt wird, und gebieten über unerschöpfliche Geldmittel; die Amerikaner haben — beim Lichte betrachtet — überhaupt kein Heer, sondern nur aus nah und fern zusammengelaufene Leute, Männer und Jünglinge, welche aus Liebe zur Freiheit sich um das neue Sternenbanner geschart haben; ihnen fehlt jedoch der Zusammenhang; es fehlen in Kampf und Schlacht geübte Offiziere, oft mangelt es an Kleidung, Bewaffnung und selbst Geld — gerade das vor allem andern zum Kriege so unentbehrliche Geld ist sehr rar.

„Da sind Sie nun der rechte Mann, dem einen und ersten der Übel abzu- helfen — werden Sie der Organisator der amerikanischen Armee! Sie haben den Krieg unter des großen Friedrich Augen kennen gelernt, Feldzüge an seiner Seite mitgemacht, kennen alle Einrichtungen der preussischen Armee, der Sie sechzehn Jahre angehört haben, auf das genaueste; geben Sie den Freiheitskämpfern den militärischen Halt, die feste Gliederung, schaffen Sie jenseit des Ozeans ein Heer, wie es Ihr König kommandiert — und die Engländer werden aus Amerika vertrieben werden. Mit der Geschichte der neuen Republik, die dereinst groß und geachtet in der Welt dastehen wird, und der wir in Frankreich unsre volle Sympathie entgegenbringen, wird dann der Name Steuben auf immer verbunden sein. Sie werden der Wohlthäter Amerikas werden und ein Werk vollbringen, welches Ihnen selbst Freude, Genugthuung und Ehren einbringen wird; ein Werk, das Ihrer würdig ist, und auf welches Sie stolz sein können.“

St. Germain hatte mit Begeisterung gesprochen und Steuben war für dessen Plan erwärmt worden. Dessenungeachtet gab es doch noch manche Punkte zu erörtern, daher verlief die Werbung auch so schnell nicht, wie der Minister gemeint hatte.

„Wenn es den Amerikanern an ausreichenden Mitteln fehlt, wenn sie nicht die so bedeutenden Kosten für Einkleidung, Bewaffnung und Sold der Truppen bestreiten können“, meinte Steuben, „dann ist auch jede Anstrengung vergebens. Zum Kriege gehört bekanntlich erstens Geld, zweitens viel Geld und drittens noch mehr Geld; ich weiß, wie ungeheuer die Summen sind, welche — auch bei der größten Sparjamkeit — eine Armee im Kriege verschlingt. Ohne Geld und viel Geld ist an keinen Erfolg zu denken.“

„Darüber“, entgegnete der Minister, „machen Sie sich keine Sorgen; wir werden die Amerikaner unterstützen, und Spanien thut dasselbe; wir lassen sie nicht untergehen und Frankreichs Hilfsquellen sind nicht so leicht zu erschöpfen.“

„Es wird aber auch“, meinte Steuben weiter, „an den rechten Kämpfern fehlen. Ich gebe ja zu, daß die Freiheitsbegeisterung etwas Erhabenes ist, allein ohne greifbare Macht ist auch damit nichts auszurichten; das Heer der Engländer wird sicherlich dem der Amerikaner an Zahl und Tüchtigkeit weit überlegen sein.“

„Auch das darf Sie nicht beunruhigen“, erwiderte St. Germain, „wir werden Hilfe bringen.“

„Sie?“ fragte der ehemalige Adjutant Friedrichs erstaunt. „Frankreich lebt doch in Frieden mit England?“

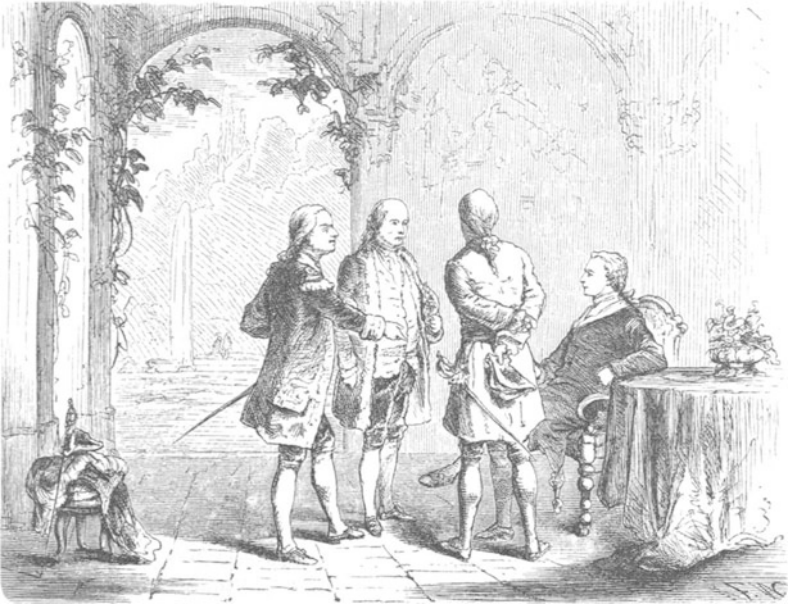
„Ja, ja“, lautete die Antwort, „jetzt noch, aber es kann sich bald ändern. Ganz im Vertrauen gesagt: Wir unterstützen Amerika vorläufig insgeheim, schicken ihm Hilfe und Beistand auf Umwegen; wenn aber die rechte Zeit dazu gekommen ist, dann werden wir und die Spanier ein Bündnis mit unsern Freunden jenseit des Ozeans schließen, und unsre Flotten werden unsre Heere über das Weltmeer tragen. Jetzt geht alles noch in der Stille vor sich, aber der Tag kommt, an welchem auch wir die Kanonen abfeuern und den Engländern vergelten, was sie uns seit Jahren zugefügt. — — O! dieses treulose Volk!“

„Das mag alles so werden!“ sprach Steuben, „dennoch scheint es mir bedenklich, zu gunsten einer abenteuerlichen Unternehmung meine jetzige gesicherte und behagliche Stellung aufzugeben — warum sollte ich eine so gewagte Änderung vornehmen?“

„Erstens“, entgegnete St. Germain mit Eifer, „aus Liebe zur guten Sache, zur Förderung der Freiheit eines wackern Volkes, dem die preußische Organisation zum Siege verhelfen könnte. Ich hatte mir, als ich noch in Kopenhagen weilte, alle Mühe gegeben, das preußische Reglement in die dänische Armee einzuführen — es ist mir nicht gelungen; Ihnen aber wird es gelingen, die Amerikaner zu organisiren und zu schulen, und Sie werden dem jungen Staate den größten Dienst leisten, welchen man ihm überhaupt leisten kann. Zweitens sollen Sie aber auch Ihrer selbst willen zugreifen; denn das müßige, farblose Leben, welches Sie jetzt führen, kann Sie, einen Mann, der zu Höherem berufen, unmöglich auf die Dauer befriedigen; Sie werden es bald unerträglich finden und dann nach einer Wandlung verlangen, um Ihrer Langenweile ein Ende zu machen.“

„Mag sein“, wandte Steuben wieder ein, „aber ich bin doch für so weit ausschauende Pläne schon zu alt; dann spreche ich auch nicht englisch; und endlich habe ich keine Mittel, mit der nötigen Begleitung nach Amerika zu reisen und mich dort eine Zeitlang zu erhalten.“

„Alles das“, erwiderte der Kriegsminister, „sind keine Dinge von Gewicht; zu alt sind Sie nicht; Sie sprechen geläufig französisch, das Englische lernen Sie während der Überfahrt und Geld findet sich. Ich begleite Sie zu dem spanischen Gesandten, dem Grafen Aranda, dann zu den amerikanischen Agenten Franklin und Deane, endlich zu Beaumarchais, unserm Freunde. Es wird sich alles arrangieren.“



Unterredung Steubens mit Franklin und Beaumarchais bei dem Abgesandten Deane.

Letzterer, Pierre Augustin Baron de Beaumarchais, war zuerst Uhrmacher, gelangte durch Verheiratung mit einer reichen Witwe zu großem Besitze, und als er nach dem bald erfolgten Tode seiner Gattin eine zweite, nicht minder vermögende Dame ehelichte, ward er in der That ein steinreicher Mann. Die Uhrmacherei gab er jetzt auf, widmete sich ganz seinen Liebhabereien, der Musik und der Dichtkunst. Er ist unter anderm der Dichter der weltbekannten Stücke: „Der Barbier von Sevilla“ und „Figaros Hochzeit“. Später verband er sich mit einem sehr erfahrenen Finanzmanne, erwarb große Reichtümer und ward bald ein Millionär. Für den amerikanischen Befreiungskrieg begeisterte er sich in hohem Grade.

Bereit, Tausende im Interesse der Freiheitskämpfer zu verwenden, lieferte er den Patrioten Schiffe sowie Kriegsbedarf, wobei er schließlich wieder ansehnliche Summen gewann.

Was die Geldfrage anbetraf, zeigte Beaumarchais sich sogleich bereit, Herrn von Steuben 1000 Louisdor (also über 18 000 Mark nach unserm Gelde) einzuhandigen, damit er seine Ausrüstung und seine Überfahrt bestreiten könne; alles übrige fiel nach seiner Meinung nicht sehr ins Gewicht.

Alein Steuben konnte sich noch immer nicht entschließen und erklärte, er werde zunächst nach Deutschland zurückreisen und in Rastadt den Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden aufsuchen, welcher holländischer Generalleutnant war, ein sehr erfahrener Mann und ihm treu ergebener Freund sei. Dessen Rat wolle er erst einholen und danach werde er einen endgültigen Entschluß fassen. Dabei blieb es, und am nächsten Tage reiste er wieder nach dem Rheine ab.

In Rastadt angekommen — — siehe, da erwarteten ihn schon zwei Pariser Briefe. In dem einen, dem von Beaumarchais, stand geschrieben:

„Meine Kasse steht zu Ihrer Verfügung; gebieten Sie ganz nach Bedürfnis über dieselbe. Aber ich bitte Sie inständig, zögern Sie nicht länger, entschließen Sie sich! In Marseilles liegt schon ein Schiff für Ihre Überfahrt bereit. Werden Sie noch schwanken in dem Entschlusse, ob Sie der Wohltäter einer großen Nation werden wollen? Das sei ferne! Freudig ans Werk!“

Der zweite Brief war von St. Germain, und dieser schrieb, er werde alle Vorbereitungen, alle nötigen Besprechungen und Vereinbarungen mit den amerikanischen Agenten Franklin und Deane übernehmen; Steuben solle nur als Freiwilliger nach Amerika abreisen, er werde für die besten und gewichtigsten Empfehlungsbriefe an die einflußreichsten Personen sorgen; drüben werde sich alles andre finden und gewiß zu gegenseitiger größter Zufriedenheit ordnen und gestalten.

„Bringt die Sache doch nicht vorwärts!“ dachte Steuben; „die beiden sind Amerikaschwärmer; mir kann nur ein Mann raten, welcher nicht schwärmt, aber mit unbefangenen, klarem Blick die Verhältnisse zu prüfen im stande ist, einer, welcher Sachkenntnis hat und mich verständigt, was in meinem Interesse ist; ich werde sogleich den Prinzen Ludwig Wilhelm fragen.“

Der Prinz aber sprach: „Lieber Steuben, besinnen Sie sich keinen Augenblick; greifen Sie zu. Eine so günstige Gelegenheit, Ehre und Ruhm zu erwerben und zugleich ein großartiges Werk vollführen zu helfen, bietet sich Ihnen in Ihrem Leben nicht zum zweitenmal. Vorwärts! Hinüber in die Neue Welt!“

Solche ermutigende Worte schlugen jeden Zweifel nieder; Steuben dankte für den gegebenen Rat. Entschlossen, ihn zu befolgen, traf er alle Vorbereitungen und reiste schon wenige Tage später wieder nach Paris ab.

Hier sah er sich auf das freundlichste empfangen, und es erübrigte nur noch wenig, was verabredet werden mußte. Vor allem: Wenn Steuben als Major nach Amerika kam und mit diesem Grade in die Kolonialarmee eintreten würde, das war nicht der rechte Weg, drüben überm Meere emporzukommen, stets wäre dann sein Wirkungskreis ein eng begrenzter geblieben. Um Organisator der Armee zu werden, dazu war nach St. Germain's Ansicht doch eine ganz andre Stellung vorzusetzen. Die Pariser Freunde, welche es aufrichtig gut mit den Amerikanern meinten, rieten ihm darum, er solle sich für einen markgräfllich badischen General ausgeben; dieser Titel in Verbindung mit seiner Eigenschaft als gewesener Adjutant Friedrichs II. werde ihm das Ansehen eines preußischen Generals verschaffen; man werde sagen: „Seht, das ist einer von denen, die mit dem alten Fritz die drei schlesischen Kriege durchgefochten, gegen halb Europa gekämpft und — gesiegt haben! Ihn laßt anordnen, ihn laßt befehlen, dann ist uns der Sieg gewiß.“

Steuben mehrte sich anfangs gegen diese Täuschung. St. Germain, Beaumarchais und der Minister des Auswärtigen, Graf Vergennes, hielten ihm aber vor, daß er durch Annahme des höhern Titels niemand etwas schade, jedoch dem jungen Staate und der Freiheit viel nütze, denn nur in diesem Range könne er seine Kenntniss, Erfahrung und Thatkraft in der rechten, gesegneten Weise verwerten.

So fügte sich Steuben endlich dem gemeinsamen Drängen, und in sämtlichen Empfehlungsschreiben an die höchstgestellten Personen in der neuen Republik wurde er nur als General und Adjutant Friedrichs II. bezeichnet. Seinem Stande gemäß warb er nun einen Sekretär und Dolmetscher, Pierre Duponceau, drei Adjutanten und einen Gesellschafter an, überdies begleitete ihn sein Diener Karl Vogel — die bedeutenden Kosten für die Ausrüstung dieser sieben Personen, für ihre Reise und für ihren vorläufigen Unterhalt in Amerika trug leichten Herzens Freund Beaumarchais. „Nie habe ich“, sprach er, „mein Geld freudiger ausgegeben als diesmal; denn ich weiß, daß ich den Amerikanern den rechten Mann liefere; daß ich mit diesem Steuben der Freiheit zum Siege ver helfe.“

Es folgten noch Tage aufregender Bewegung — allenthalben waren Besuche zu machen, Verabredungen zu treffen, bis endlich alles geordnet und zur Abreise bereit war. Bei diesen Besuchen der letzten Tage war es, daß Steuben wiederholt der Frau Haudry, Baronin von Charmoise, und ihrem Sohne Raul in die Quere kam und diesen als der Mann mit der Adlernase imponierte.

In Marseille lag schon ein Schiff „Le Flamand“ bereit, von Beaumarchais für die Freiheitskämpfer jenseit des Ozeans mit 22 Fässern Schwefel, 1700 Zentnern Pulver, 71 Kanonen und Mörsern, 2500 Bomben, 5000 Musketen und einer Anzahl von Karabinern, Pistolen und andern Waffen beladen. Am 26. September 1777 wurden die Anker gelichtet, die Salutschüsse abgefeuert, und der Flamand segelte stolz aus dem Hafen von Marseille und trug Friedrich Wilhelm von Steuben, der jetzt 47 Jahre alt war, seiner neuen Bestimmung entgegen.



Entdeckung des Schiffsbrandes.

4. Gefährliche Überfahrt.

Voll der beglückendsten Hoffnungen blickte Steuben in die Zukunft und gab sich, sobald die ersten Tage der Fahrt und mit ihnen die leidige Seerkrankheit vorüber waren, ganz der Vorbereitung für seinen neuen Beruf hin. Er war nie auf dem Meere gefahren,

das Schaukeln des Schiffes setzte ihm anfänglich arg zu, jedoch nach einigen Tagen hatte er sich daran gewöhnt, befand sich wohl und machte sich nun mit regstem Fleiße an die Erlernung des Englischen; auch hatte er sich in Paris noch einige Werke über die Zustände und die Geschichte Amerikas verschafft und saß nun stundenlang wacker hinter den Büchern.

Lange dauerte die Freude ruhigen Arbeitens nicht; denn der „Flamand“ befand sich noch im Mittelländischen Meere, als ein furchtbarer Sturm anhub, der das mächtige, schwer beladene Schiff auf den schäumenden Wogen wie eine Nußschale hin und her schleuderte. Die Reisenden konnten sich nicht mehr auf den Füßen halten, sie lagen am Boden und klammerten sich verzweiflungswoll an die mit Eisenbänden befestigten Tische, Bänke und andres Gerät an, damit sie nicht hin und her gerollt wurden; es waren gefährvolle Stunden; selbst die Schiffsoffiziere mußten gestehen, daß ein so heftiger Sturm glücklicherweise selten sei. Als ein besonders bedrohlicher Umstand erschien es, daß man meist unweit des Landes dahinsagelte und also stets Gefahr lief, das Schiff zerschellen oder stranden

zu sehen. Doch der Sturm raste aus, der Himmel legte sein blaues Gewand wieder an, und bei prächtigem Sonnenscheine und mildwarmer Luft ward die Meerenge von Gibraltar passiert.

Allein es schien, als habe das Schicksal den Untergang des „Flamand“ beschlossen. Seit vier Tagen durchschnitt man die Wellen des Atlantischen Ozeans, da erscholl um die Mittagstunde der Schreckensruf: „Feuer!“ Ist ein Brand auf jedem Schiffe etwas Furchtbares, etwas Graufiges, so verbreitete er gerade hier namenloses Entsetzen. Wenn die anderthalbtausend Zentner Pulver von dem Feuer berührt wurden, so flog das Schiff in Atome zersprengt auseinander, die Mannschaft wurde in Stücke zerrissen und in die Luft geschleudert.

Kaum erscholl der furchtbare Ruf „Feuer!“ so gab auch schon der Kapitän seine Befehle und es stürzte einer der Matrosen, welchen seine Kameraden nur den stolzen Richard nannten, die Treppe hinunter nach dem Herde des wütigen Elementes. Die Flammen wurden durch vereinte Kräfte gelöscht — aber Steuben war doch sehr beunruhigt worden. Es waren nicht nur Wind und Wellen, die mit dem Untergange drohten, viel grausenhafter erschien die Feuergefähr, welche durch die geringste Unvorsichtigkeit hervorgerufen werden konnte. Von den Passagieren hätte jeder ohne Ausnahme gern das Schiff verlassen und sich einem andern anvertraut, das keine so gefährliche Ladung barg — wenn das nur thunlich gewesen wäre. Es verging eine volle Woche, bis Steuben nachts wieder eines ruhigen Schlafes sich erfreuen konnte.

„Wie ist es nur möglich“, fragte er den Kapitän, „daß bei der strengen und den geringfügigsten Umstand beachtenden Schiffsordnung Feuer entstand? Nimmt man nicht Unvorsichtigkeit oder Bosheit an, so scheint die Möglichkeit der Feuersnot gar nicht denkbar.“

Der Kapitän zuckte die Achseln und sprach: „Gewiß, Herr General, muß eine Unvorsichtigkeit stattgefunden haben, nur ist sie nicht nachzuweisen; das strengste Verhör hat zu keinem Aufschluß geführt. Bosheit, Absicht kann ich in dem vorliegenden Falle nicht annehmen, denn wer das Schiff anzündet, weiß, daß er bei der Explosion selbst mit in die Luft fliegt. Übrigens war die Gefahr groß genug, und wenn der waghalsige stolze Richard nicht so augenblicklich bei der Hand gewesen wäre — wer weiß, ob sich das Feuer noch hätte bewältigen lassen. Ich habe die ganze Mannschaft noch einmal ernstlich ermahnt, jede Nachlässigkeit mit der härtesten Strafe bedroht, und ich hoffe, es soll nichts mehr vorkommen; übrigens will ich froh sein, wenn wir drüben sind. Ihnen, Herr General, kann ich es ja sagen: Unter meinen vierundachtzig Matrosen befinden sich, wie ich bereits gemerkt habe, gefährliche Leute; solange alles im alltäglichen Gleise geht, bringt auch dies keine Gefahr — äußersten Falles schießt man einen oder zwei nieder, dann werden sich die andern schon vorsehen; sie bohren auch das Schiff nicht in den Grund und sprengen es nicht in die Luft, weil das ihr eignes Verderben wäre. Aber wolle Gott nur, daß wir nicht mit den Engländern in Berührung

geraten; ich bin überzeugt, daß ein Duzend unsrer Leute zu Verrätern würde, und ein Duzend Schurken zieht zwei Duzend Schwachköpfe nach sich.“

„Herr Kapitän“, entgegnete Steuben, „rechnen Sie darauf, daß bei jedem Ungehorsam, jeder Widersetzlichkeit ich und meine Begleiter an Ihrer Seite stehen und Sie in der kräftigsten Weise unterstützen werden; ich bin Soldat und weiß, wie die Mannschaft zum Gehorsam gebracht wird. — Doch — sagen Sie — wer ist dieser Richard? Er ist mir vom ersten Tage an durch seine stattliche Figur, seine stolze Haltung und sein würdiges Benehmen aufgefallen. Als neulich der Sturm ausbrach, zeichnete er sich vor allen seinen Kameraden durch klaren Blick, Umsicht, Schnelligkeit und Sicherheit des Verhaltens aus, ebenso wie jetzt bei dem Feuer. Nach meinem Dafürhalten ist er kein gemeiner Matrose, sondern gehört einem gebildeteren Stande an.“

„Er ist ein Amerikaner“, erwiderte der Kapitän, „seine Muttersprache ist das Englische, doch spricht er auch sehr geläufig Französisch; etwas weiteres kann ich über ihn nicht sagen. Er hat sich in Marseille auf meinem Schiffe anwerben lassen und muß wohl schon früher als Matrose gedient haben, denn er ist so erfahren und so gewandt, wie irgend einer der besten unter seinen Kameraden. Von seinem Vorleben weiß ich nichts.“

Noch denselben Tag redete Steuben, auf dem Decke spazieren gehend, den Matrosen an. Dieser saß auf einer kleinen Tonne und blickte sinnend in das Meer hinaus.

„Sag' an, mein Sohn, wie heißt du und wie bist du eigentlich in diese Jacke gekommen?“ fragte Steuben.

Der Angeredete sprang auf, stellte sich in Positur und antwortete:

„Ich heiße Richard, Herr General“ —

„Das weiß ich schon“, erwiderte dieser. „Aber du siehst mir nicht aus wie ein gewöhnlicher Matrose; du bist von Haus aus nicht, was du scheinst; was ist eigentlich dein Beruf?“

Stolz hob Richard das Haupt und sprach mit geröteter Wange: „Ich bin ein Mohawk.“

Jetzt wußte Steuben gerade so viel wie vorher, und war nur um so neugieriger geworden. Der Name Mohawk war ihm schon irgendwo vorgekommen; aber wo, das wußte er im Augenblick nicht. Er ging hinunter in seine Kajüte, nahm seine Bücher über Amerika zur Hand und fand darin auch sehr bald, ohne lange zu suchen, daß die Mohawks einer der sechs Hauptstämme der nordamerikanischen Indianer sind, und zwar der, welcher sich den Weißen am ersten angeschlossen und ihre Bildung am wenigsten widerstrebend aufgenommen hat. Richard war aber doch keine Rothhaut! Wie kam er dazu, sich einen Mohawk zu nennen?

Es vergingen mehrere Tage, bis Steuben wieder einmal den „stolzen Richard“ müßig, mit übereinander geschlagenen Armen am Bugspriet stehen und den Tanz der Wellen betrachten sah. Er trat zu ihm und sprach: „Mein Sohn, du hast dich dieser Tage einen Mohawk genannt; erkläre mir das, ich verstehe es nicht.“

Bescheiden, aber mit freudebebender Stimme entgegnete dieser nunmehr: „Mohawk — seit dem 16. Dezember, Herr General.“

Erstaunt und mit fragender Miene fuhr Steuben fort:

„Es scheint, daß du hier auf Dinge aus der Geschichte deines Landes anspielst, welche mir in ihren Einzelheiten unbekannt geblieben sind; du aber, als Amerikaner, kennst jene Vorkommnisse genauer; da ich nun nach den Neuenglands-Staaten gehe und mich drüben längere Zeit aufhalten werde, so interessiere ich mich dafür; setze dich daher zu mir und erzähle.“

Der Matrose wollte sich aus Scheu vor dem General, welcher auf dem Schiffe als eine hoch zu respektierende Person angesehen ward, bescheiden zurückziehen; als aber Steuben mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit zu ihm sagte:

„Ich weiß, daß du kein gemeiner Matrose bist, ich will mich unterrichten, und was dir selbst für mich als wissenswert dünkt, sollst du mir sagen“ — da hielt Richard nicht mehr zurück und begann seine Erzählung.

„Sie wissen wohl, Herr General“, sprach er, „daß die englischen Kolonien erst unter der Regierung des Königs Wilhelm III. zu rechter Blüte kamen, und bald schon eine solche Menge Bodenerzeugnisse in den Handel brachten, daß Europa sich aus den Neuenglands-Staaten zuführen lassen konnte, was es bedurfte; England allein konnte nicht alles verbrauchen. Nun hatten die Engländer, aus niederer Habsucht und um den Seehandel ausschließlich in ihre Hände zu bringen, schon im Jahre 1651 Übergriffe und tyrannische Verfügungen sich erlaubt, die es jedem andern Lande unmöglich machten, Handel mit uns zu treiben. So durften z. B. in unsre Häfen nur Schiffe zugelassen werden, welche in England gebaut und deren Kapitän und Mannschaft, letztere zu mindestens zwei Dritteln, geborne Engländer waren. Später legte man hohe Zölle auf alle fremden Waren und zwang uns, alles, was wir bedurften, in England zu kaufen; französische Waren durften wir uns nicht in Frankreich holen, spanische Weine uns nicht von den Spaniern bringen lassen, sondern mußten alles den englischen Handelsherren abnehmen; diese machten uns den Preis, gewannen große Reichtümer, wir aber blieben ganz in ihrer Hand und kamen nur langsam vorwärts. Im Jahre 1765 wurde uns eine Stempelsteuer auferlegt, die in die königliche Schatzkammer fließen sollte, und zwei Jahre später besteuerte man Glas, Papier, Indigo, Wein und Thee.“

„Aber nun ging unsre Geduld bald zu Ende. Unter Leitung der Provinz Massachusetts traten die Kolonien zusammen und verpflichteten sich, keinen Thee mehr zu trinken, auch im übrigen alles Besteuerte zu vermeiden, soweit

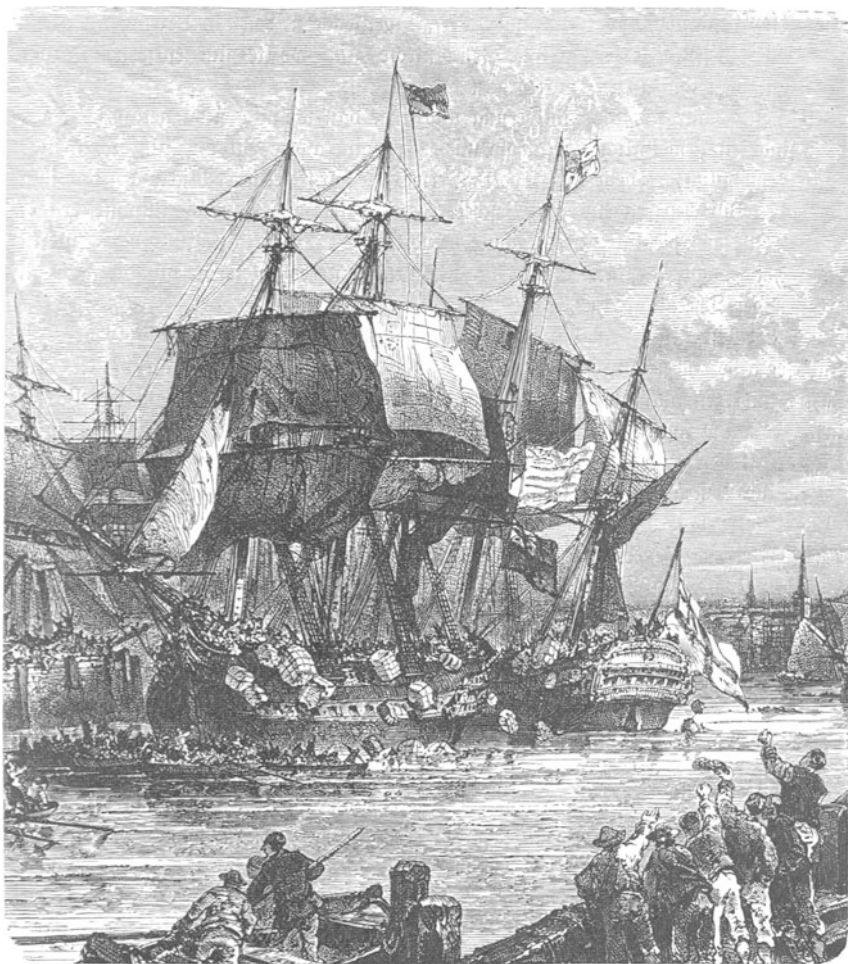
es irgend möglich sei. Darüber ergrimmt die englischen Gewaltthaber und schickten zwei Regimenter Soldaten nach Boston, um uns einen heilsamen Schrecken einzujagen; aber trotz der Soldaten tranken wir doch keinen Thee. — Als nun 1770 Lord North an die Spitze des Ministeriums trat, meinte er, uns über-tölpeln zu können. Er kalkulierte so: Ich hebe alle Steuern auf, mit Ausnahme der einzigen auf Thee; da werden die Amerikaner triumphieren, daß sie das durch-gesetzt und bereitwillig die einzige Steuer bezahlen, aber — diese eine ist für uns zwanzigmal so viel wert, als die andern alle zusammengenommen.

„So dachte der pfiffige Lord, hob die andern Steuern und Zölle wirklich auf, machte aber aus dem Theehandel ein Monopol, d. h. die Regierung nahm das Theegeschäft selbst in die Hand und betrieb es durch die Ostindiakompanie. Allein wir ließen uns nicht überlisten und fuhrten beharrlich fort, keinen Thee zu trinken. Unterdessen wurde die Stimmung immer bedenklicher und es kam in Boston täglich zu Reibereien zwischen den Bewohnern und dem britischen Militär. Als nun am 5. März 1771 Kapitän Breston in den Straßen der Stadt auf das Volk feuern ließ und dabei elf Tote und Vermundete auf dem Platze blieben, da durchdrang ein Gefühl der Entrüstung die ganze Stadt, und die Bürger schrien laut nach Rache. Es ist mir, als sähe ich es jetzt noch vor meinen Augen, wie die blutigen Leichen unter entsetzlichen Drohrufen weggetragen wurden — fürchterliche Augenblicke, welche in uns allen den Entschluß festigten: Das muß wett gemacht werden mit England!

„Die Regierung hoffte ihren Willen doch noch durchsetzen zu können. „Wenn die Amerikaner täglich den Thee vor Augen sehen“, dachte sie, „wird ihnen der Mund schon danach wässern, sie werden auf die Dauer nicht widerstehen können.“ Daher ließ sie durch die Ostindiakompanie große Massen Thees zu uns herüber-bringen, aber — niemand kaufte auch nur ein Pfund. Die nach Philadelphia gegangene Sendung mußte unberührt zurückgeschafft werden und sie hatte nur eine kleine Spazierfahrt über das Meer gemacht.

„Bei uns, im Hafen von Boston, lagen auch drei Schiffe mit Thee; wir aber sagten: „Verkauft wird hier nichts, nach England zurückgebracht aber auch nichts; den 5. März vergessen wir nicht.“ Als nun trotz alles Harrens und Wartens auch nicht für einen Pfennig abgesetzt ward, beschloß die englische Regierung, die drei Schiffe „Eleonor“, „Beaver“ und „Dartmouth“ wieder nach Hause fahren zu lassen; aber in der Nacht des 16. Dezember überraschten siebenzehn als Mahawindianer verkleidete Jünglinge, begleitet von ihren Freunden und etwa hundert Männern und Knaben, die sich auf der Straße noch angeschlossen hatten, die drei Schiffe, überwältigten die Mannschaft, erbrachen 342 Kisten Thee, leerten sie in das Meer aus und warfen die leeren Kisten hinten nach. Es war Ebbe; manche Theekiste kam ans Land und wurde da von unsern Büben abgefaßt und mit Beilen in Stücke zererschlagen; als aber die Flut eintrat, schwamm Eng-lands Steuerthee den Hafen hinaus in die See! . . .

„Still und fein zimperlich war das Geschäft nicht abgelaufen; die ganze Stadt war in Aufregung, und als wir Mohawkindianer nach vollbrachter That mit unsern Freunden heimzogen, kamen wir an dem Hause des Admirals Montague vorbei.



Bernichtung der Theelisten im Hafen von Boston.

Der öffnete das Fenster und rief herab: „Jungen, ihr habt euch einen schönen Tanz bereitet; aber ihr werdet auch die Musikanten bezahlen!“

„Komm' herab“, rief ihm mein Freund Pitt aus der Masse zu, „wir bezahlen dich in weniger als drei Minuten!“ Der Admiral kam aber nicht; wir pfeifen

ein lustiges Lied und marschierten weiter. Der Wert des zerstörten Thees wurde auf 18 000 Pfund Sterling (360 000 Mark) berechnet. Nun, Herr General, wissen Sie, warum ich mich einen Mohawk nenne“, schloß Richard seine Erzählung, indem er aufstand, „denn einer jener Mohawks war ich. Es sind jetzt vier Jahre her, aber das Herz klopft mir noch vor Freude in der Brust, wenn ich an den 16. Dezember denke.“

Bei diesen Worten grüßte der Matrose und wollte sich entfernen, aber Steuben hielt ihn zurück und sprach:

„Ich danke für die Schilderung und sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Sie sind kein gewöhnlicher Matrose und haben eine andre Bildung als die, welche man gewöhnlich bei dem Schiffsvolk zu erwarten hat.“ Und er blickte den vor ihm stehenden Burschen fragend an. Bescheiden antwortete dieser auf die stumme Frage:

„Ich habe die lateinische Schule besucht.“ — „Nun, ja“, fuhr der General fort, „das dachte ich mir. Setzen Sie sich nieder und erzählen Sie mir die nächsten Folgen der Theeattacke für Sie.“

„Das ist einfach“, nahm Richard seinen Bericht wieder auf, „König Georg III. und seine Ratgeber wurden wütend über unser Verfahren und man wollte uns dafür züchtigen, um andre abzuschrecken. Am 21. Juni Anno 74 kam ein Parlamentsbeschluß zustande, der Boston geradezu vernichten sollte, denn er besagte: Boston ist von allem Handel ausgeschlossen, sein Hafen ist gesperrt, die Freuler sollen zur Bestrafung nach England ausgeliefert werden. Es wurde aber keiner ausgeliefert; hingegen vereinigten sich bereits am 5. September zwölf der Kolonien zu einem Generalkongresse in Philadelphiam, legten das ganze Verhältnis zwischen England und Amerika in einer historischen Denkschrift dar und beschloßen: Solange die Sperrung des Hafens von Boston dauert und bis zur Anerkennung unsrer Ansprüche wird der Verbrauch aller englischen Erzeugnisse und Waren unbedingt unter sagt.“

„König Georgs Minister antworteten mit noch gewaltfameren Maßregeln. Jetzt sah man bei uns ein, daß das Ereignis vom 5. März des Jahres 71 nur das Vorspiel eines ernstern Dramas werden sollte und bereitete sich auf energischen Widerstand vor. Damals schrieb Franklin, welcher sich in London aufhielt, die unvergesslichen Worte nach Hause zurück: „Massachusetts muß die Gefahren und Trübsale eines Krieges der Unterwerfung unter die neue Parlamentsakte vorziehen; wer die Freiheit der Sicherheit wegen aufgeben kann, ist weder der Freiheit noch der Sicherheit wert.“ Am 10. Mai 1775 ward beschloßen, die Kolonien in Verteidigungszustand zu setzen, den Obersten George Washington zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Vollmacht zu ernennen und sich unter der Bezeichnung: „Die dreizehn Vereinigten Provinzen“ weiter zu konstituieren.

„Der Krieg wurde eröffnet durch den britischen General Gage, welcher unsre Kriegsvorräte bei Lexington wegnehmen wollte; mit großem Verluste ward er geschlagen; jedoch jetzt erst tauchte bei uns der Gedanke auf, die Gelegenheit

zu benutzen, um uns völlig frei und von England unabhängig zu machen. Schlag auf Schlag folgte, und am 4. Juli 1776 setzte Washingtons „Unabhängigkeitserklärung“ unsern Bestrebungen die Krone auf. Jetzt bekommen uns die Engländer nicht mehr unter sich. Hurra! Hurra!“

Richard schwang seinen Matrosenhut in der Luft und eilte davon.

„Wer dieser junge Mann nur sein mag?“ dachte Steuben. Er hat gute Kenntnisse, und die Art seiner Erzählung und seiner Schilderungen zeugt von guter Erziehung. Wie mag er aber in diese Matrosenkleider gekommen sein? Und warum verschweigt er seinen Namen? Doch dies Geheimnis werde ich noch ergründen.“

Allein die Aussichten dazu waren sehr ungünstig; der General bekam den „stolzen Richard“ sehr selten zu Gesicht; dieser schien das Zusammentreffen mit jenem absichtlich zu vermeiden; der junge, etwa vierundzwanzigjährige Mann war wie unsichtbar geworden auf dem Schiffe, obwohl er seinen Dienst mit großer Pünktlichkeit verrichtete. — Drei Wochen seit jener Unterhaltung mochten vergangen sein, Steuben saß in seiner Kajüte und studierte in Büchern und Landkarten, da erhob sich plötzlich ein müßer Lärm auf dem Schiffe, man hörte Laufen, Rennen, Rufen, und einen Augenblick später riß einer der Adjutanten des Generals die Thür auf und schrie herein: „Feuer! Feuer!“

Steuben sprang auf, eilte die Treppe hinan — da züngelte schon die Flamme aus dem Innern des Schiffes empor. Mit Geistesgegenwart und schnellem Überblick teilte der Kapitän seine Befehle aus. Die Mannschaft unterzog sich den äußersten Anstrengungen, dem Umsichgreifen des gefährlichen Elementes Einhalt zu gebieten — man wußte ja, was jedem bevorstand, wenn der Brand den Pulverraum erreichte. — In zehn Minuten war zum Glück die Gefahr beseitigt, und der Schiffszimmermann ging sogleich daran, den Schaden zu heilen und alles wieder in guten Zustand zu versetzen.

Die Matrosen drangen jetzt dahin vor, wo das Feuer entstanden und von wo es sich verbreitet hatte — dort fanden sie den „stolzen Richard“ am Boden ausgestreckt; seine Haare waren verbrannt, hier und da sah man wohl an seinem Körper unbedeutende Brandwunden, aber er war anscheinend im Rauche erstickt. Mit sehr ernstster und trauriger Miene trugen ihn seine Kameraden hinweg. Der Kapitän folgte und traf seine Anordnungen. Als er wieder auf Deck erschien, trat der General zu ihm und erkundigte sich nach dem vermeintlich Erstickten.

„Es hat nichts zu sagen“, lautete die Auskunft, „er hat sich wieder, ohne sich lange zu besinnen, der Flamme entgegengestürzt: der Rauch hat ihn betäubt, er ist aber nicht tot und wird wieder zu sich kommen.“

„Aber, Herr Kapitän“, sprach jetzt Steuben sehr erregt, „das ist ja entsetzlich! Schon zum zweitenmal Feuer! Gibt's denn da kein Mittel, solche furchtbare Gefahr zu bannen? Ich begreife das nicht.“

„Ich auch nicht“, war die Antwort. „Unsre Vorschriften und Anordnungen auf den Schiffen sind noch viel spezieller, viel mehr ins einzelne gehend, als Ihre Gesetze bei dem Militär; unsre Strafen sind weit strenger, rücksichtsloser und werden schneller ausgeführt, ohne irgend eine Rechtsform; der Kapitän ist auf der See Herr über das Leben der ganzen Mannschaft; aber — ich kann keinen erschließen, keinen aufhängen lassen, wenn ich nicht irgend eine Pflichtwidrigkeit oder irgend eine Nachlässigkeit erkannt habe. Nach dem vorigen Brande untersuchte ich alles auf das genaueste, ich werde auch jetzt wieder scharfe Umschau halten; wenn ich aber nichts Verdächtiges finde — was dann? Glauben Sie mir, ich verkenne das Ernste der Lage durchaus nicht und wünsche, wir wären drüben; aber daß jemand auf dem Schiffe absichtlich das Feuer gelegt habe, ist durchaus nicht anzunehmen; das könnte nur ein Wahnsinniger thun; wer seinen gesunden Verstand hat, sprengt sich nicht in die Luft. Ob Fahrlässigkeit vorliegt und entdeckt wird — wir wollen sehen.“ —

Damit entfernte sich der Seemann und sah nach den Arbeiten des Schiffszimmermanns; aber Steuben war nichts weniger als beruhigt.

Man hatte vielleicht die Hälfte des Weges zurückgelegt und das Schiff mit seiner gefährlichen Ladung hatte schon zweimal gebrannt; wohl war das Feuer die beiden Male schnell gelöscht worden, aber wenn es statt am hellen Tage nachts ausgebrochen wäre, dann würde ein namenloses Unglück, das entsetzliche Ende von 98 Menschen die Folge gewesen sein. Steuben rief seine Adjutanten und seinen Dolmetscher zu sich und wollte sich mit ihnen besprechen, ihre Ansichten hören; allein diese waren alle vier so betroffen und erregt, daß eine erfolgreiche Beratung gar nicht möglich war. Der Kapitän benahm sich mit dem ersten Schiffslieutenant und dem Oberbootsmanne, untersuchte, verhörte, mahnte, drohte — fand aber nicht das Geringste, was ihm einen Anhalt zum Einschreiten hätte geben können. „Meine einzige Hoffnung ist noch Richard“, sprach er; „dieser war beidemal zuerst am Orte des Feuers, vielleicht kann er uns, wenn er wieder auf den Beinen ist, eine Andeutung geben, welche uns auf eine Spur führt; ob Bosheit, ob unglücklicher Zufall — mir ist eines so undenkbar wie das andre.“

Mit Richards Besserwerden ging es aber nicht so schnell; er blieb über vierundzwanzig Stunden bewußtlos, lag weitere fünf Tage danieder, und erst am siebenten Tage nahmen ihn Kapitän und Steuben gemeinsam in ein privates Verhör, um irgend einen Fingerzeig zu gewinnen — vergebens. Bei dem ersten Ausbruche des Feuers hatte er nichts Verdächtiges bemerkt, aber auch gar nicht an etwas andres gedacht, als nur an die schnellste Unterdrückung der furchtbaren Gefahr; als zum zweitenmal der Schreckensruf „Feuer“ ertönte, fuhr ihm allerdings die Frage durch den Kopf: „Woher schon wieder?“ Aber durch die schnell eintretende Bewußtlosigkeit war auch jede weitere Erinnerung geschwunden; er wußte jetzt durchaus nicht mehr, was um ihn her sich ereignet, oder auch nur, was er selbst gethan hatte.

Übrigens ward das Erlebnis rasch von einer neuen Thatsache überholt; denn 36 Stunden nach der Rücksprache mit Richard brach mitten in der Nacht der dritte Brand aus.

Diesmal konnte sich Richard nicht beim Löschen beteiligen, denn er lag noch immer krank auf seinem Strohsacke unter seiner wollenen Decke; doch auch ohne ihn wurden die Flammen erstickt; noch in derselben Nacht aber hielten der Kapitän und sein vornehmer Passagier eine entscheidende Besprechung. Daß es in wenig Wochen dreimal auf einem Schiffe brannte und noch dazu auf einem mit Pulver beladenen, war unerhört, noch nie dagewesen. Irgend eine Erklärung gab es dafür nicht; nun mußte zu außergewöhnlichen Mitteln gegriffen werden; dieser Zustand des steten Schwebens zwischen Leben und Tod konnte nicht fort dauern.

Nächsten Morgen ward das Schiff festtäglich gereinigt, sodann die ganze Mannschaft in ihrem Feiertagsstaate zum Appell kommandiert; darauf folgte ein amtlicher Akt, gewissermaßen eine Gerichtssitzung. Es war noch mildes Wetter; man befand sich im warmen Golfstrom, der Himmel war blau, die Sonne sandte ihre blendenden Strahlen herab, nur schwach blies der Wind, langsam und fast ohne Schaukeln glitt das Schiff dahin; es war ein herrlicher Herbstmorgen.

Alles war auf Deck versammelt. An einem Tische saß der Kapitän in großer Gala, die goldenen Epauletten auf den Schultern, vor ihm auf dem Tische lag eine doppelläufige Pistole. Zu seiner Rechten saß Steuben in seiner zinnoberroten Staatsuniform, den Degen an der Seite, vor sich ebenfalls eine geladene Doppelpistole. Zur Linken des Kapitäns und hinter ihm in zweiter Reihe die übrigen Schiffs-offiziere und Steubens Adjutanten, alle in großer Uniform und mit geladenen doppelläufigen Pistolen. Gegenüber in kleiner Entfernung stand die Mannschaft aufgestellt; die paar Passagiere, welche sich noch auf dem Schiffe befanden, harrten erwartungsvoll hinter den Offizieren der kommenden Dinge.

„Achtung!“ kommandierte der Kapitän und sprach dann kurz und entschieden: „Es haben, seit wir die Straße von Gibraltar passirt, drei Brände stattgefunden; unsre Ladung ist zu gefährlich, ein vierter Brand wird nicht mehr vorkommen. Sogleich wird der Herr Oberleutnant Posten in alle Räume des Schiffes aufstellen; jeder derselben ist verantwortlich für die Sicherheit des von ihm bewachten Raumes. Die Wachen stehen Tag und Nacht ohne Unterbrechung und werden regelmäßig abgelöst. Zur Kontrolle, daß jeder am Platze ist und seine Schuldigkeit thut, werden die Herren Offiziere Tag und Nacht patroüillieren, und damit diese fortwährende, ununterbrochene Inspektion scharf gehandhabt werden kann, wollen Seine Exzellenz Herr General Baron von Steuben und dessen Adjutanten die Gewogenheit haben, uns dabei zu unterstützen.“ Der Kapitän erhob sich, wandte sich mit einer Verbeugung gegen den General und sprach: „Meine Herren, als oberster Befehlshaber dieses Fahrzeuges ermächtige ich Sie, jeden sofort niederzuschießen, der nicht

sorgsam seinen Posten versieht oder gar sich störrig zeigt, vielleicht schläft, oder in dessen Bezirk irgend eine Unordnung bemerkbar wird.“

Jetzt erhob sich auch Steuben und entgegnete in gutem Französisch, jedes Wort scharf betonend: „Herr Kapitän, seien Sie überzeugt, daß wir Ihrem Vertrauen vollkommen entsprechen werden, unermüdet über die Sicherheit des Schiffes wachen und rücksichtslos gegen jede Versäumnis vorgehen“, und dabei machte er eine so grimmiige Miene und bewegte den Arm, in dessen Hand er die Pistole hielt, so lebhaft, daß die Matrosen alle ohne Ausnahme das Gefühl hatten: „Der besinnt sich nicht lange; mit dem ist nicht gut spaßen.“

Der Kapitän fuhr nun, sich an die Matrosen wendend, fort: „Der Dienst wird dadurch bedeutend schwerer, ich weiß das, aber ich kann nicht helfen. Dabei bleibt's. Herr Oberleutnant, wollen Sie die Bewachung des Schiffes jetzt anordnen.“

Von den 84 Matrosen wurden 21, also der vierte Teil, auf Posten gestellt, und nachdem der erste Leutnant jedem seinen Platz angewiesen, seine Instruktion erteilt und die Ablösung geordnet hatte, durchschritt der Kapitän, begleitet von den übrigen Schiffs-offizieren und von dem General nebst dessen Adjutanten alle Räume, um sich von der Zweckmäßigkeit der getroffenen Anordnungen zu überzeugen; dabei sahen die Matrosen, daß jeder der Inspizierenden seine geladene Doppelpistole in der Hand trug, wie denn von diesem Augenblicke an dieselben nie mehr unbewaffnet erschienen. Die Matrosen empfanden die lebhafteste Furcht, und der zweite Schiffsleutnant sprach zu dem ersten: „So habe ich unsern Kapitän noch nie gesehen. Wie der aufgetreten ist! Das gibt Respekt.“ — „Ja“, entgegnete der Angeredete, „dahinter steckt nur der General; der hat's dem Kapitän eingegeben. Wen der unter seine Hände bekommt, der ist verloren. Übrigens hoffe ich, daß wir jetzt wieder werden ruhig schlafen können. Ich bin aber auch entschlossen, mit größter Entschiedenheit aufzutreten; so, wie bisher, war es ja nicht mehr zum Aushalten.“ — „Auch ich“, sprach der andre wieder, „gehe rücksichtslos vor. Wehe dem, der sich etwas zu schulden kommen läßt! Dieser Baron Steuben ist doch ein ganzer Mann!“

Die Inspektion wurde pünktlich vollzogen, die Offiziere patrouillierten, sich regelmäßig ablösend, Tag und Nacht; freilich wurden sie dadurch jemals in der dritten Nacht im Schlafe gestört, allein sie konnten doch in den andern beiden Nächten um so ruhiger und sorgloser sich erholen; es brannte nicht mehr. —

Als Richard wieder vollkommen wohl war, ließ ihn Steuben zu sich in seine Kajüte rufen und fragte ihn, was er von dem dreimaligen Feuer halte.

„Herr General“, antwortete der Matrose, „ich weiß nur eine einzige Erklärung: Zufall, Fahrlässigkeit kann es nicht sein; jedermann weiß, was auf dem Spiele steht — es bleibt nur übrig absichtliche Brandstiftung.“

„Das würde ich auch denken“, entgegnete Steuben, „aber wie Sie selbst sagen, jeder weiß, was auf dem Spiele steht, und es wird doch niemand sich selbst den Tod geben wollen?“

„In gewöhnlichen Verhältnissen nicht, Herr General“, erwiderte Richard, aber in außerordentlichen Lagen wohl. Sehen Sie, ich bin auf dem ganzen Schiffe der, welcher das größte Interesse daran hat, daß wir glücklich drüben ankommen, denn meinen Landsleuten wird Hilfe gebracht. Denken Sie sich nun, es wäre ein englisches Schiff; unsern Unterdrückern würden Waffen, Pulver, Schwefel und ein berühmter General gebracht, der ihnen den Sieg verbürgt — ich würde leichten Herzens eine Pistole in die Pulverkammer abfeuern und mit dem Schiffe in die Luft fliegen, denn ich hätte meinen Landsleuten einen Dienst von unberechenbarer Wichtigkeit geleistet; ich hätte mich für das Vaterland geopfert, und — Sie wissen, Herr General, was schon der römische Dichter Horatius sagte: „Süß ist es, für das Vaterland zu sterben.“ — Nehmen Sie nun an, daß ein verkappter Engländer auf unserm Schiffe sei, so wird Ihnen alles klar werden.“

Mit Staunen blickte Steuben auf den angeblichen Matrosen. Nach einer kleinen Pause reichte er ihm die Hand und sprach: „Nun sagen Sie mir, wer Sie sind und wie Sie in dieser Stellung auf das Schiff kommen.“

„Ihnen, Herr General, kann ich es wohl sagen“, antwortete der Gefragte, „Sie sind aber auch vorläufig der einzige, welcher es wissen darf. Ich heiße Richard Morris; mein Vater, ein reicher, angesehener Handelsmann in Boston, stand hoch in Gunst bei der englischen Regierung; er bekleidet noch jetzt eine hervorragende Stelle in der Gemeindevverwaltung der Stadt; als Patriot hat er sich jedoch mit ganzer Seele der nationalen Sache angeschlossen und ist jetzt von den Engländern gefürchtet und gehaßt; nur können sie nicht an ihn kommen. Unsere Agenten Franklin und Deane haben Sie ja gesprochen und wissen, daß Frankreich mit uns nächstens ein Bündnis abschließen und uns thatkräftig unterstützen wird; die Engländer ahnen dies, darum wimmelt es in Paris und Versailles von englischen Spionen, und es hält äußerst schwer, vor ihnen etwas zu verbergen. Ich ging nach Paris, um persönlich Nachrichten einzuholen, welche man nicht gern dem Papiere anvertraut, und um zu Hause ausführlich und durch eigne Wahrnehmungen belehrt, Bericht erstatten zu können, wie die Verhältnisse liegen und welche gegründete Hoffnungen wir hegen dürfen. Meinen Namen und Stand erfuhr niemand; nur Franklin und Deane mußten, wer ich bin, und unerkant muß ich auch wieder in die Heimat kommen.“

„Was können die Engländer Ihnen anhaben, solange Sie auf einem französischen Schiffe sind?“ fragte der General.

„Der Form nach“, entgegnete Richard, „herrscht wohl noch Frieden zwischen England und Frankreich; über die wirkliche Sachlage täuscht sich aber niemand mehr. Die Engländer haben nicht das Recht, ein französisches Schiff anzugreifen, aber sie sind befugt, Schiffe, die nach einem Hafen der sogenannten Rebellenstaaten segeln, welche ja ihrer Anschauung gemäß noch unter englischer Oberhoheit stehen, anzurufen und zu durchsuchen, ob sie den Aufständischen kein Kriegsmaterial bringen.“

Denken Sie sich, wir würden von Engländern angerufen; unser Schiff würde durchsucht — sie würden sehr kurzen Prozeß machen und sich durchaus nicht an Rechtsformen halten; was liegt ihnen daran, wenn Frankreich verlegt wird; sie wissen, daß sie ohnehin in kurzer Zeit die Franzosen als Feinde sich gegenüber sehen werden. Wenn wir nun in die Hände der Engländer geraten, ist es für unsre Sache besser, sie halten mich für einen einfachen Matrosen und setzen mich als unbedeutenden Menschen hier, da oder dort mit den andern ans Land, als wenn sie wissen, daß ich der Sohn des gefaßten Morris bin, noch dazu aus Paris kommend.“

„Wir sehen uns wohl noch in Amerika?“ sprach Steuben.

„Kann sein, Herr General“, erwiderte Richard. „Doch jetzt entschuldigen Sie mich; der Dienst ruft.“ Und damit eilte er hinweg.

Vielleicht hat nie ein Schiff eine gefährlichere Fahrt von Europa nach Amerika gemacht, als der „Flamand“; an der spanischen Küste noch den ersten Sturm — dreimal Feuer — fast fortwährend die widrigsten Winde, so daß man nur äußerst langsam vorrückte — und das Schlimmste kam noch. Fünfzehn Tage waren verfloßen seit der Abfahrt von Marseille, da brach die Schiffsmannschaft in Aufruhr aus; das war, was der Kapitän schon lange gefürchtet hatte. Den 83 Matrosen (Richard war der 84.) standen an Offizieren und Passagieren 14 Mann gegenüber. Es war eine verzweifelte Lage.

Eines Abends ziemlich spät drückte sich Richard auf Deck in der Nähe Steubens umher, so daß dieser zu der Überzeugung kam, jener wolle ihm etwas mitteilen. Er rief ihn daher zu sich und fragte:

„Was gib't's neues, Richard?“ Darauf erzählte dieser, es werde von der Mannschaft schon den ganzen Tag darüber verhandelt, die Offiziere und Passagiere zu überwältigen, um das Schiff in die Gewalt zu bekommen. Was aber dann weiter geschehen solle, konnte Richard nicht angeben, denn so oft er sich einer beratschlagenden Gruppe näherte, habe man stillgeschwiegen; es sei klar, man traue ihm nicht recht.

„Ich danke“, sagte Steuben, „und werde sogleich mit dem Kapitän sprechen. Wer sind die Häufelführer? Diese müssen ohne Verzug in Eisen gelegt werden.“

„Das vermag ich nicht zu sagen“, antwortete Richard; „in meinem Beisein ist ja nie offen verhandelt worden. Schon tagelang stecken sie die Köpfe zusammen, mich aber haben sie stets gemieden. Ich kann wohl zehn, zwanzig, auch dreißig nennen, die nicht schlimm sind und daher auch nicht gefährlich werden, wenn man die Anstifter unschädlich gemacht hat, aber gerade letztere kann ich nicht bezeichnen.“

„Schon gut“, sprach der General ruhig, „die andern müssen selbst angeben, wer die Urheber sind; müssen sie selbst in Ketten legen. Auf dergleichen verstehen wir uns; das macht wenig Schwierigkeiten. Ich werde sogleich mit dem Kapitän sprechen; Sie aber passen unterdessen auf, sehen mit vier Augen, hören mit vier Ohren und berichten mir alles, was Sie erlauschen konnten.“

Bedenken Sie ja: es handelt sich gewiß nicht um etwas andres, kann sich um nichts andres handeln, als das Schiff mit seiner Ladung den Engländern auszuliefern; bedenken Sie das wohl!“

Schnell wurde der Kapitän aufgesucht und unterrichtet. „Herr General“, sprach dieser; „ich danke für die Mitteilung; morgen wollen wir den Aufruhr im Keime ersticken, ehe er eine ernstere Gestalt annimmt.“

„Morgen?“ rief der General erstaunt. „Warum nicht heute?“

„Weil es schon zu dunkel ist“, antwortete der Kapitän. „Bei solchen Dingen lobe ich mir den Tag. Man muß überallhin sehen, alles bemerken und beobachten können; vielleicht hat auch bis morgen der stolze Richard noch etwas erlauscht.“

Steuben war damit nicht einverstanden, aber er konnte natürlich nichts an dem ändern, was der Kapitän beschlossen hatte, und so mußte der nächste Tag abgewartet werden. Es war Mitte November, die Sonne ging früh unter und spät auf — der General konnte das Ende der Nacht kaum erwarten.

Am andern Morgen — die Sonne hatte sich noch nicht aus des Ozeans Fluten erhoben — ging er, zwei geladene Doppelpistolen im Gürtel, unruhig auf dem Verdeck hin und her, während die Schiffsoffiziere, alle wohl bewaffnet, auf dem Hinterteile des Fahrzeuges mit dem Kapitän sich besprachen und seine Befehle empfingen. Da stürzte plötzlich Richard die Treppe herauf und schrie:

„Herr Kapitän! Herr General! Sie kommen!“ Mit verstörter Miene rannte er auf seinen Vorgesetzten zu, aber in demselben Augenblicke drangen die Aufrührer aus dem untern Schiffsraume herauf und ergossen sich, zum Teil blanke Messer in der Hand, über das Verdeck.

„Adjutanten herbei!“ rief Steuben mit lauter Stimme und riß seine Pistolen aus dem Gürtel. Zum Befinnen blieb keine Zeit; durch die sechsfache Uebermacht der Rebellen mußten die Gegenüberstehenden in wenig Minuten bewältigt, niedergeworfen, geknebelt sein — nur ein schneller Entschluß und energisches Handeln konnte die Gefahr abwenden; so nahm denn der General auch gar keine Rücksicht, sondern donnerte die Empörer an: „Hinunter in den Raum! Ich schieße alles nieder, was auf Deck ist!“ Ein Teil der Matrosen dachte nicht daran, dem Befehle zu gehoramen; zum Teil konnten sie auch gar nicht, denn die Treppe war noch dicht gedrängt besetzt, und immer drangen neue Massen herauf. Keine Minute bedachte sich Steuben — er feuerte auf den, welcher ihm am nächsten gerückt war; — krach! noch ein Schuß, der zweite stürzte zu Boden, und jetzt erst nahm sich der General Zeit, das Schlachtfeld und die Stellung der Parteien zu überschauen; aber auch dies war in einem Augenblicke geschehen. Auf seiner rechten Seite standen die drei Adjutanten, der Dolmetscher Duponceau und der Sekretär, zu seiner Linken hatten sämtliche Schiffsoffiziere sich gesammelt — alle hatten den Arm vorgestreckt und hielten in der Hand die geladene Pistole, an welcher der Hahn schon gespannt war.

„Kommandieren Sie jetzt!“ lispelte der General dem Kapitän zu, und dieser rief mit lauter Stimme: „Halt! Wer sich vorwärts bewegt, ist auf der Stelle ein Kind des Todes. Hinunter in den Raum! Ich zähle drei, und bei dem Worte drei feuern wir alle ab; wer noch auf Deck ist, wird niedergestreckt.“

Doch in demselben Augenblicke warf sich ein großer, baumstarker Burfsche mit erhobenem Messer auf den Kapitän — er hatte ihn noch nicht erreicht, da lag er selbst in seinem Blute und zuckte nicht mehr.



Unterdrückung der Meuterei.

Staubens Kugel hatte ihr Ziel nicht verfehlt. „Schnell“, sprach dieser wieder leise zu dem Kapitän, „lassen wir sie nicht zur Besinnung kommen“ — und „eins!“ rief der Befehlshaber mit kräftigster Stimme, „zwei!“ Die Aufrührer blickten mit Entsetzen auf die drei, welche schon tot oder schwer verwundet am Boden lagen, und drängten der Treppe zu, wie eine Herde Schafe, die sich in den sichern Stall flüchten will, wenn der blutlehzende Wolf daher rennt. Jetzt entstand ein furchtbares Gedrücke, Todesangst peitschte die Flüchtenden; die Treppe war noch dicht besetzt mit solchen, welche herauf kommen wollten; ihnen stürzten sich jene entgegen — ein förmliches Ringen fand statt, Geschrei tönte herauf; der Kapitän zögerte einen Augenblick, weiter zu zählen — ehe er die Zahl drei ausgesprochen hatte, war das Verdeck geräumt.

Nur wenige Worte wechselten die Sieger miteinander, dann rückten sie vor gegen die nach unten führende Treppe, und der Kapitän rief: „Fort von der Treppe oder wir schießen! Alle hinab in den Raum!“

Allein das ging doch nicht so rasch von statten, denn die hinteren, welche sich gegen die Kugeln gesichert wähnten, wollten nicht nachgeben und standen fest.

„Eins!“ ertönte das Kommando, „zwei! drei!“ und mit diesem Worte frachten zwei Pistolen, Jammergeschrei erfolgte, alles drängte voll Entsetzens in den Raum — die Verwundeten rollten die Treppe hinab. Langsam rückten die Offiziere nach, untersuchten rechts und links alle Räume, und bald waren die Rebellen samt und sonders in ihren Schlafstellen eingeschlossen; von Matrosen waren nur noch die wenigen frei, welche gerade Dienst hatten.

Die Pistolen wurden wieder geladen; Steuben postierte zwei seiner Adjutanten vor die verschlossene Kajüthentür, dann ward kurzer Kriegsrat gehalten — die Lage war noch immer eine schwierige und gefährliche.

„Wir müssen schnell handeln“, sprach der Kapitän, „ehe sie zu dem Entschlusse kommen, das Schiff anzuzünden.“

„Das haben wir wohl nicht zu befürchten“, meinte der General. „Der Einzelne kann aus Bosheit Feuer legen und sich selbst dabei opfern, um etwa Rache zu nehmen, um zu schaden, um den Engländern den Sieg zu erleichtern, oder aus irgend einem andern Grunde; wenn er aber mit fünfzig Kameraden zusammen ist, die doch nicht alle in die Luft fliegen wollen, dann fällt das Anzünden nicht so leicht; die das Leben lieben, würden den Wütigen erwürgen, ehe sie zugäben, daß er Feuer anlegt. Aber darum bin ich nicht weniger dafür, daß mit der größten Beschleunigung gehandelt werde; die Empörer dürfen nicht Zeit gewinnen, auch ihrerseits Pläne zu entwerfen und sich zu verabreden.“ —

Es galt vor allem, die Räubersführer zu erfassen und die übrige Mannschaft dem Einflusse derselben zu entziehen. Nach fünf bis zehn Minuten standen der Kapitän, Steuben und dessen fünf Begleiter vor der verschlossenen Thür des Schlafraumes der Matrosen.

„Achtung!“ rief der Kapitän hinein. „Es wird geschossen. Alle zurück an die hintere Wand! Wenn ich die Thür öffne, ist der des Todes, welcher nicht am entgegengesetzten Ende steht. Achtung! Die Thür geht auf.“ Als die Thür wirklich geöffnet ward, standen alle dichtgedrängt an der hintern Wand; sie hatten gesehen, daß es blutiger Ernst geworden, und sahen auch jetzt wieder, daß ihnen sieben Pistolenläufe entgegenstarrten, und in dieser geringen Entfernung mußte jeder Schuß seinen Mann treffen.

„Wer aufgerufen wird, tritt vor! Keiner andrer rührt sich!“ Nach und nach wurden von Duponceau zwanzig Matrosen benannt; jeder trat einzeln vor, wurde von einem Adjutanten Steubens auf Deck geleitet, bekam da die Hände auf den Rücken gebunden und mußte sich auf den Boden setzen. Dann ward die Thür

wieder verschlossen, der Dolmetscher blieb davor stehen, um zu horchen; die übrigen sechs gingen auf das Verdeck, wo bis dahin die Schiffsoffiziere Wache gestanden und Ordnung gehalten hatten.

Die zwanzig Matrosen, welche hier gebunden am Boden saßen, waren jene, von welchen Richard behauptete, sie seien keinesfalls gefährlich, nur verführt und aus Furcht vor den Anstiftern dem Aufruhr beigetreten, würden aber sicher froh sein, wenn sie deren Gewalt und Einfluß entrisßen würden.

„Aufruhr wird mit dem Tode bestraft“, begann der Kapitän. „Von den 80 Mann wird je der zehnte hingerichtet. Die Schuldigen sollt ihr selbst angeben.“

Nach kurzem Verhöre waren vier Bursche bezeichnet worden, welche die Rebellion angezettelt haben sollten, und auch der, welcher zuerst von Empörung gesprochen und eine reiche Belohnung allen in Aussicht gestellt hatte, wenn die Offiziere bewältigt und das Schiff mit seiner kostbaren Ladung den Engländern zugeführt würde — auch er ward angegeben. Auf feierliches Versprechen guten Verhaltens und unverbrüchlichen Gehorsams begnadigte der Kapitän die zwanzig Mann, entledigte sie ihrer Bande und ließ sie neu schwören. Ein paar Schüsse wurden abgefeuert, dann ward mit der nötigen Vorsicht der Urheber des Aufruhrs aus der Mitte seiner Kameraden geholt — derselben Leute, die ihm zu dem gefährlichsten, gewagtesten Unternehmen gefolgt waren, jetzt aber zitternd an der Wand standen und keine Hand für ihn rührten.

Was war oben auf Deck vorgegangen? Man hatte schießen hören. Jetzt war der Anstifter allein abgeholt worden — als die Folgenden das Verdeck betraten, war er schon gerichtet — gehenkt baumelte er an einer Maa.

Die schnelle Wiederherstellung der Ordnung und Disziplin auf dem Schiffe verfehlte des Eindrucks auf diejenigen nicht, welche noch weiter verhört und abgeurteilt wurden; es war ein überwältigender. Die bei dem Ausbruche der Empörung Verwundeten und Toten hatte man absichtlich in ihrem Blute auf dem Verdecke liegen lassen; an der Segelstange hing bleich und schlaff der Leichnam des Anstifters und wurde von dem Winde hin und her geschaukelt; die Richter schauten so unerbittlich drein, blickten noch so drohend um sich, daß die Matrosen keinen Augenblick länger zögerten, ein reuiges Geständnis abzulegen und Wohlverhalten anzugeloben.

Allenthalben herrschte wenige Stunden nach den geschilderten Vorgängen Ruhe; Sicherheit und Gehorsam waren wiederhergestellt. Die Toten wurden ohne die sonst übliche Feierlichkeit in das Meer geschleudert, nur ein kurzes Gebet begleitete sie; die Verwundeten hatte man hinuntergetragen und verbunden. Fünf der schlimmsten Meuterer wurden in Ketten gelegt, drei wurden mit Stricken gebunden, allen übrigen ließ der Kapitän vollständige Verzeihung angedeihen.

Hierauf ward das Schiff sorgfältig wieder gereinigt, dann wurde Gottesdienst gehalten, und hiermit war der gefährliche Zwischenfall der Hauptsache nach beendet.

Der Kapitän Landais war ein tüchtiger, thatkräftiger und unerschrockener Mann, welcher seinen Posten wohl ausfüllte; dieses Mal hatte er sich aber in einer so kritischen Lage befunden, daß er allerdings anfangs unsicher aufgetreten und nur durch Steubens Entschiedenheit wieder in die rechte Stellung gelangt war. Auf allen Seiten von englischen Kreuzern umgeben — auf dem Schiff Waffen und Pulver — widerspenstige Matrosen, welche das Fahrzeug mit seiner kostbaren Ladung den Feinden in die Hände spielen wollten — einen ungekannten Verräter unter der Mannschaft, der schon dreimal versucht hatte, das Schiff in die Luft zu sprengen — es war wohl nicht zu verwundern, wenn Landais stündlich wünschte: „Ach! wären wir nur drüben!“ In der That: Wäre Steuben mit seinen sechs Begleitern nicht auf dem Schiffe gewesen, hätten den meuterischen Matrosen statt vierzehn nur sieben Personen gegenüber gestanden, so wäre der Ausgang des Kampfes wahrscheinlich ein andrer gewesen.

Die Bewachung des Schiffes, wie sie nach dem letzten Brande angeordnet worden, konnte nun aufgehoben werden; denn es stand jetzt durchaus nichts mehr zu befürchten. Die Matrosen wetteiferten in Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit; dessenungeachtet war die Lage immer noch eine sehr kritische, denn je näher man der amerikanischen Küste kam, desto mehr englische Kriegsfahrzeuge lauerten auf, und die Offiziere suchten den ganzen Tag mit ihren Fernrohren das Meer ab, ob irgend ein englisches Schiff auftauche; dann mußte der Kurs sogleich geändert werden, um aus seinem Bereich zu kommen. Auch jede Nacht lugte ein Offizier auf Deck aus, nach den Laternen heransegelnder Schiffe.

Etwa acht Tage nach dem Aufstande sprach Landais zu dem General:

„Ich möchte wohl die drei gebundenen Matrosen jetzt wieder frei geben, denn ich bin überzeugt, daß sie sich doppelt bemühen werden, mich zufrieden zu stellen, und daß daher nicht das Geringste dabei gewagt wird; aber ich möchte den Vurschen doch nicht entgegenkommen. Wenn es Ihnen gefällig ist, so gehen Sie mit dem ersten Schiffsleutnant hinunter und kündigen ihnen an, daß Sie sich für das Wohlverhalten der Verbrecher verbürgen wollten und daß ich mich daraufhin auf Ihr inständiges Bitten entschlossen hätte, Gnade für Recht ergehen zu lassen.“

Steuben war damit durchaus einverstanden; die drei Gebundenen wurden begnadigt und bedankten sich nun demütig bei dem Kapitän. In der That bemühten sie sich auch nach jeder Richtung hin, ihn zufrieden zu stellen. Für den General aber hegten sie eine Verehrung, die keine Grenzen kannte, und auf jede Weise gaben sie ihren Gefühlen Ausdruck. —

Mit Sturm hatte die Fahrt begonnen, mit Sturm sollte sie endigen. Das Schiff befand sich in der Nähe der Halbinsel Neuschottland, als sich ein furchtbarer Orkan erhob, welcher Tag und Nacht, über 24 Stunden, andauerte. Die Passagiere, sämtlich seekrank, befanden sich in einem kläglichen Zustande; Kapitän Landais war aber jetzt der Mann am rechten Platze, und die Mannschaft arbeitete

mit einer Hingebung, die alle Anerkennung verdiente; sie wollte durch regen Eifer, durch Unverdroffenheit und Ausdauer in der Gefahr wieder gut machen, was sie durch ihr verräterisches Treiben gefündigt hatte.

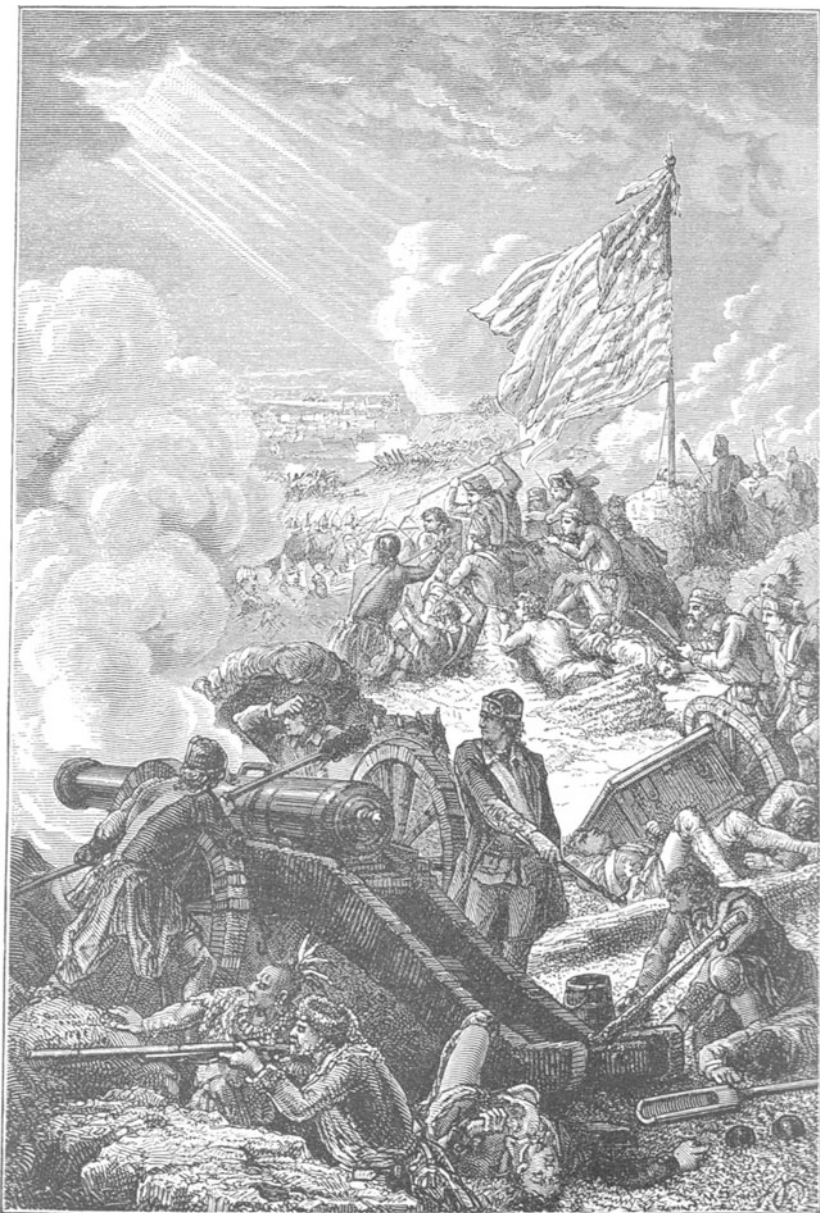
Am Tage nach dem Sturme, als das Schiff wieder hergerichtet worden, befanden sich Landais und Steuben wieder in vertraulichem Gespräche. Infolge dessen begab sich der General, begleitet von seinem Diener Karl Vogel, von dem ersten Leutnant und dem Oberbootsmann, hinunter zu den in Ketten liegenden Matrosen und redete sie also an:

„Wir befinden uns in der Nähe unsres Reisezieles und nach wenig Tagen wird an euch die Strafe vollzogen werden, welche über Meuterer auf einem Schiffe gesetzmäßig zu verhängen ist. Aber ihr dauert mich, ich beklage euch, denn ich nehme an, daß ihr nicht von Herzensgrund aus schlecht und verräterisch gesinnt seid, sondern nur schwach; ihr habt euch verführen lassen von dem Schurken, der sein verdientes Ende mit dem Strick um den Hals gefunden hat und jetzt längst den Fischen zur Speise dient. Ich habe den Herrn Kapitän angefleht, daß er euch verzeihe, damit ihr nicht in Eisen geschmiedet den Boden Amerikas betretet, sondern als freie Männer, erhobenen Hauptes euch zeigen könnt. Es hat freilich viele Mühe gekostet, den Herrn Kapitän zu überreden, denn er ist tief entrüstet über euer schändliches Benehmen — und das mit Recht! — aber schließlich hat er doch nachgegeben, wenn ihr mir feierliches Handgelöbniß der Treue und Ergebenheit ablegen wollt und dann durch würdige Thaten euer Versprechen erfüllt.“

Wie gern waren die Matrosen zu allem bereit! Sie dankten gerührt dem General, küßten ihm die Hand und bewiesen dem Kapitän durch ihr Verhalten, daß es ihnen Ernst mit ihrer Besserung war.

Der Flamand, gründlich gesäubert und festtätlich geschmückt, lief am 1. Dezember 1777 nach einer sechsundsechzigtagigen außerordentlich gefährlichen Fahrt in den Hafen von Portsmouth (New Hampshire) ein.

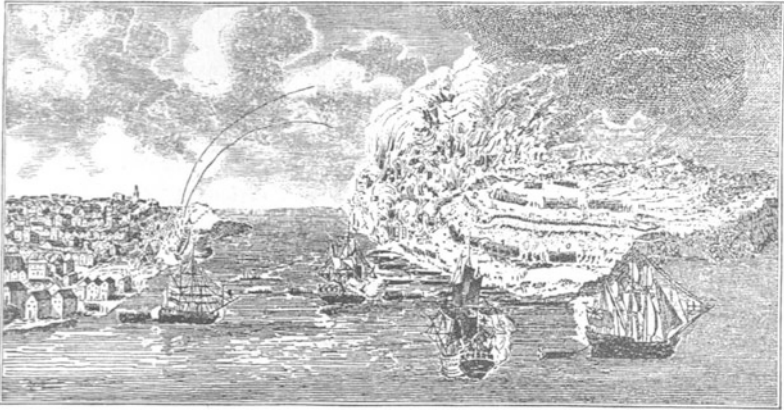




Oppel, Tambour und General.

Ketzig: Verlag von Otto Spamer.

Verteidigung der Höhen von Bunkershill.



Schlacht von Dunkers-Hill. Nach einem zeitgenössischen Bilde, mit dem Brande von Charlestown, 17. Juni 1775.
A. Boston-Batterie. B. Charlestown. C. Angriff der Engländer. D. Linien der Provinzialtruppen.

5. In Amerika.

Vor der Einfahrt in den Hafen ward Halt gemacht, und Duponceau, der Sekretär und Dolmetsch Steubens, fuhr in einer Schaluppe allein an das Land, den Stadtkommandanten von der Ankunft des Generals Baron von Steuben zu benachrichtigen. Der Kommandant Langdon brach sogleich mit seinem ganzen Stabe auf, um den General auf dem Schiffe abzuholen; die Kanonen auf der Festung donnerten, alle Schiffe im Hafen flaggten und feuerten Salutschüsse ab, das Volk lief zusammen, jubelte und schrie hurra! — in einem wahren Triumphzuge ward Steuben in die Wohnung Langdons geleitet.

Es waren schon aus verschiedenen Ländern Europas wackere, opferbereite Leute angekommen, um der jungen, für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Republik ihre Kräfte zu weihen; keiner aber gebot über eine solche Kriegserfahrung, wie der Adjutant Friedrichs II., der Mann, welcher an der Seite seines Königs stand, als letzterer den Armeen von halb Europa trotzte und schließlich den Sieg davontrug. Unterstützt von einem solchen Helden, konnte der endliche Triumph nicht zweifelhaft sein. Den ganzen Tag sammelten sich Volkshaufen vor des gefeierten Ankömmlings Quartier, und einmal über das andre Mal erscholl der laute Zuruf: „Victoria, Victoria!“

Es ward sogleich ein großes Fest veranstaltet, zu welchem die höchsten militärischen Spizen und die Väter der Stadt geladen waren. Steuben — mit Auszeichnung von allen Seiten begrüßt — hatte solchen Empfang nicht erwartet. Tief ergriffen von der lauten Begeisterung, mit welcher er sich begrüßt sah, war er nur um so fester entschlossen, Kraft und Leben der Republik zu weihen.

Ehe der Braten herumgereicht wurde, stand Langdon auf, erhob sein Glas und rief mit freudiger Erregung:

„Meine Herren! Wir trinken auf das Wohl unsres Gastes! Seine Erzellenz, der Herr General Baron von Steuben, die Hoffnung der Republik, er lebe hoch! Noch einmal hoch! Zum drittenmal hoch!“

Jubelnd stimmten alle mit ein, die Gläser klangen, und Steuben wurde überhäuft mit Verehrung und Liebe. Gerührt stand er auf und sprach: „Meine Herren! Erlassen Sie mir, dem Tiefgerührten, meine Gefühle in wohlgesetzter Rede auszudrücken, aber stoßen Sie mit mir an auf den Wunsch, der mir sehnsuchtsvoll aus dem Herzen kommt: Gott segne die Vereinigten Staaten Amerikas!“ Neuer Jubel erscholl; es dauerte lange, bis die Ruhe so weit hergestellt war, daß Langdon das Wort ergreifen konnte, Steuben eine höchst wichtige Mitteilung zu machen.

„Nun, Herr General“, sprach er, „will ich Ihnen noch etwas berichten, das Sie erfreuen wird. Sie wissen, daß der englische General Burgoyne schon im Juni seinen Marsch vom Champlainsee nach dem Hudson und dann den Fluß herunter nach New York antrat. Die Hitze des Sommers setzte seinen Truppen aber fürchterlich zu; überdies fehlte es an den nötigen Nahrungsmitteln, die Mannschaften litten bitteren Hunger, fast täglich erlagen Leute den Strapazen und dem Mangel; wir unterdessen verstärkten uns, zogen stets neue Kräfte heran, umzingelten die Feinde, und während Sie, Herr Baron, auf dem Meere schwammen, nahm am 17. Oktober unser trefflicher Feldherr Gates den widerstandsunfähigen Burgoyne mit seiner 6000 Mann starken Armee gefangen. Das war ein herrlicher Erfolg. Neuer Mut flammt seitdem in allen Herzen, und ich hoffe, daß Frankreich nun auch nicht länger zaudern wird, ein Bündnis mit uns zu schließen, denn es hat jetzt gesehen, daß wir leistungsfähig sind.“

Lebhafter Beifall folgte diesen Worten; es ward auf das Wohl des wackeren Gates getrunken. Die Ausichten in die Zukunft erschienen rosenfarben. Wenn die Franzosen noch halfen, und der kriegserfahrene preußische General, der Adjutant des angestaunten Friedrich, sein Schwert der Sache der Freiheit lieb — dann konnte es nicht fehlen: das Sternenbanner mußte siegreich aus dem Kampfe hervorgehen.

Der Kommandant Langdon behielt den willkommenen Gast in seinem Hause, solange dieser sich in Portsmouth aufhielt. Von Franklin, Deane und den französischen Ministern waren so gewichtige Empfehlungen für Steuben eingelaufen, daß dieser mit Sehnsucht erwartet und überall mit Auszeichnung empfangen ward.

Am Tage nach seiner Ankunft begab er sich noch einmal auf das Schiff, um sich zu verabschieden. Der Kapitän und die andern Offiziere wünschten ihm besten Erfolg in allem, was er unternähme; die Matrosen umdrängten ihn, überhäuftten ihn mit Danksaugungen. —

„Herr General“, sagte einer von denen, die er aus den Ketten befreit hatte, „wir beten für Sie“ — alle schwangen die Hüte; — nur der „stolze Richard“ war nicht zu sehen; der war schon seit dem vorigen Tage verschwunden.

Nach einigen Tagen schrieb Steuben an den Kongreß unter anderm wörtlich: „Der einzige Beweggrund, der mich in diesen Weltteil führt, ist der Wunsch, einem Volke zu dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und seine Freiheit kämpft. Ich verlange weder Geld noch Titel. Ich bin aus dem entferntesten Winkel Deutschlands hierher gekommen und habe dort Amt und Stellung aufgegeben. Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, bei Ihnen als Freiwilliger einzutreten, mir das Vertrauen Ihres kommandierenden Generals zu erwerben und ihn in allen Feldzügen ebenso zu begleiten, wie ich während des Siebenjährigen Krieges dem Könige von Preußen gefolgt bin. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkaufen, daß mein Name eines Tages unter den Verteidigern Ihrer Freiheit genannt würde.“

An demselben Tage schrieb er auch an den Oberfeldherrn, George Washington; in dem Briefe heißt es an einer Stelle: „Gegenstand meines höchsten Ehrgeizes ist es, Ihrem Lande jeden in meiner Macht stehenden Dienst zu erweisen und durch Beteiligung am Kampfe für Ihre Freiheit den Titel eines amerikanischen Bürgers zu verdienen.“

Steuben war erst fünf Tage in Amerika, als er am 6. Dezember dieses schrieb; er war schon vollständig Amerikaner geworden, widmete freudig seine ganze Kraft dem jungen Staatswesen, und was er ihm leistete, war ein Großes. Hundert Jahre nach dem heroischen Ringen der ihre Unabhängigkeit Erkämpfenden stellt die Nachwelt noch das Zeugnis aus: „Washington war die Seele des Freiheitskampfes, aber Steuben war sein starker Arm.“ —

Nachdem er sich von der Seereise erholt, machte er sich am 12. Dezember wieder auf den Weg und reiste zu Lande nach dem um 24 Stunden südlicher gelegenen Boston, wo er am 14. eintraf. Vom General Washington lief eine höchst schmeichelhafte Antwort und der Befehl ein, er möge sich nach York begeben, wo jetzt der Kongreß tagte, damit dieser ihn im Heere anstelle. Bis aber die Antwort von dieser Seite eintraf, bis weiterhin die nötigen Vorkehrungen zu einer Reise von mehr als 200 Stunden getroffen waren — es war ja mitten in der kältesten Zeit des Winters, und Wagen, Schlitten, Handpferde, Reit- und Wagentnechte mußten besorgt werden, doch ein eigens bestellter Kommissar übernahm die ganze Sorge für Quartier und Verpflegung der Gesellschaft auf der langen Reise — bis alles dieses geordnet war, kam die Mitte Januar 1778 heran.

Während der fünfthalb Wochen, welche Steuben in Boston verweilte, das längst von den Engländern verlassen war, hatte er Gelegenheit, mit vielen berühmten Persönlichkeiten bekannt zu werden; er wurde oft eingeladen, ihm zu Ehren wurden Gastereien und Feste gegeben, und er entzückte aller Herzen und Sinne durch seine uneigennützigte Hingebung an die Sache der Freiheit, sein leutseliges, freundliches Benehmen, durch seine Kenntnisse, Kriegserfahrung und Energie.

Nach sein martialisches Auftreten, seine stattliche Gestalt, seine imponierende Erscheinung, selbst der glänzende Ordensstern auf seiner Brust trugen dazu bei, ihn als Helden aller Festlichkeiten hervortreten zu lassen.

Eines Tages saß er an seinem Schreibtische und blätterte in Zeitungen und Landkarten, als er den Besuch eines feinen, höchst elegant gekleideten Herrn erhielt, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam, ohne daß er sich sagen konnte, wo er den Fremden schon einmal gesehen. „Vielleicht, Herr Baron“, begann derselbe, „erinnern Sie sich noch des Matrosen Richard auf dem Flamand?“ — „Richtig“, unterbrach ihn Steuben und reichte ihm herzlich die Hand, „Sie sind's? Als wir in Portsmouth landeten, waren Sie auf einmal verschwunden. Haben Sie Eltern und Geschwister gesund und wohl angetroffen?“ — „Gott sei Dank, ja, Herr Baron“, entgegnete der ehemalige Matrose. „Dieselben lassen sich Ihnen bestens empfehlen und bitten um die Ehre Ihres Besuchs, und zwar für das erste Mal nur im Kreise der Familie.“

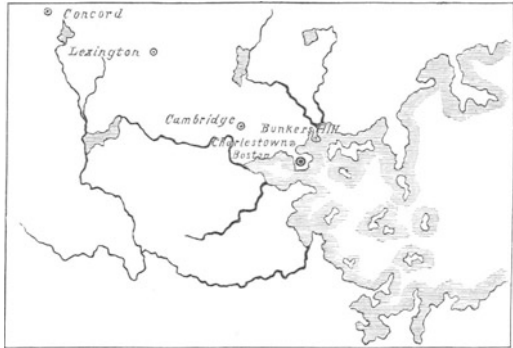
Steuben sagte gern zu und verlebte im Hause Morris' einen glücklichen Abend; von höchstem Interesse aber und nicht genug zu schätzendem Werte war es für ihn, daß er hier einen klaren Überblick erhielt über den bisherigen Gang und Verlauf der Begebenheiten. Der alte Herr hatte von dem berichtigten 5. März 1771 an, da das erste Blut in Boston vergossen wurde, bis zur gegenwärtigen Stunde den lebhaftesten Anteil an der Entwicklung des großartigen Dramas eines Völker-ringens genommen, war von allem unterrichtet, hatte selbst thätig mit eingegriffen; ihm lag alles lebendig und klar vor Augen. — Da Herr Morris ein durch und durch gebildeter Mann war, so gab es wohl wenige, die im stande gewesen wären, Steubens Fragen besser zu beantworten.

„Nach dem Treffen an der Brücke von Lexington (19. April 1775)“, begann Morris seinen Bericht, „entflammte allerwärts die lebhafteste Begeisterung; die kampflustige Jugend eilte zu den Waffen, und in den Herzen vieler Tausende tauchte die Hoffnung auf, der entscheidende Schlag werde bald geführt, der endliche Sieg in kurzer Zeit errungen sein. Alles griff zu, und in Connecticut entschloß man sich zu einem kühnen, abenteuerlichen Unternehmen, das aber glänzend gelang. Auf einer Landzunge des Champlainsees liegt die sehr starke kleine Festung Ticonderoga, und etwas nördlich davon das ebenfalls sehr feste, obwohl auch nur kleine Fort Crownpoint; von dem See fließt der Sorel in den Lorenzstrom, und wer die beiden genannten festen Punkte in seiner Hand hat, besitzt damit den Schlüssel zu Kanada und kann, sobald es ihm gefällt, vor Quebeck rücken. Und diese zwei Stützpunkte überrumpelten die Milizen von Connecticut im Mai 1775 unter Führung der Generale Arnold und Allen, machten eine reiche Beute an Kriegsvorräten aller Art, sicherten uns gegen einen Überfall von Kanada aus und ermutigten zu ähnlichen Unternehmungen.

„Wir hier in Boston befanden uns immer noch in den Händen unsrer Feinde;

aber in großen Scharen strömten von allen Seiten die Milizen herzu, um die Stadt vollständig einzuschließen und so die Engländer entweder auszuhungern oder sie zu nötigen, auf ihre Schiffe zu gehen. Im Juni hatten etwa 10 000 Mann Boston von der Landseite so eng umzingelt, daß es von jeder Verbindung mit der Umgegend abgeschlossen war. Der hier kommandierende englische General Gage aber, welchem bedeutende Verstärkungen unter den Generalen Burgoyne, Clinton und Howe zugegangen waren, entschloß sich jetzt, gegen Charlestown hin durchzubrechen, um die Einschließung zu sprengen. Dazu mußte er aber auf einem Hügel, Bunkers-Hill, welcher hier nördlich von der Stadt auf einer Halbinsel liegt, eine weittragende Batterie errichten, um unsre Reihen mit Erfolg bestreichen zu können. Allein unsre Leute waren so klug wie Gage, errichteten in der Nacht eine Batterie auf Bunkers-Hill, besetzten den Hügel noch und vermochten nun ihrerseits die Engländer zu bedrängen.

„Natürlich konnte sich Gage nicht in dieser Maufesalle halten lassen und beorderte den General Howe, die Batterie zu stürmen. Die gedienten Regimenter marschierten heran, wurden aber von unsern noch ungeübten Milizen zurückgeworfen; sie drangen wieder vor, wurden jedoch abermals geschlagen; endlich wollten sie nicht mehr den Hügel hinarrücken, Howe stellte sich selbst



Umgegend von Boston.

an ihre Spitze, um sie vorwärts zu bringen — es half nichts, sie wurden geschlagen und wieder geschlagen. Allein da man von Bunkers-Hill aus die Stadt in Brand schießen und die englische Flotte vernichten konnte, so mußte dieser wichtige Punkt um jeden Preis genommen werden; Gage schickte nun den General Clinton vor; was Howe nicht fertig gebracht, sollte dieser erringen. Vergebliche Mühe; den Engländern wurden die Röcke ausgeklopft und sie brauchten sie nicht erst auszuziehen. Auch Clinton stellte sich an die Spitze der Sturmkolonnen und rief ihnen zu: ‚Fürchtet ihr euch? Seid ihr Truppen Seiner Majestät? Vorwärts! Mir nach!‘ Sie folgten ihm hinauf, aber auch wieder herab; die Batterie bekamen sie nicht, Verwundete hatten sie in großer Zahl. — ‚Es geht nicht!‘ rapportierte Clinton. ‚Es muß gehen!‘ befahl Gage.

„Am 17. Juni steckten die Engländer durch glühende Kugeln die Stadt Charlestown in Brand, und während hier die Flammen gen Himmel loderten, der dicke Rauch aufstieg, Verwirrung, Not, Angst und Gefahr überall herrschten,

warf sich die ganze englische Heeresmacht auf Bunkers-Hill und stürmte mit Aufbietung aller Kraft; alle Schiffe im Hafen überschütteten mit ihren Geschossen die Anhöhe; Kugel an Kugel fiel nieder. Lange blieb der Kampf unentschieden; die alten Regimenter, welche schon in Portugal dem Feinde gegenüber gestanden, wurden zurückgeworfen, wiederholt den Hügel hinuntergejagt — aber schließlich siegten doch die Schiffskanonen und die Übermacht. Gage besetzte die Anhöhe, unsre Truppen zogen sich über die Landenge zurück und stellten sich bei Cambridge in den großen Bogen, der unsre Feinde umzog. Diese blieben eingeschlossen nach wie vor.

„Die Engländer hatten zwar gesiegt, aber der Sieg war ihnen sehr teuer zu stehen gekommen; der Sturm auf Bunkers-Hill hatte ihnen 1045 Mann gekostet, uns nur 449; die Ehre war entschieden auf Seiten der ungeübten, kriegs-unerfahrenen, nicht exerzierten amerikanischen Milizen, und diese Überzeugung brachte neuen Mut, neue Hoffnung in aller Herzen. Ohne das Feuer ihrer Kriegsschiffe hätten uns die Feinde nicht verjagt. Am 3. Juli traf der neue Oberkommandant, unser verehrter George Washington, im Lager bei Cambridge ein. Jeder Versuch der Engländer, durchzubrechen, mißlang; dem britischen Oberbefehlshaber Gage behagte es darum nicht mehr, das Oberkommando zu führen und er übergab dasselbe dem General Howe. Indes auch dieser versuchte vergebens seine Kunst; darum schiffte er sich ein, nahm Abschied von Boston und segelte am 17. März 1776 ab, indem er sich nach Halifax zurückzog und seine ungeheuren Vorräte im Stiche ließ. Wir waren nicht böse darüber, und unsern Truppen bekam die gefundene Beute gar wohl. Wir alle hoffen nun, daß kein Feind mehr seinen Fuß auf den Boden Bostons setzen wird. Der 17. März 1776 gab uns Genugthuung für den 5. März von 1771.

„Die Lostrennung von dem Mutterlande ging nun mit Riesenschritten vorwärts; die Statthalter von Nord- und Südcarolina, von Virginien u. s. w. wurden verjagt, überall griff das Volk zu den Waffen, die königlich Gesinnten wurden eingeschüchtert und bedroht — der Glanzpunkt des Winters 1775 auf 1776 war aber der verwegene Zug nach Kanada.

„Blötzlich, aller Welt unerwartet, brachen unter Befehl des Generals Montgomery 3000 Mann von Crownpoint auf in der Richtung nach Norden; niemand ahnte, was des kühnen Führers Absicht war. Mitten im Dezember, bei Schnee und Eis, bei Kälte und Wind drang die unerfrorene Schar vor, erreichte das starke Fort Chambly, nahm es im Sturm ein, warf die Engländer hinaus, ließ eine kleine, todesmutige Besatzung zurück, wandte sich nordwärts, hatte sechs Tage später den festen Platz St. John erobert, besetzt und befand sich schon wieder auf dem Wege nach einem andern Ziele.

„Dabei ist zu bedenken, daß es der Mannschaft so ziemlich an allem fehlte; sie war höchst notdürftig gekleidet, litt oft Hunger. Konnte sie sich einmal satt essen, so war dies ein Festtag; dazu eine so überaus mangelhafte

Bewaffnung, daß die Truppen in offener Feldschlacht, einem wohlgerüsteten Feinde gegenüber, keine halbe Stunde hätten standhalten können. Aber Montgomery war ein unvergleichlicher Feldherr, ein Kriegsgenie, wie es nur selten auftaucht — er hatte keine Kanonen, es fehlte ihm an Pulver und Blei, er mußte mit seiner Munition höchst sparsam umgehen, aber er operierte um so geschickter.



Mühevoller Marsch nach Kanada.

„Er überrumpelte den Feind stets völlig unerwartet, ließ ihm nicht Zeit, zur Besinnung zu kommen, stürmte so verwegen vor, daß ihm alles gelang. Von St. John richtete er seinen Zug nach Westen und nach acht oder zehn Tagen hatte er den Lorenzstrom überschritten und — Montreal erobert. Was der Mann in wenig Wochen geleistet hatte, grenzt an das Wunderbare.

„Zu gleicher Zeit war Oberst Arnold mit einigen tausend Mann von dem Lager bei Boston aufgebrochen und direkt nach Norden gezogen. Er hielt sich an den Ufern des Flusses Kennebec, marschierte über Schneefelder, durch der Wildnis unwegsame Strecken, durchzog Urwälder, ohne Weg und Steg; Bäche mußten durchwaten werden — und alles dieses im strengen Winter! Am Schlusse des Jahres 1775 stand der kühne Heerführer mit seiner Handvoll Abenteurer jenseit des Lorenzstromes vor Duebeck. Wie vom Himmel gefallen, erschien er plötzlich vor der Stadt, nachdem er einen Weg von vielleicht 220 Stunden zurückgelegt.

„Und nun vereinigten sich die beiden Helden. Montgomery durchschritt die Entfernung von Montreal nach Duebeck, etwa 60 Stunden, in Eilmärschen, und am 31. Dezember ward die stark befestigte Hauptstadt Unterkanadas mit ihren hohen Wällen, hundert Kanonen, breiten Gräben und ihrer zahlreichen Besatzung von einer Handvoll Leute angegriffen, die zwar an allem Außern Mangel litten, statt zu schießen nur mit dem Bajonett kämpfen mußten — aber einen Überfluß von Mut, Verwegenheit und Todesverachtung besaßen. Erst im Jahre 1759 war Duebeck den Franzosen abgenommen worden, was damals dem englischen General Wolfe das Leben kostete; darauf hatte man den Platz in großartigster Weise befestigt — die Oberstadt und die Citabelle gelten für uneinnehmbar — aber unsre Leute würden Duebecks Ruf der Unbezwinglichkeit zu schanden gemacht haben, wenn nicht eine höhere Macht hemmend in den Weg getreten wäre. Bereits hatten sie die Wälle erstürmt, waren in mehrere Straßen eingedrungen — da sauste eine Kanonenkugel daher und riß den unvergeßlichen Montgomery nieder. Mitten in seiner Heldenlaufbahn, voll Begeisterung einem erhabenen Ziele zustrebend, hatte er den Tod für Vaterland und Freiheit gefunden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckensnachricht, und noch standen alle unter dem Drucke der Trauerbotschaft, da tönte auch der Ruf durch die Glieder: ‚Auch Arnold ist gefallen!‘

„Was thun? Beide Führer waren nicht mehr; wer sollte planen, ordnen und leiten? Die Mannschaft war vor Schreck gelähmt. In der Unterstadt allein konnte man sich nicht halten, weil diese von der Oberstadt und der Citabelle beherrscht wurde; darum zogen sich unsre Helden auf die der Stadt gegenüberliegende Anhöhe von St. Abraham zurück, wo sechzehn Jahre zuvor Wolfe seinen Geist aushauchte mit den Worten: ‚Ich sterbe zufrieden, da die Franzosen fliehen.‘

„An Montgomery war ein Führer verloren, wie ein Jahrhundert nur wenige aufzuweisen hat. Wir haben, Gott sei tausendmal gedankt, an Arnold, an Gates und andern der Helden noch mehr — aber doch keinen zweiten Montgomery. Schneller Blick, kühner Entschluß, Mut in der Ausführung, Unererschrockenheit, Gewandtheit, sich in allen Lagen zurechtzufinden, und die Gabe, seine Streitgenossen zur höchsten Leistung zu begeistern: das sind Eigenschaften, welche sich äußerst selten in einer Person vereinigt finden. So sicher Washington der vollkommenste Generalissimus ist, ebenso sicher war Montgomery der genialste Korpsführer.

„Oberst Arnold war übrigens nicht tot, sondern nur verwundet; er konnte sich noch seiner Leistung freuen, und wir hoffen, daß er der guten Sache noch große Dienste leisten soll.

„Howe, der mit seinen Engländern zuerst nach Halifax gesegelt war, fuhr im Juni 1776 in die Gegend von New York, um von da aus sich, je nach den Verhältnissen, gen Norden oder gen Süden zu wenden; Washington aber kam ihm zuvor, war zwei Monate früher dort, befestigte verschiedene Plätze und würde unsre Feinde geschlagen haben, wenn er den 25 000 Mann Howes auch nur eine halb so große Armee hätte entgegenstellen können. Er that alles, was ein talentvoller, einsichtiger Feldherr in seiner Lage thun konnte; er wich den Engländern aus, zog und lockte sie hin und her, vermied jede Feldschlacht, mußte sich aber doch schließlich zurückziehen und jenseit des Delaware seine Winterquartiere nehmen. Er hatte nicht einmal noch 4000 Mann zur Verfügung, und diese litten Mangel an Kleidern, Lebensmitteln, Waffen und Munition; stand nicht Washington an der Spitze, so hätte sich das ganze Heer aufgelöst. — Sehen Sie, bei uns sind eben die Verhältnisse ganz andre als drüben in Europa. Washington ist Feldherr, aber kein König; er kann nicht vorschreiben, sondern den Kongreß nur ersuchen, kann ihm Vorstellungen machen, und dieser, der Kongreß, kann den dreizehn Vereinigten Staaten auch nicht befehlen; er kann nur sagen, was nötig ist, kann auffordern, aber — jeder Staat ist selbstherrlich, kann thun und lassen, was er will. In dieser Beziehung sind wir den Engländern gegenüber sehr im Nachtheile.

„Diese hatten ihre Armee noch durch die in Deutschland gemieteten Truppen verstärkt, geboten jetzt über 30 000 Mann, die längs des Delaware in langgestreckter Linie Winterquartiere bezogen hatten; ihnen gegenüber auf der andern Seite des Flusses stand Washington mit einem Heere, welches jetzt gerade noch den zehnten Teil des feindlichen betrug. Seit Howe in New York eingerückt war, die ganze Gegend weit und breit überschwemmt und Verwüstung, Plünderung und Greuel aller Art verübt hatte, bemächtigte sich des Volkes ein panischer Schrecken; der Kongreß floh aus Philadelphia, wo er zu leicht aufgehoben werden konnte. Bereits machten Verzagte ihren Frieden mit dem Feinde und der Zuzug neuer Milizen stockte, weil man doch alle Anstrengungen für vergebens hielt. Kurz, die Entmutigung steigerte sich von Tag zu Tage. Alle Kraft schien gelähmt zu sein, und diese Entmutigung machte größere Unternehmungen unmöglich. Washington sah ein, daß etwas geschehen mußte, die Herzen wieder mit Hoffnung zu beleben, den Mut anzufachen, die Ängstlichen zu beruhigen. Und dazu war er der Mann!

„In der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember setzte er über den Delaware — im fürchtbarsten Wetter. Schnee, Hagel und Regen erfüllten die Luft, eijige Kälte war urplötzlich eingetreten, schwarze Finsternis lagerte auf der Erde; keinen Sklaven hätte man bei solchem Wetter hinaus schicken mögen; eine militärische Operation hätte jeder für unmöglich gehalten; nur unter großer Anstrengung

konnte weiter marschirt werden, aber unser Washington überfiel noch in der Nacht bei Trenton ein Korps Hessen von 1000 Mann, nahm es nebst 23 Offizieren und ihrem Anführer gefangen und brachte es am Weihnachtsfeiertage in sein Lager; die Waffen und was sonst noch erbeutet worden, waren Christgeschenke für seine Truppen. Die Engländer ihrerseits konnten solche Wagnisse nicht begreifen und sahen sich verwundert, ja starr vor Schrecken an.

„Nicht genug; wenige Tage später, am 3. Januar 1777, überfiel Washington ein bei Princetown unter Lord Cornwallis stehendes Einzelkorps, zersprengte es — was nicht gefangen ward, ging zu Grunde; — es war ein herrlicher Sieg! Alle Patrioten jubelten laut auf, denn erstens galten die Hessen für die tapferste Truppe im ganzen englischen Heere; man fürchtete sie weit mehr, als selbst die Engländer, und zweitens war Cornwallis ein überaus geachteter Offizier, einer der tüchtigsten und talentvollsten in der ganzen Armee; und doch hatte ihn Washington zu Boden geworfen. — Doppelt und dreifach gönnte man den Engländern diese Niederlage wegen der Roheit, mit welcher sie die von ihnen gemachten Gefangenen behandelten, und nicht minder wegen der brutalen Plünderungen, die sie allenthalben verübten, wo sie als die Herren gelten konnten. Als die gefangenen Hessen durch Philadelphia transportirt wurden, wollten die Freudenausbrüche kein Ende nehmen. — Hätte damals Washington nur tausend Mann mehr zu seiner Verfügung gehabt, so hätte er wohl einen dritten Überfall gewagt, er hätte in Brunswic das Zeughaus mit seinen ungeheuren Vorräten ausleeren und die ganze englische Kriegskasse fortschleppen können; bei dem Angriffe auf Trenton und Princetown konnte er aber keinen Mann entbehren, und nach diesen Überfällen legte Howe eine so starke Besatzung nach Brunswic, daß jetzt der Angriff unmöglich war.

„Nach und nach hatten sich unsre Streitkräfte auf 8000 Mann vermehrt, und mit diesem verhältnismäßig kleinen Heere hielt Washington die 30 000 Feinde bis zum Juni im Schach. — Als Howe einsah, daß er auf solche Weise durchaus nicht nach Philadelphia gelangen werde, ließ er eine zahlreiche Besatzung für New York und Umgegend zurück, schiffte seine Mannschaft in 250 Fahrzeugen ein, segelte in die Chesapeakebai und rückte von dort aus gegen Philadelphia vor. Unser kleines Heer eilte nach Süden, stellte sich ihm entgegen, wurde aber bei Brandywine geschlagen. Darauf zog sich Washington in die Wälder um Philadelphia zurück und ängstigte von hier aus die Feinde. Ganz unerwartet überfiel er sie neulich am 4. Oktober bei Germantown, mußte sich jedoch mit Verlust wieder zurückziehen. Philadelphia und alles südlich gelegene Land ward nun eine Beute der Engländer. Washington verschanzte sich am Schuylkill und befestigte seine Stellung derart, daß die Feinde keinen Angriff wagten und zur Unthätigkeit verurtheilt waren.

„Und nun zum Schluß: Arnold blieb vor Quebeck bis zum Frühlinge 1776 liegen, dann aber ward er von den Engländern zurückgedrängt, denn in seinem Heerhaufen waren die Pocken ausgebrochen und er hatte nur noch 900 Dienstaugliche.



George Washington.

„General Carleton blieb ihm mit einer Armeeabteilung stets auf den Fersen. Unter unsäglichen Beschwerden erreichten beide Heerführer den Champlainsee, an dessen Ufer sie Winterquartiere bezogen. Im nächsten Sommer, 1777, erhielt Burgoyne den Oberbefehl über die englische Armee. Mit 7137 Mann, Engländern und Deutschen, rückte er vor; aber er hatte auch Tausende von Indianern in Dienst genommen, welche durch ihre Grausamkeit und Blutgier Schrecken verbreiten und uns vertilgen sollten; Burgoyne sagte selbst in einer Ansprache: ‚Sie sind wild, wie reizende Tiere, und brennen vor Begierde, die Feinde Englands abzuschlachten. Ich darf ihnen nur die Zügel schießen lassen und sie werden alles, alles vertilgen.‘

„Allein Bourgoyne hatte sich verrechnet. Die Drohung mit den Rothhäuten rief die Verteidiger unsrer Freiheit scharenweise unter die Waffen; unser Heer nahm täglich an Zahl zu, wuchs bis zu 13 000 Mann; das der Feinde dagegen schmolz sichtlich zusammen; die Indianer waren durchaus unzuverlässige Verbündete, wilde, unbotmäßige Gefellen, und die Engländer erlitten eine Schlappe nach der andern. Von Ticonderoga an war der Marsch mit unsäglichen Mühseligkeiten verbunden; dichtes Buschwerk, Waldungen und Moräste waren zu durchwandern, Schluchten sollten überschritten werden, über die kein Weg führte; auf einer Strecke von 20 Stunden mußten 40 Brücken gebaut, durch Sümpfe mußten Knüppeldämme angelegt werden, damit das Heer vorrücken konnte. So ging es unsäglich langsam weiter; einmal vermochte man in drei Wochen nur acht Stunden Weges zurückzulegen. Unsrre Leute vollführten den Marsch auf ganz andre Weise: sie zerstreuten sich, wanderten einzeln fürbaß, um sich dann wieder zusammenzufinden.

„Und die Insektenplage! Die Ausdünstung der Sümpfe und das heiße Klima erzeugten Millionen von Insekten, durch welche die Engländer sich namenlos gequält sahen; ihre Lebensmittel bezogen sie aus Europa und schafften sie zu Schiffe nach Quebeck, von wo aus sie ihnen auf beschwerlichem Wege nachgeschickt — oft genug aber von uns abgefangen wurden. Die Mannschaft litt Not, kam körperlich und moralisch herunter, und als nun unser wackerer Horatio Gates mit einem neuen Heerhaufen herbeieilte, konnte Burgoyne von allen Seiten eingeschlossen werden und mußte sich am 17. Oktober (1777) bei Saratoga mit seiner ganzen Armee, die übrigens bis unter 6000 Mann zusammengeschmolzen war, als Kriegsgefangene ergeben. Uns kommt die reiche Beute an Waffen aller Art sehr zu statten.

„Das war unsre letzte Waffenthat, glorreich und hoffentlich von weittragenden Folgen. Unser unvergleichlicher Feldherr suchte, als der Winter anbrach, keineswegs gut bewohnte Gegenden auf, welche ihm behagliche Quartiere in Aussicht stellten — nein, er sagte: ‚Ich darf die Feinde nicht aus dem Auge lassen, muß ihnen Tag und Nacht auf dem Nacken sitzen, damit sie nicht zur Ruhe kommen und damit ich über sie herfallen kann, sobald der rechte Augenblick gekommen ist.‘ Darum hält er sich unweit des englischen Hauptquartiers, verzichtet auf alle Bequemlichkeiten und bringt den Winter nur sechs Stunden von Philadelphia, im Freien zu. In Valley Forge, am westlichen Ufer des Schuylkill, da, wo der Valleybach in diesen fließt, hat er kürzlich sein Lager aufgeschlagen, seine Truppen hölzerne Baracken bauen lassen, und da erwartet er Sie jetzt, Herr General.“

Steuben verlebte noch manche angenehme Stunde, manchen frohen, heitern Abend in der Familie Morris, bis alles vorbereitet war und er seine Reise nach York antreten konnte. Da die Engländer von Philadelphia und New York aus sehr häufig Raub- und Streifzüge in das Innere des Landes machten, mußte sich die Gesellschaft zunächst nach Westen wenden und ihren Weg 30—40 Stunden

von der Küste entfernt verfolgen, wodurch natürlich das Fortkommen sich um soviel länger verzögerte. Die Reise dauerte auch in der That drei Wochen. War es doch keine kleine Aufgabe, gerade in der kältesten Zeit eines sehr strengen Winters 22 Tage lang zu Pferde auszuhalten und der Ungunst der Witterung zu trotzen.

Bei dem dritten Nachtlager bezeichnete man den Reisenden ein Wirtshaus, an welchem sie gegen Abend des folgenden Tages anlangen würden; sie sollten aber ja lieber weiter ziehen und nicht um ein Nachtlager bitten; denn der Besitzer des Hauses sei ein wütender Anhänger des Königs und werde sie sicher schlecht empfangen. Leichten Herzens ward beschlossen, die ungastrische Schwelle nicht zu betreten, allein am nächsten Abend erhob sich ein solch fürchterlicher Schneesturm, wie ihn Steuben weder in Deutschland noch in Rußland erlebt hatte. Ein eifrig schneidender Wind jagte ihnen die Flocken ins Gesicht, daß sie die Augen nicht offen halten und den Weg nicht sehen konnten. Dabei drang der kalte Wind durch die Kleider bis auf die Haut. Sie dankten Gott, als sie das nächste Gebäude erreicht hatten, obwohl es das des verrufenen königlich Gesinnten war.

Dieser kam ihnen schon im Vorhause entgegen, und als er die verhaßte Uniform erblickte, sprach er barsch: „Ich habe für euch weder Betten, noch etwas zu essen; kann überhaupt niemand beherbergen; macht nur, daß ihr weiter kommt!“ Mit diesen Worten drehte er sich um und kehrte in das Zimmer zurück. Der General folgte ihm und sprach in ruhig mildem Tone: „Mein Freund, bei diesem Wetter werden Sie uns nicht von sich stoßen; in diesem Schneesturm jagt man ja keinen Hund.“

„Mir einerlei“, unterbrach ihn der Unhold, „Hund oder nicht Hund, ich mag euch nicht. Packt euch!“ — Noch hielt Steuben seine Zunge im Zaume, obwohl der Zorn bereits in ihm kochte.

„Herr“, begann er wieder, „wir verlangen nicht viel; wir sind zufrieden, wenn wir ein Lager finden — etwas Brot, Fleisch und ein Glas Milch. Das werden Sie uns doch bieten können?“

„Ich biete euch nichts, gar nichts“, schrie der Wirth, „und unter meinem Dache bringt ihr die Nacht nicht zu!“

Noch ein paarmal versuchte Steuben mit Freundlichkeit, den Mann anders zu stimmen, als aber jede folgende Antwort gröber lautete als die vorhergehende, riß dem General doch die Geduld. Er verfiel plötzlich vom Englischen in das Deutsche, fluchte und wetterte in echt deutscher Weise und schrie seinem Reitknechte Vogel zu: „Himmel tausend Millionen Schock Donnerwetter! Karl, gib mir meine Pistolen!“ Wie der Blitz sprang der Bursche davon und brachte das Verlangte.

Sein Herr trat nun martialisch an den Wirt heran, richtete beide Pistolen auf dessen Brust und donnerte ihn an: „Habt Ihr Betten, oder nicht?“

„Nun, ja“, antwortete der Wirt zitternd, „ich will solche herrichten!“

„Habt Ihr Fleisch, Brot und Milch?“ fragte jener weiter.

„Auch das wird sich schaffen lassen“, lautete die Antwort.

„Und wollt Ihr uns das Nötigste bieten?“ schloß Steuben das Tramen.

„Ich werde mein Bestes thun, Herr General“, entgegnete der Wirt. —

Die Reisegeellschaft ward versorgt und zog am andern Morgen weiter.

Das war die einzige mißliche Begegnung, welche ihr auf einem Marsche von mehr als 400 englischen Meilen in den Weg getreten war. Am 14. Januar 1778 hatte man Boston verlassen, am 5. Februar kam man in York an.

Von Boston her waren dem Generale so empfehlende Briefe vorausgegangen, daß er sich in höchst ehrenvoller Weise begrüßt sah. Seine Adjutanten, sein Sekretär und sein Gesellschafter erhielten entsprechende Anstellungen in der Armee; er selbst trat als Freiwilliger ein, der Kongreß übernahm es, seine sämtlichen Ausgaben zu decken, solange er dem amerikanischen Heere angehören würde. Am 19. reiste er wieder ab und langte am 23. Februar in Valley Forge bei Washington an.

Dieser war ihm etliche Stunden weit entgegengeritten und hatte ihm schon eine Ehrenwache von einem Offizier und 25 Mann vor sein Quartier gestellt.

Alle begrüßten ihn mit Freuden und blickten mit zuversichtlicher Hoffnung auf ihn — war es doch für die gute Sache von höchster Bedeutung, daß ihr ein kriegsgeübter Mann von so reicher Erfahrung Kopf und Arm widmete.

Als die Ordonnaanz vor den Generalissimus trat, um das Lösungswort für die nächsten 24 Stunden zu empfangen, gab Washington die Parole:

„Steuben“.





Franklin in Paris.

Hilfe von Frankreich.

1. Der Tambour.

Die Entdeckung Nordamerikas fällt in das Jahr 1497, in welchem damals seefahrende Engländer an der Küste der Halbinsel Labrador gelandet waren; sie kehrten jedoch in ihre Heimat zurück, ohne von dem aufgefundenen Lande Besitz zu nehmen oder daselbst Niederlassungen zu errichten. Erst im siebzehnten Jahrhundert wurde die Kolonisation der Ostküste Nordamerikas eifrig, dauernd und mit Erfolg betrieben, und zwar ließen sich Franzosen am Golfe von Mexiko, auf der Halbinsel Florida, in Akadia (Neuschottland), am St. Lorenzstrom und an den großen Seen nieder, Engländer aber von Florida bis gegen die Mündung des Lorenz hin. Die Kolonien der Holländer kamen nie zu besonderer politischer Bedeutung, obwohl sie wirtschaftlich schnell zu hoher Blüte gelangten.

Eifersucht zwischen Engländern und Franzosen erwachte sehr bald; zu blutigem Austrage kam sie, als im vorigen Jahrhundert Frankreich eine Verbindung seiner nördlichen Niederlassungen und der südlichen, am Mexikanischen Meerbusen gelegenen, durch Errichtung von Zwischenstationen im Thale des

Mississippi herzustellen suchte. Es gelang ihnen, Handelsniederlassungen und kleine Festungen anzulegen, und alles schien sich in gewünschter Weise weiter zu entwickeln, da entbrannte ein heftiger Krieg und brachte ein nicht geahntes Ergebnis.

Die englischen Kolonisten wollten sich nicht in Nord, West und Süd vom Festlande abschließen lassen, griffen zu den Waffen, das Mutterland unterstützte sie, und ein erbitterter Kampf zwischen England und Frankreich brach aus, der in Europa, in Ostindien, in Amerika und auf dem Meere zugleich geführt wurde. Die Franzosen, welche bisher als die erste Kriegsmacht der Erde gegolten hatten, deren Schlachtenruhm jedoch durch Friedrich II. schon im Siebenjährigen Kriege großen Abbruch erfahren, verloren ihre Besitzungen in Amerika und in Ostindien, ihre Flotten wurden zerstört, und im Pariser Frieden (am 10. Februar 1763) mußten sie Akadia und Kanada „auf ewige Zeiten“ an England abtreten. Sie waren zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden, die Engländer aber blieben unbestrittene Herren des Ozeans.

Diese Demütigung empfand das französische Volk aufs schmerzlichste; der König und sein Hof aber besaßen dafür kein Verständnis. In Versailles lebte man dahin in ungezügelter Lust, stürzte sich von einem Genuße in den andern, schwelgte in Freuden und vergeubete in verschwenderischer Weise, was die Unterthanen durch Arbeit im Schweiß ihres Angesichts erworben hatten. Doch als im Jahre 1774 Ludwig XVI. den Thron Frankreichs bestiegen hatte, begann man auch am Hofe sich der erlittenen Demütigung zu schämen; allein es war nicht leicht, die verlorene Stellung, das verächtete Ansehen wiederzugewinnen. Auch wollte man sich nicht offen gestehen, daß eine hundertjährige Mißregierung es verschuldet hatte, wenn dem von der Natur so reich gesegneten Frankreich der Ehrenkranz vom Haupte gerissen ward; man wollte nicht einsehen, daß es die Sünden der letzten Könige und deren Umgebung waren, die sich jetzt durch Schmach und Verachtung rächten; dagegen grollte man um so heftiger den selbstsüchtigen Engländern und ergoß allen Zorn über das „treulose Albion“. — Jetzt schien die Stunde der Vergeltung schlagen zu wollen.

Großbritannien war mit seinen Kolonien in immer größere Zermürfnisse geraten — an den Ufern der Seine gewahrte man mit Schadenfreude und Wohlgefallen die sich steigernde Entfremdung. Als nun endlich der Krieg ausgebrochen war und der Streit nur noch durch den Sieg der einen Partei und durch die Niederlage der andern eine Lösung finden konnte, als die verhassten Engländer in immer größere Verlegenheiten gerieten, da ertönte in Paris lauter Jubel. „Recht so! Nieder mit dem treulosen Albion!“ eiferte alle Welt. Der Fortgang des Kampfes, jeder neue Mißerfolg Englands dünkte den Franzosen als neue, ihnen selber widerfahrene Genußthuung; in Nord und Süd regte sich der kriegerische Geist immer lebhafter; am liebsten hätte man fogleich zum Schwerte gegriffen, um die Scharte von 1763 wieder auszuwecken. In diesem Gefühle

befanden sich Hof, Adel, die besser gestellten erwerbenden Klassen diesmal in voller Übereinstimmung — das niedere Volk, welches sich um sein tägliches Brot abquälen mußte, kannte nur noch des Lebens Last und Mühen; es wußte nicht, was in der Welt vorging, kümmerte sich auch nicht darum, und niemand fragte nach ihm.

Schnellen Entschlusses und leichten Herzens mochte man sich übrigens nicht in den Krieg stürzen, denn Großbritannien war jetzt erstarkt und noch mächtiger als vor zwanzig Jahren, und wenn es erst seine widerspenstigen Kolonien zu Boden geworfen hatte, so stand Frankreich sicherlich eine empfindliche Abrechnung, ja vielleicht eine schwere Züchtigung bevor. Derartige Erwägungen dämpften doch das Kriegsfeuer, welches in aller Herzen glühte. Man mußte wohl oder übel so lange Zurückhaltung bewahren, bis sich die Verhältnisse so gestaltet hatten, um einigermaßen mit Sicherheit auf den endlichen Sieg der Republikaner Nordamerikas und des mit ihnen verbundenen Frankreich zählen zu können.

Zu diesem Hass gegen England kam aber noch eine andre treibende Kraft. Der König, der hohe Adel, selbst die Geistlichkeit schenkten Ideen Gehör und zollten ihnen Beifall — allerdings nur in der Theorie — welche, in der Praxis angewendet, höchst gefährlich erschienen. Jene würden sich auch höchlichst bedankt haben, wenn man dieselben bei ihnen hätte zur Anwendung bringen wollen. Philosophische Schriftsteller, voran Jean Jacques Rousseau, hatten ihre Weltverbesserungsideen durch Wort und Schrift geistvoll entwickelt. Sie wiesen darauf hin, daß alle Menschen von Natur gleich seien; der Staat nur eine Verbindung Gleichberechtigter zu gegenseitigem Schutze sei; daß es überhaupt keinen angeborenen höhern Stand gebe und daß die Menschen, um glücklich zu werden, wieder zu natürlicheren, einfacheren Zuständen zurückkehren müßten. Der gebildete Mittelstand pflichtete diesen Lehren freudig bei, aber auch den Hochstehenden dünkten diese Gedanken interessant genug, um sich mit ihnen zu beschäftigen. Jedenfalls lieferten sie hinlänglich Stoff zu geistreicher Unterhaltung, sowohl im Königspalast, in den Salons wie in den Weinhäusern.

Als jetzt Nordamerika seinen Befreiungskrieg begann, sagte man in Paris: „Seht, diese Leute verwirklichen das Ideal gesellschaftlicher Zustände; sie stellen die Republik her, wie sie in Rom und Griechenland bestand; sie kommen auf die einfachen Sitten der Natur zurück; wenn wir ihnen Schutz und Beistand leihen, so vollbringen wir ein großes Kulturwerk.“ So dachte, so sprach man bis in die höchsten Kreise — der König ahnte nicht, daß er durch Unterstützung dieser Anschauung an seinem eignen Verderben arbeitete.

Zögerte nun auch die Regierung noch, sich offen für Amerika auszusprechen, weil man der Sache doch nicht recht sicher war und der König wohl jeden anhörte, von vielen sich Vorstellungen machen ließ, aber unentschlossen blieb, so ging das Volk um so entschiedener voran. Reiche Leute lieferten den Freiheitskämpfern

Geld, Waffen, Munition und Kleidungsstücke; thatkräftige Männer segelten über den Ozean und widmeten Arm und Schwert der heiligen Sache der Freiheit; wie unter jenen Beaumarchais einer der Eifrigsten war, so trat unter diesen der Marquis de Lafayette in den Vordergrund.

Gilbert Mortier de Lafayette, damals erst 19 Jahre alt, verfügte über ein bedeutendes Vermögen und hätte gemäß der Strömung jener Zeit in allen Genüssen des Lebens schwelgen können, allein auch er hatte die neuen Ideen eingelesen und begab sich nun im Jahre 1777 gleichfalls nach Amerika, um sein Leben dem nach Freiheit ringenden Volke zu weihen. Er trat in Amerika als Freiwilliger in die nationale Armee ein, in welcher er aber, weil er einem alten vornehmen Adelsgeschlechte angehörte und weil man der Eitelkeit des französischen Adels schmeicheln wollte, sofort zum Generalmajor ernannt ward. Man hoffte außerdem, daß solches bestimmend und günstig auf die Entschließung des Königs und der Regierung einwirken werde. In der Schlacht von Brandywine wurde der Marquis verwundet, schlug aber bald darauf ein Korps Hessen und Engländer, kämpfte dann im Norden und reiste 1779 auf kurze Zeit nach Frankreich zurück, um dort für die Sache der jungen Republik zu wirken. Durch seine einflußreichen Familienverbindungen förderte er das Zustandekommen des Bündnisses zwischen Frankreich und den abgefallenen Kolonien Englands; im nächsten Jahre betrat er von neuem den Boden Amerikas und übernahm jetzt den Oberbefehl über Washingtons Vortruppen.

Es kam, wie Langdon Steuben versichert hatte: Als Ende des Jahres 1777 die Nachricht von dem glänzenden Siege bei Saratoga in Paris anlangte und man erfuhr, Gates habe den General Burgoyne mit seinem ganzen Armeekorps gefangen genommen, da zögerte die Regierung nicht länger, ein Bündnis mit Amerika abzuschließen. — Am 6. Februar 1778 wurden zwei wichtige Verträge unterzeichnet. In einem derselben hieß es: „Der König von Frankreich erkennt die Vereinigten Staaten von Nordamerika als selbständiges Land an und empfängt ihre Gesandten“; der zweite versprach Hilfe und Unterstützung auf so lange, bis die Unabhängigkeit Amerikas auch von England anerkannt sei.

Am 20. März erschienen drei amerikanische Gesandte in Paris, Benjamin Franklin an ihrer Spitze, und wurden dem Könige vorgestellt. Ludwig XVI. empfing, von seinen Ministern, Generalen und dem ganzen Hofstaate umgeben, die einfachen Männer in ihrer schlichten, bürgerlichen Kleidung. Lautes Händeklatschen und begeisterter Zuruf scholl ihnen entgegen und wiederholte sich, trotz der am Hofe herrschenden steifen Etikette, und der König selbst zeigte sich nicht ungehalten darüber; auch er fand gegenüber den Hofherren in ihren goldgestickten Uniformen mit den glänzenden Ordenssternen die Bürger der Neuen Welt in ihren einfachen Tuchröcken durchaus nicht uninteressant. Allenthalben, wo sich Franklin sehen ließ, entblöhte man ehrerbietig vor ihm das Haupt oder rief ihm einen herzlichen Gruß zu.

Die materielle Hilfe, welche Frankreich gewährte, bestand vorläufig nur in Geld und Kriegsbedarf, erst im Sommer 1778 erschien eine französische Flotte unter dem Grafen d'Estaing an der Küste von Rhode-Island, um mit Hilfe eines amerikanischen Landheeres die Engländer aus dieser Provinz zu vertreiben. Allein der englische Admiral suchte sogleich mit seiner ganzen Flotte, acht Linienschiffen und vier Fregatten, die Franzosen auf, und es mußte nun zur Seeschlacht kommen. Bereits standen die Schiffe zum Treffen geordnet, und erwartungsvoll sah man dem ersten Kanonenschuß entgegen, da erhob sich urplötzlich ein furchtbarer Sturm, welcher die Flotten trennte und die Schiffe nach allen Weltgegenden auseinander jagte.



Marquis de Lafayette.

Eine von England aus zur Verfolgung der Franzosen nachgesandte Verstärkung löste sich ebenfalls auf. Erst nach und nach sammelten sich die Fahrzeuge wieder; allein der Nutzen, welchen die Franzosen den Amerikanern vorläufig brachten, war ein äußerst geringer. Graf d'Estaing war Landoffizier und für diesen Krieg vom Könige zum Admiral ernannt worden; vom Seewesen und Seekrieg verstanden seine Untergebenen aber weit mehr als er. Die unter ihm dienenden Schiffsoffiziere waren deshalb widerwillig und durchkreuzten mehrfach seine Pläne; schließlich sah der neue Admiral ein, daß er nichts ausrichten werde, verließ die

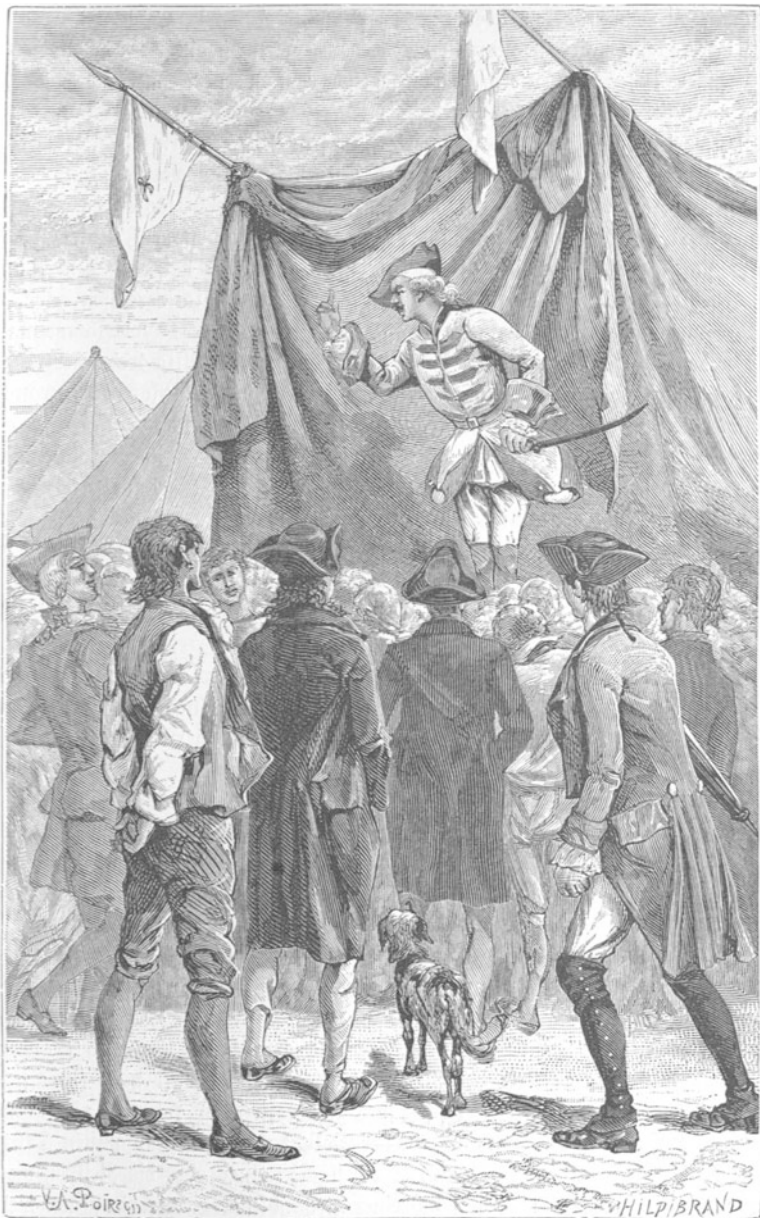
Rüfte von Rhode-Island, segelte nach Norden und lief in den Hafen von Boston ein. Was den Amerikanern hätte entschieden frommen können, wäre das Auftreten eines achtungsgebietenden französischen Landheeres gewesen, darum begab sich Lafayette gegen Ende des Jahres 1779 nach Frankreich zurück und betrieb hier mit größtem Eifer und unter Aufbietung des ganzen Einflusses seines Reichthums und seiner großen Familienverbindungen die Bewilligung eines Hilfsheeres. Aber erst im folgenden Jahre, als ein naher Verwandter von ihm, der Marquis von Ségur, Kriegsminister geworden war, glückte es ihm, den Wünschen seiner Auftraggeber Gehör und Gewährung zu verschaffen. — Es ward beschlossen, unter dem Oberbefehl des Grafen Rochambeau 6000 Mann nach Amerika zu senden; die kleine Armee sammelte sich in Brest und ging Ende des Monats April 1780 unter Segel.

Jetzt konnte Lafayette hochbefriedigt nach Amerika zurückkehren, denn er war überzeugt, daß die Anstrengungen der Freiheitskämpfer nicht vergeblich sein würden.

Um diese Zeit war es, daß Raul Haudry, der Sohn des Barons von Charmoise, den väterlichen Erbsitz verließ. Ländlich gekleidet, den Stock mit einem Bündelchen Weißzeug auf der Schulter, schritt er an den Ufern des Cher dahin, einem unbekanntem Schicksale entgegen. Noch vor Sonnenuntergang kam er bei der alten Stadt Montrichard an und war nicht wenig erstaunt, als er die große Wiese, welche vor der Stadt lag, mit Zelten bedeckt sah, zwischen welchen eine Menge Soldaten in blau und weißer Uniform sich umhertrieb. Nie in seinem Leben hatte er so viele Kriegsleute beisammen gesehen, und angezogen von dem Lärm, trat er neugierig näher und betrachtete das bunte Treiben. Gleich ihm bewunderte auch eine Menge Landleute der Umgegend, denen ein solches Schauspiel gleich unbekannt war, das muntere Leben und wandelte in dem Lager umher. Alle Wirtshäuser der Vorstadt, welche der Wiese zunächst lagen, waren angefüllt mit Bauern und Soldaten.

Am Eingange des Lagers stand ein großer Bursche auf einem Fasse, den dreieckigen Hut auf dem Ohre. Seine schmucke, mit Treffern besetzte Uniform im Sonnenscheine leuchtend, zog immer weitere Neugierige heran, und als sich viel Volk um ihn versammelt hatte, redete er die Umstehenden herausfordernd an und alle hörten ihm begierig zu. Auch Raul mischte sich unter die Menge.

„Seht, Freunde“, schrie der Redner mit heiserer Stimme, „euer Glück ist gemacht, wenn ihr nur wollt; euch bieten sich die besten Aussichten. Das Regiment Royal-Auvergne ist das erste, herrlichste und vornehmste in ganz Frankreich; es ist das einzige, in welchem der Mann täglich dreimal Suppe bekommt, gebratenes Fleisch an jedem Feiertage und Wein nach Belieben; wohl verstanden: Wein nach Belieben, das heißt natürlich immer so, daß er die Richtung nicht verliert; denn was das betrifft, ist der Oberst unerbittlich, und jeder Betrunkene wird ohne Gnade verurteilt, acht Tage lang nur Wasser über seine Zunge zu bringen.



Ein großer Bursche, auf einem Faße stehend, redete die Menge an.

Ich will niemand tadeln, aber mit unserm Obersten, dem Herrn Baron de l'Éstrade, kann sich kein anderer vergleichen. — Wein her!“ rief der Redner.

Einer seiner Kameraden reichte sogleich dem Werber ein Glas, bis zum Rande gefüllt. Der Sprecher leerte es mit großer Gewandtheit, trocknete seinen Schnurrbart mit der Hand und fuhr fort: „Da seht ihr's: Wein nach Belieben. — Das muß ich euch auch noch sagen, daß jeder neu Angeworbene zwei Thaler Handgeld bekommt, ungerchnet die ganze Löhnung des laufenden Monats. Ferner darf ich euch mit Erlaubnis des Obersten verkünden, daß unserm Regimente sich eine Bahn neuen Ruhmes eröffnet, denn es hat von dem Könige den Befehl erhalten, ein Land zu erobern, dessen Namen ich vergessen habe, wo es aber unendliche Beute zu machen gibt, so daß die, welche zurückkommen, für ihr Lebtag genug haben, weil sie dann steinreich sind. — Also tretet herzu, wer an der Ehre teilnehmen will, unter der glorreichen Fahne von Royal-Auvergne zu marschieren; es fehlen aber nur noch zehn Mann — ihr könnt also nicht alle eintreten; das ist unmöglich; nur noch zehn Mann darf ich annehmen.“

Da sich niemand rührte und alle nur starr mit weit geöffneten Augen zu ihm aufblickten, fuhr der Redner fort: „Nur kein Gedrücke! Im Lager darf es keine Balgerei geben; das kann der Oberst nicht leiden. Immer einer nach dem andern.“

Jetzt trat ein großer, breitschulteriger Bursche hervor und präzentirte sich dem Werber. Dieser maß ihn mit den Blicken und sprach dann: „Wie heißt du?“

„Viktor Baumier“, war die Antwort.

„Gut, mein braver Viktor Baumier“, sprach jener wieder, „du scheinst mir der rechte Mann zu sein; hier meine Hand, schlage ein! Und jetzt empfangе zwei schöne neue Thaler, welche dir im Namen des Königs der Herr Baron de l'Éstrade gnädigst überreichen läßt.“

Der Bauer empfing seine zwei Thaler, und sogleich näherte sich ihm ein Korporal, gab ihm einen leichten Schlag auf die Schulter und nahm ihn mit in eine benachbarte Schenke, wo er die Akte seines Eintritts in das Regiment mit einem Kreuze unterzeichnen mußte — schreiben konnten damals die Landleute noch nicht.

Raul hatte den ganzen Auftritt mit Teilnahme verfolgt, und je länger der redewandte Unteroffizier auf seinem Fasse sprach, desto klarer war des dem jungen Edelmann, das sei eine ganz unerwartet günstige Gelegenheit, sich zu versorgen. Nicht die schönen Ausichten auf reiche Beute verlockten ihn — auch das wußte er, daß das Leben eines Soldaten ein elendes und armseliges war; ob er wußte, daß er in Folge der Anwesenheit des Regimentskommandanten oft nicht einmal satt zu essen bekommen, dafür aber von den Unteroffizieren roh und rücksichtslos behandelt werden würde? Damals war der Soldat noch den grausamsten Strafen unterworfen, bei jedem Fehler bekam er die flache Klinge oder die Reitpeitsche zu kosten; mit einem Worte: er sah sich einer Behandlung ausgesetzt, gegen welche sich jedes Gefühl empörte. Aber für einen, der einsam und verlassen, ohne

Freund und Beschützer in der Welt stand, war die Armee doch gewissermaßen eine große Familie, welche den Allinstehenden seine Vereinsamung weniger empfinden ließ. Überdies verstand Raul kein Handwerk, und seine Standesurtheile ließen ihm, obwohl er glaubte, sich ihrer ganz entledigt zu haben, die Laufbahn des Soldaten weniger erniedrigend erscheinen, als den Lebenserwerb und die Existenz eines Handarbeiters oder Knechtes.

Als der Unteroffizier wieder rief: „Vorwärts! An wem ist jetzt die Reihe?“ entschloß sich Raul kurz, schob seine Nachbarn beiseite und trat vor den Redner.

Dieser blickte verächtlich auf ihn herab, hielt die eine Hand wie einen Schirm über die Augen, als blende ihn die Sonne und als sei er einen kleinen Gegenstand nicht recht zu erkennen im Stande; dann fragte er in spöttischem Tone: „Was wünschst du, Kleiner?“

„Ich will Soldat werden“, entgegnete stolz der junge Burische.

„Ah, du willst Soldat werden?“ höhnte jener. „Ja, lieber Knabe, da mußt du übers Jahr oder sonst ein andermal wiederkommen; Royal-Aluergne ist keine Versorgungsanstalt für Wickelfinder; Säuglinge werden hier nicht gefüttert.“

Ein schallendes Gelächter der Umstehenden folgte dieser Spottrede; Raul, vor Scham erröthend, schleuderte dem Spötter einen Zornesblick zu, drängte sich durch die Menge und eilte nach der Stadt. Lange schlenderte er planlos hin und her, endlich trat er, als es bereits dunkel geworden war, in die Wirtschafft „Zum goldenen Löwen“, in einer der engsten und düstersten Straßen der Stadt gelegen. Er hatte absichtlich diese bescheidene Herberge gewählt, damit er sicher war, nicht irgend jemand zu treffen, der ihn in früheren, besseren Verhältnissen gekannt. Zu seiner großen Freude war das Wirtszimmer leer; er setzte sich in eine Ecke an einen kleinen Tisch und ließ sich etwas zu essen reichen.

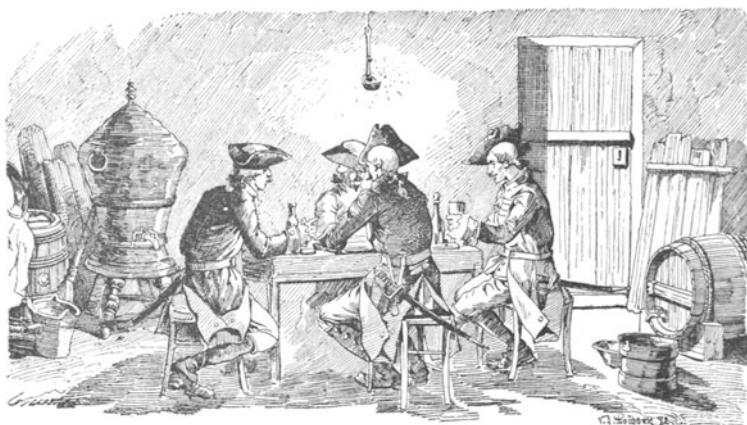
Während er noch damit beschäftigt war, seine dürftige Mahlzeit zu vollenden, wurde die Thür aufgerissen, und vier Soldaten, die man sogleich an ihren Treffen als Unteroffiziere erkannte, traten lärmend ein und ließen sich an einem Tische nieder. Der Wirt, die Mütze in der Hand und sich tief verbeugend, machte den gehorjamen Diener, fragte, womit er den Herren aufwarten dürfe, und hatte sehr bald das verlangte Mahl hergerichtet. Während die vier Gäste ihr Abendbrot verzehrten, unterhielten sie sich laut von dem, was sie besonders interessierte, und Raul blieb ruhig in seiner Ecke sitzen und hörte den Soldaten zu.

„Alles, was ich weiß“, sprach der eine, „ist, daß wir nach Breß gehen; dorthin kommen auch die übrigen Regimente, mit denen wir zusammen eine Armee bilden, die unter dem tapfern Grafen von Rochambeau ins Feld ziehen wird. Nun sage ich mir ganz einfach: Was kann man in Breß thun und erwarten? Antwort: Sich einschiffen, weiter nichts.“

„Du hast recht, La Kamée“, bemerkte ein anderer, „und wenn wahr ist, was man sagt, so gehören wir zu der Expedition, die der König nach Amerika schickt.“

Es scheint, daß die Kolonisten sich dort schon recht derb mit den Rottröcken in den Haaren liegen; ob die Engländer die Nordamerikaner so leicht wieder unterkriegen und das Land wieder unterjochen können, das ist freilich eine andre Sache. Ich habe gehört, daß diese Kolonisten schon drei Jahre lang für ihre Freiheit kämpfen; und da diese Amerikaner auch Christen und Weiße sind, gerade wie wir, will sie der König von Frankreich nicht wie Wilde behandeln lassen und schickt uns hinüber, um den Engländern den Kopf zurecht zu setzen.“

„Aber“, warf der dritte ein, „es heißt doch, daß das Land Amerika voller Wilde ist, die splitternackt umherlaufen und nur eine Feder auf dem Kopfe tragen, und daß es in den Wäldern von Schlangen, Löwen und Krokodilen wimmelt.“



Was sich die Soldaten erzählten.

„Was geht uns das an?“ erwiderte der, welchen seine Kameraden La Ramée genannt hatten. „Wenn es nur Krieg gibt, und namentlich mit diesen verfluchten englischen Duckmäusern, dann bin ich zufrieden. Drei Jahre lang stecken wir unthätig in der Kaserne; wenn das so fort gegangen wäre, hätte ich lieber das Regiment verlassen, wieder zur Nadel gegriffen und meine Schneiderei von neuem betrieben. Gott sei's geklagt, es gibt nichts Langweiligeres als dieses Kasernenleben.“

Raul hätte den guten Leuten manches erklären können, denn er kannte ja aus den Zeitungen den Stand der Welthandel; nun verdroß es ihn noch mehr, daß man ihn so verächtlich abgewiesen hatte. Frankreich eilte den Unterdrückten zu Hilfe; konnte es ein edleres Unternehmen geben? Dabei waren Ehre und Ruhm zu erwerben; wenn er daran teil nahm, konnte er seinem Namen neuen Glanz verleihen — und das alles war zu schanden gemacht, weil er noch zu jung, zu schwächlich erschien.

Da er jetzt genug gehört hatte, erhob er sich und schritt schüchtern durch das Zimmer der Thür zu. Eben wollte er sie öffnen, als er hinter sich die Worte hörte: „Siehe, da ist ja gerade der Junge, welchen ich eben suchte.“

Er drehte sich um, und La Ramée rief ihm zu: „Komm her, Junge; fürchte dich nicht vor uns. Wir sind nicht alle so schlimm, wie der Schlingel von Werber, der dich vorhin so schlecht traktiert hat.“

Ein wenig verlegen näherte sich der junge Bursche, die Unteroffiziere waren aber freundlich gegen ihn, nötigten ihn, sich zu setzen und ein Glas Wein mit ihnen zu trinken, und La Ramée ergriff wieder das Wort: „Also, es scheint, daß dir die Uniform von Royal-Luvergne gefällt, und du möchtest gern Soldat werden?“

„Gewiß, mein Herr“, erwiderte Kaul; „aber Sie wissen, daß es unmöglich ist.“

„Freilich“, fuhr jener fort. „Ich sehe ebenso gut, wie dieser plumpe La Fortune, daß du nicht die Figur eines Grenadiers hast, aber du bist nicht zu klein, um ein guter Tambour zu werden. Wäre dir das auch recht?“

„Ich weiß nicht, ob — — —“, begann Kaul zögernd.

„Höre, Kleiner“, unterbrach ihn La Ramée, „du mußt dich jetzt entscheiden; viel Zeit zum Besinnen gib't's nicht mehr, denn morgen früh wird abmarschirt.“

„Ich kann aber doch noch nicht trommeln“, bemerkte Haudry kleinlaut.

„Das braucht dir keine Sorge zu machen“, lautete die Antwort. „Du siehst mir nicht aus wie ein Tölpel, und ich übernehme es, dich in Zeit von einem Monat trommeln zu lehren, daß du es verstehst, wie ein Alter.“

„Du kannst dich auf das verlassen, was La Ramée sagt“, fiel ein anderer ein.

„Es gibt wenige Regimenter, welche einen Tambourmajor haben, wie der einer ist.“

„In dem Falle also, Herr La Ramée“, sprach Kaul beherzt, „daß Sie mich annehmen wollen, werde ich mir alle Mühe geben, Sie zufrieden zu stellen.“

„Abgemacht! Schläge ein, mein Sohn“, rief der Tambourmajor und reichte Haudry seine Hand hin. „Dein Gesicht gefällt mir, und darum habe ich eine Stunde lang nach dir gesucht, als du dich aus dem Staube machtest. Vor allem, gehe jetzt sogleich mit mir, daß ich dich dem Obersten vorstelle, denn die Trommler sind Paradesoldaten, und er hält darauf, sie selbst auszuwählen. Also: Auf Wiedersehen, Kameraden; jetzt muß ich unsern Burschen erst in Sicherheit bringen.“

Mit diesen Worten stand er auf und schritt mit Kaul durch die Stadt nach dem „Weißen Kreuz“, dem vornehmsten Gasthose, wo die Offiziere ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Diese hatten ihre Mahlzeit bereits vollendet und spielten Billard, als der Tambourmajor anfragen ließ, ob der Oberst zu sprechen sei.

„Herein kommen!“ donnerte dieser, und La Ramée beeilte sich, dem Befehle zu gehorchen. Kaul glitt hinter seinem Beschützer in das Zimmer und erkannte auf den ersten Blick in dem Obersten den Offizier, welchem er am Morgen den Weg gezeigt hatte. Aber dieser, der Baron de l'Étrade, empfing den Tambourmajor, welcher steif, die Hand vorschriftsmäßig am dreieckigen Hute, vor ihm stand, sehr ungnädig.

„Wer hat dir erlaubt, La Ramée“, fuhr er ihn an, „mich um diese Zeit zu stören?“

„Verzeihung, Herr Oberst“, antwortete der so Angeredete, „aber das Regiment bricht morgen in aller Frühe auf — — —“.

„Das weiß ich am Ende besser wie du!“ unterbrach ihn der Offizier.

„Wohl“, entgegnete unbeirrt La Ramée. „Mein Oberst weiß aber auch, daß mir ein Tambour fehlt, und da ich glaube, einen passenden Burschen gefunden zu haben, wollte ich diesen jungen Menschen erst meinem Obersten vorstellen, ehe ich ihn annehme.“ Damit trat er zur Seite und hieß Raul sich präsentieren.

„Siehe da!“ rief Herr de l'Éstrade, indem er sich, immer noch den Billardstock in der Hand, zu seinen Kameraden wandte, „das ist eben der junge Mann, von dem ich vorhin sprach.“ Und sich an Raul wendend, fuhr er fort: „Ich danke Euch, Freund, für den Rat, welchen Ihr mir heute Morgen gabt; der Weg, den ich machte, hat mir wohl gefallen, und ich ersah daraus, daß Ihr ein Bursche von Einsicht und Geschmack seid. Ihr wollt also Tambour werden?“

„Ich habe nicht das Maß, um als Soldat in die Linie einzutreten.“

„Das heißt also: Man nimmt mit dieser Stellung vorlieb, nur in Ermangelung einer besseren?“

„Ich bin Waixe, Herr Oberst, und muß mein Brot selber verdienen.“

„Ah, so! Könnt Ihr lesen, Kleiner?“

„Ich kann lesen und schreiben“, antwortete Raul mit einem ganz eigentümlichen Gefühle, denn in dem Kolleg von Pontlevoy hatte er Englisch, Lateinisch und noch manches andre gelernt. Der Baron de l'Éstrade betrachtete wohlgefällig das kluge Gesicht des jungen Mannes; dann sprach er nach kurzer Überlegung: „Wenn Ihr nicht gerade darauf veressen seid, das Trommelfell zu rühren, so kann ich Euch eine Stellung anbieten, welche für Euch ohne Zweifel passender sein dürfte. Man hat Euch doch wohl gesagt, daß wir nach Amerika geschickt werden; ich habe bereits einen Kammerdiener, aber da sich mir jetzt gerade Gelegenheit dazu bietet, will ich Euch noch als Bedienten mitnehmen; Ihr habt meine Waffen sauber und in Ordnung zu halten und für mein Feldlager zu sorgen. Würde Euch diese Stelle passen?“

Raul errötete und antwortete verlegen: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Baron; aber ich will doch lieber Tambour werden.“

„Sieh einer an!“ sprach der Oberst in wohlwollendem Tone. „Aber ich habe Euch noch gar nicht gefragt, wer Ihr seid? . . .“ —

„Ich heiße Raul Haudry, stehe in meinem siebzehnten Jahre — — meine Eltern waren Bächter in der Gegend von Pontlevoy.“

„Gut“, schloß der Oberst die Unterhaltung. „La Ramée, ich ermächtige dich, den Namen Raul Haudry in die Liste der Trommler des Regiments einzutragen!“ Freundlich nickte er dem jungen Manne zu und nahm das für einige Minuten unterbrochene Spiel wieder auf. — Beim Weggehen aber sprach La Ramée: „Der Oberst ist nicht so grimmig, wie er aussieht. Er liebt uns alle und sorgt väterlich für uns; im ganzen Regimente ist kein einziger, der nicht für ihn durchs Feuer gange.“



La Ramée an der Spitze seiner Tamboure.

2. Die ersten Schritte.

Langsam marschierte das Regiment gen Brest, wo sich bereits unter dem Befehle des Admirals Ternay eine Flotte von 48 Schiffen zusammengefunden hatte, welche 6000 Mann Truppen, Kriegsbedarf aller Art, namentlich sehr viele Kanonen, Feld- und Belagerungsgerät und noch manches andre, was für die Freiheitskämpfer von Wert war, nach Amerika bringen sollte. Den Oberbefehl führte der General Graf von Rochambeau; und das erste der Regimenter, welche sich zur Einschiffung in Brest zusammensanden, war Royal-Luvergne.

Die Stadt befand sich angesichts der kriegerischen Vorbereitungen in großer Aufregung, und als am 2. April 1780 das erste Regiment seinen Einzug hielt, waren alle Fenster und alle Straßen, durch welche der Marsch ging, mit Zuschauern besetzt und lauter Jubel erscholl. La Ramée marschierte stolz voran, handhabte seinen prachtvollen Stock mit dem dicken vergoldeten Knopfe in kaum je gesehener Weise, indem er ihn mit sicherer Hand wirbelnd bis zu den Dächern der Häuser in die Luft schleuderte. Die kleinen, netten, schmucken Trommler hinter dem gewaltigen Tambourmajor waren nicht minder Gegenstand allgemeiner Teilnahme, „nur“, meinte eine gute dicke Wirtin, „ist es jammerschade, diese schönen Bürschchen mit ihren roten Bäckelchen nach dem Amerika zu schicken, daß sie von den Wilden gefressen werden.“ Die Knaben Brests aber machten monatelang in Höfen, Gärten, auf den Straßen und draußen im Freien ihre Versuche, Stöcke zu schleudern, wie La Ramée seinen Tambourmajorstab, und durch ihre Übungen wurde mehr als eine Fensterscheibe zertrümmert.

Vier Wochen nach seinem Eintritte in das Regiment hatte sich Raul bereits die Zuneigung seiner Kameraden erworben; sie empfanden doch den Unterschied

zwischen ihrem eignen Benehmen und der feinen Lebensart und Sprache ihres jüngsten Gefährten. Daher gaben sie ihm den Scherznamen: „Der kleine Baron“, ohne zu ahnen, daß sie dadurch nur seinen wahren Stand wieder herstellten. Allein es fanden sich unter den Tambouren auch einige, welche minder freundlich gesinnt waren und ihre plumpen Späße an dem zarten Bürschchen auslassen wollten; diesen gegenüber verhielt sich Haudry anfangs gleichgültig und ließ sich alle ihre Neckereien ruhig gefallen, bis er einsah, daß man seine Nichtachtung für Feigheit, seine Geringschätzung als Furcht auslegte. Nun entschloß er sich, anders aufzutreten.

Eines Tages rückte das Regiment aus und unmittelbar hinter Raul marschierte ein plumper Geselle, der Hanswurst und Spaßmacher der Trommlerchar, der auch jetzt wieder den andern etwas zu lachen geben wollte. Er streckte seine Beine so weit aus und stieß mit den Fußspitzen seinem Vordermanne so heftig in die Kniekehle, daß dieser der Länge nach zu Boden stürzte. Ein unterdrücktes Lachen in der ganzen Reihe lohnte den Lustigmacher; Raul sprang schnell in die Höhe, faßte seine Trommel, wischte den Staub von seinen Kleidern und trat wieder in die Linie, als ob nichts vorgefallen wäre. Als man draußen auf dem Exercierplatze angekommen war und die Mannschaft rasten durfte, legte Haudry Trommel und Trommelschlägel beiseite und suchte dann seinen Mann auf. Es hatte sich ein Kreis von Zuschauern gebildet, meist Trommler, doch auch andre Soldaten darunter, und inmitten dieses Kreises stand der Gesuchte und machte seine Poffen. Raul schritt langsam und



Die Balgerei.

in größter Ruhe auf ihn zu und schlug ihm rechts und links so kräftig ins Gesicht, daß es laut schallte und alle Umstehenden erstaunt dreinblickten. Natürlich nahm der Geohrfeigte diese Züchtigung nicht so ohne weiteres hin, und es kam zu einer förmlichen Balgerei, welche aber damit endete, daß der Poffenreißer noch eine derbe Tracht Prügel erhielt.

La Ramée sah aus einiger Entfernung, was vorging; als er aber gewahrte, daß Raul der Gewandtere war und also nichts für ihn zu fürchten stand, drehte er sich um und ging langsam weg, als habe er nichts bemerkt. Der „kleine Baron“ aber hatte sich durch sein Auftreten die Achtung aller erobert; die Schlimmen fürchteten, die Guten ehrten ihn. Im Corps der Tambouren wurde noch lange von dem glorreichen Duell des „kleinen Barons“ gesprochen.

Der Tambourmajor widmete seinem jüngsten Böglinge besondere Zuneigung und gewann ihn täglich lieber; Raul vergalt diese Liebe mit warmer Anhänglichkeit und treuem Pflichteifer — der verlassene Waisenknabe war ja glücklich, jemand gefunden zu haben, den er lieben durfte und der ihm herzlich entgegenkam. Dieser Freund und Lehrer hatte von seiner Kunst eine sehr hohe Meinung und

sich vorgefetzt, aus dem feinen jungen Manne einen Trommler von absonderlicher Art zu machen, etwas ganz Außergewöhnliches, einen Künstler, seines Meisters würdig. So oft eine Pause eintrat, sobald gerastet ward, nahm er seinen Zögling beiseite und weihete ihn in die Feinheiten seiner Kunst ein.

„Siehst du, Junge“, sprach er, „das linke Bein ein wenig mehr ausstrecken; ein guter Tambour darf mit seiner Trommel nichts zu schaffen haben. Sie muß an deinem Knie befestigt sein derart, daß sie keine deiner Bewegungen hemmt — nicht zu kurz, denn sie würde dich am Laufen hindern — nicht zu locker, sonst würde sie hin und her fliegen und du müßtest sie mit deinen Schlägeln erst aufsuchen. Ja, und was die Trommelschlägel betrifft, so liegt alles darin, daß die Hand sie fest und zugleich leicht hält, damit die ausdrucksvolle Bewegung der Finger der Musik ihren heitern und kriegerischen Charakter verleihen kann. So! Nun wollen wir einmal anfangen. Körper hübsch gerade! Brust heraus! Ellbogen zurück! Gut so! Nun probiere einmal einen geschmackvollen Wirbel — zeige, daß du zum Virtuosen auf der Trommel geboren bist.“

Und Raul begann diese dumpfe Weise, welche der Probierstein eines echten Tambours ist.

„Nicht übel“, meinte La Ramée wohlwollend, „aber, siehst du, es ist noch immer nicht das Rechte, der Inbegriff der Kunst. Eine halbe Stunde weit unterscheide ich einen guten Wirbel von einem mittelmäßigen oder schlechten. Um gut zu wirbeln, muß man es nicht machen, wie die Straßenläufer von Musikanten, welche drauf loschauen, als seien sie dazu da, das Trommelfell zu sprengen; der Schlägel darf kaum das Fell berühren, aber allmählich werden die Schwingungen stärker, die Bewegungen beschleunigt, der Ton erhebt sich — um langsam und sanft wieder zu sinken und zu verhauchen, so daß der Klang wie ein fernes, leises Echo nach und nach völlig zu erlöschen scheint.“

Rappell, Zapfenstreich, Generalmarsch, kurz, jede einzelne Aufgabe des Trommlers bot dem braven La Ramée Veranlassung zur gründlichen technischen Unterweisung, ausgeschmückt mit poetischen Ergießungen über die kriegerische Bedeutung der Trommel-Tonmalerei. Besonders abends, wenn er in Gesellschaft Haudry's, seine Pfeife rauchend, vor dem Zelte saß, erging er sich in langen Lobreden auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Trommelfunst.

„Nicht umsonst marschieren wir an der Spitze der Armee; es ist das eine verdiente Würdigung unsres Wertes. Stelle dir einmal eine Armee ohne Trommler vor, fühlst du nicht einen leisen Schauer? Jeder bleibt morgens im Bette, bis ihn der Unteroffizier an den Beinen herauszieht; zum Mittagessen kommt einer nach dem andern, und die Suppe ist kalt, ehe die Tischgenossenschaft sich zusammengefunden



Der erste Unterricht.

hat; abends sitzen die Bursche im Wirtshause, bis sie der Wirt hinauswirft; und vor allem: wie wäre die Mannschaft überhaupt zusammenzurufen? Ohne Trommler gibt es keine Armee. Vielleicht entgegnest du mir: „Die Reiterei hat aber doch heutigestags keine Trommler mehr?“ Ja, das ist richtig; aber sie hat doch noch ihren Paufer, und man darf getrost zugeben, daß die Trompeten mit ihrem ohrenzerreißenden Geschmetter gar keine Musik für Menschen sind, sondern eben nur für Pferde passen — gerade so, wie die Jagdhörner für Hunde bestimmt sind.

„Und dann: ist der Tambour nicht durch seinen Mut, seine Kaltblütigkeit und Unererschrockenheit ein nachahmungswürdiges Beispiel, ein Muster für die ganze Armee? Ohne Flinte, ohne Bajonett, im Grunde ohne genügende Waffe zu seiner Verteidigung schreitet er gegen den Feind, mitten durch den Kugelregen; er über-tönt den Lärm des Feuers, den Donner der Kanonen durch seinen Trommelwirbel; er schlägt zum Sturme, er führt die Tapfern gegen die feindlichen Schanzen und Verhaue, ihm folgen die Kolonnen, und jeder Brave würde sich schämen, seinen Tambour im Stiche zu lassen, gerade so, wie er seine Fahne nicht preisgeben kann. — Wird ein Unterhändler zu dem Feinde geschickt, so ist es der Tambour, der ihn begleiten muß und der sich wieder den feindlichen Kugeln aussetzt. Nichts geschieht ohne uns; Aufstehen und Schlafengehen, Mahlzeit und Exercieren, Marschieren, Kämpfen, Stürmen — alles leiten und regeln wir, und wenn einer scheidet, um da droben die alten Kameraden von Royal-Auvergne wiederzufinden, so geben wir ihm, die Trommeln mit schwarzem Tuch überzogen, das letzte Geleite. — Du wolltest Soldat werden, mein Sohn; das Schicksal hat dich zu etwas Besserem bestimmt, indem es dich Trommler werden ließ. Des freue dich!“

Raul lächelte über diese begeisterte Lobrede; er hoffte indessen, es doch noch etwas weiter zu bringen, als des guten La Ramée Plan reichte.

„Siehst du“, so schloß der Meister, „meine einzige Freude und Hoffnung, mein ganzer Stolz gehen dahin, daß dereinst, wenn sie mich in die Erde scharren, dieser Tambourmajorstab in deine Hände übergeht, und du ihn eine lange Reihe von Jahren mit Ehren schwingst, wie ich es gethan habe.“

Raul lächelte, aber er ließ es seinen Freund nicht merken. War er doch glücklich, sein Brot selber zu verdienen, einen Lebenszweck gefunden zu haben, gute Kameraden und einen so ergebenen, sorgfamen Freund zu besitzen, wie es La Ramée war. Das einzige, was ihn peinlich berührte und ein unangenehmes Gefühl in ihm wach hielt, war die Erfahrung, daß der Oberst des Regiments, seit er ihn in der Schenke „Zum weißen Kreuz“ in Montrichard gesehen, durchaus keine Notiz von ihm nahm, ihn noch nicht ein einziges Mal angeredet hatte, wahrscheinlich also verdrossen war, daß Raul es abgeschlagen hatte, in seinen persönlichen Dienst zu treten.

Dem war jedoch nicht so. Der Baron de l'Estrade interessierte sich lebhaft für den jungen Mann, welchen er auf eigne Weise kennen gelernt hatte, behielt

ihn auch stets im Auge; ja er äußerte eines Tages gegen Herrn von Sireul, den Kommandanten des Bataillons, welchem Gaudry angehörte: „Ich weiß nicht, woher die Teilnahme rührt, die ich für den kleinen Tambour hege, den wir in Mont-richard angeworben haben; fast möcht' ich vermuten, daß irgend ein Geheimnis hinter dem Burschen steckt. Haben Sie bemerkt, wie tabellos, wie nobel seine Haltung ist, ehrfurchtsvoll und zugleich stolz? Er benimmt sich stets gewandt und fein, ohne die geringste Ziererei; seine Ausdrucksweise ist untadelig, seine Worte sind gewählt, man hört ihm an, daß er nicht sucht, schön zu sprechen, sondern daß er gewohnt ist, sich richtig und gewandt auszudrücken. Ich kann mir gar nicht denken, daß er der Sohn eines gewöhnlichen Pächters sei; ich bin überzeugt, die Zukunft wird uns noch zeigen, daß etwas andres hinter dem kleinen Trommler steckt.“

Unterdessen waren die verschiedenen zur Überfahrt bestimmten Regimenter eins nach dem andern eingetroffen, und Graf Rochambeau gab nun Befehl, die Einschiffung zu beschleunigen. Im Hafen von Brest lagen 36 Transportschiffe bereit zur Aufnahme der Truppen; dazu zum Schutz und zur Bedeckung derselben 7 Linienchiffe, 2 Fregatten und 2 Kutter, von welcher letzteren jeder 8 Kanonen und 30 Mann Marinejoldaten führte. Der überall gegenwärtige Admiral Ternay leitete und überwachte die Einschiffung; er sah und prüfte alles mit eignen Augen, achtete auf gute Versorgung der Soldaten und ließ sich keine Mühe und Last verdrießen.

Endlich am 16. April 1780 erhob sich ein frischer Nordwind; die Anker wurden gelichtet, die Kanonen abgefeuert und angeichts Tausender von Zuschauern, welche mit ihren Taschentüchern lebewohl winkten und in ihrem Herzen den Landsleuten Glück und Segen wünschten, verließ die Flotte langsam und majestätisch die Reede von Brest und steuerte hinaus in den Ozean, um einem fernen, für seine Freiheit kämpfenden Volke Beistand zu leisten.

Bei alledem empfanden die in die Schiffe eng zusammengepferchten Soldaten bald nur noch die Unannehmlichkeiten einer beschwerlichen Fahrt; es dauerte dritthalb Monate, bis an Amerikas Küste Anker geworfen werden konnte. Namentlich den Hochgewachsenen dünkte es fast unerträglich, in den Räumen des Zwischendecks auszuharren. Solange sie sich auf dem Verdeck aufhalten konnten und durften, ging es immer noch leidlich, obwohl die Seefrankheit und andre mißliche, von jeder Meerfahrt unzertrennliche Zwischenfälle ihnen das Leben verbitterten; aber wenn sie das Zwischendeck aufsuchen mußten, wo die Räume so niedrig waren, daß die meisten nur gebückt gehen konnten, dann ward die Existenz zur Qual.

„Nein“, sagte der lange La Fortune, „wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte, daß man mich monatelang in eine Schublade sperren würde, dann hätte ich mich vor solchem Dienste schönstens bedankt, lieber meine Unteroffizierstreifen geopfert und wäre daheim geblieben, wo doch wenigstens Stuben und Ställe so

hoch sind, daß man gerade stehen kann und nicht zu befürchten braucht, den Hirnschädel einzustoßen, wenn man sich einmal aufrichtet. Gott soll's wissen, das ist ein erbärmliches Dasein. Pfui, wie ist das so schön!“

Daran, daß die Fahrt so lange dauerte, waren nicht nur widrige Winde schuld, die allerdings nur ein sehr langsames Vorrücken gestatteten, sondern — und zwar hauptsächlich — die auflauernden Engländer. Man hatte anfangs gefürchtet, schon in der nächsten Nähe vor dem Hafen von Brest auf sie zu stoßen, und sich daher auf eine dann nicht zu vermeidende Seeschlacht gefaßt gemacht, allein die britischen Kriegsfahrzeuge waren noch nicht bereit, und so gelangte man ungefährdet in den Atlantischen Ozean. Bald aber erhob sich dieselbe Sorge. Nicht selten tauchten verdächtige Segel auf, und dann wirbelten die Trommeln und die Mannschaft machte sich kampfbereit. Zuweilen bekam man einzelne englische Kriegsschiffe, ja kleine Geschwader, aus drei oder vier Fahrzeugen bestehend, zu Gesicht; sobald sie aber die achtungsgebietende Stärke der französischen Flotte gewahrten, entfernten sie sich schnell wieder. Zum Kampfe kam es nie.

Raul hätte gern Pulver gerochen, die gesamte Mannschaft sehnte sich danach, mit den Engländern anzubinden, und nicht nur die gemeinen Soldaten, auch die Offiziere bis zu den höchsten hinauf hätten gern ihren Mut an dem Feinde gefühlt, aber Admiral Ternay blieb unerbittlich. „Meine Herren“, sprach er zu den Offizieren, „Seine Majestät der König hat mir aufgetragen, die Mannschaft heil und wohlbehalten nach Amerika zu bringen, damit sie jenseit des Ozeans ein im Kampfe für seine Freiheit befindliches Volk nach Kräften unterstütze; dort soll Frankreich das Schwert ziehen für eine preiswürdige, heilige Sache; wir sind nicht abgesandt worden, uns durch Abenteuer zur See Lorbeeren zu erwerben; wenn ich nur an meine, an unsre Ehre denken dürfte, würde es mir näher liegen, die Feinde, welche, ihre Schwäche erkennend, sich zurückziehen, eifrig zu verfolgen, aber mein Auftrag, meine Pflicht gebietet mir, zur Zeit nicht nach dem Ruhm des Siegers zu trachten. Ich darf keinen Mann wagen, wenn es nicht die Ehre Frankreichs gebieterisch verlangt. Gedulden auch Sie sich, meine Herren; wenn wir auf Amerikas Boden stehen, dann ziehen wir den Degen.“

Ternay gestattete daher nicht, daß fliehende englische Kriegsschiffe verfolgt wurden; größeren feindlichen Flotten wich er vorsichtig aus, obwohl die Unzufriedenheit der Offiziere täglich wuchs und er manche beißende Bemerkung hinnehmen mußte. Am 21. Juni ward ein englischer Rauffahrer gefangen genommen und am 4. Juli ein Kriegsschiff, das sich gar zu nahe herbeigewagt hatte, so mit Kugeln überschüttet, daß es seine Flagge einziehen und sich ergeben mußte — das waren die einzigen Thaten in zehn Wochen, aber der Admiral hatte nicht einen Mann verloren und setzte die eingeschifften Hilfstruppen in Amerika vollzählig ans Land.

Am 12. Juli erblickte man die Küsten der Insel Rhode und bald darauf wurden die Türme und Dächer des Städtchens Newport sichtbar. Alle drängten

sich auf das Deck und jubelten und schriean laut auf vor Freuden; am Ufer aber stand Mann an Mann, tausendstimmiges Hurra ertönte — ein begeisterter Willkomm ward hier den Ankömmlingen bereitet, in denen man eine feste Stütze erblickte, und die man daher als Befreier begrüßte, in der sicheren Erwartung, mit Hilfe derselben das englische Joch vollends abschütteln zu können.

Einige Stunden später wurden die Truppen, welche seelenfroh ihre engen Gefängnisse verließen und hoffnungsfreudig den Boden Amerikas betraten, von der harrenden Menge mit Begeisterung nach dem Städtchen geleitet.



Verlesen des Armeebefehls.

Die Straßen waren mit Blumen und Reisig bestreut, an den Häusern flatterte die weiße französische Fahne mit den drei goldenen Lilien, und daneben wehte das neue rot- und weißgestreifte Sternenbanner der Union. Marquis de Lafayette empfing die Offiziere der Hilfstruppen und hieß in feierlicher Anrede seine Landsleute willkommen im Lande der Freiheit; Musikklänge fielen rauschend ein, und donnernde Zurufe erschütterten die Luft.

In dem kleinen Orte konnten die Truppen nicht einquartiert werden; sie marschierten also nur durch das Städtchen und errichteten im Norden der Insel Rhode ihr Lager. Bald war es abgesteckt, und trotz aller Abspannung in Folge der Unbequemlichkeiten der Seereise begaben sich die Soldaten doch heitern Mutes daran, die Bretterhütten des Barackenlagers aufzuschlagen; dann wurden Gräben gezogen, Schanzen aufgeworfen und mit Kanonen versehen, und die Truppen konnten sich auf amerikanischer Erde von den Strapazen der Überfahrt erholen.

Kaum war das Lager fertig gestellt, so ließ Graf Rochambeau den Truppen folgende Anordnungen allenthalben vorlesen:

„Jede Art von Diebstahl oder Gewaltthat ist bei strenger Strafe verboten. Ausdrücklich verboten ist, Holz, Stroh, Gemüse, Vieh oder irgend etwas andres wegzunehmen; nur was bezahlt und freiwillig gegeben wird, ist dem Soldaten anzunehmen erlaubt. Meuterei, Ungehorsam, Böswilligkeit, desgleichen Trunkenheit wird energisch geahndet; geringe Vergehen, die nicht vor ein Kriegsgericht gehören, sollen kurzerhand, jedoch mit aller Strenge, abgestraft werden. Für die Dauer der Strafzeit erhält ein gefangen gesetzter Soldat keine Löhnung.“

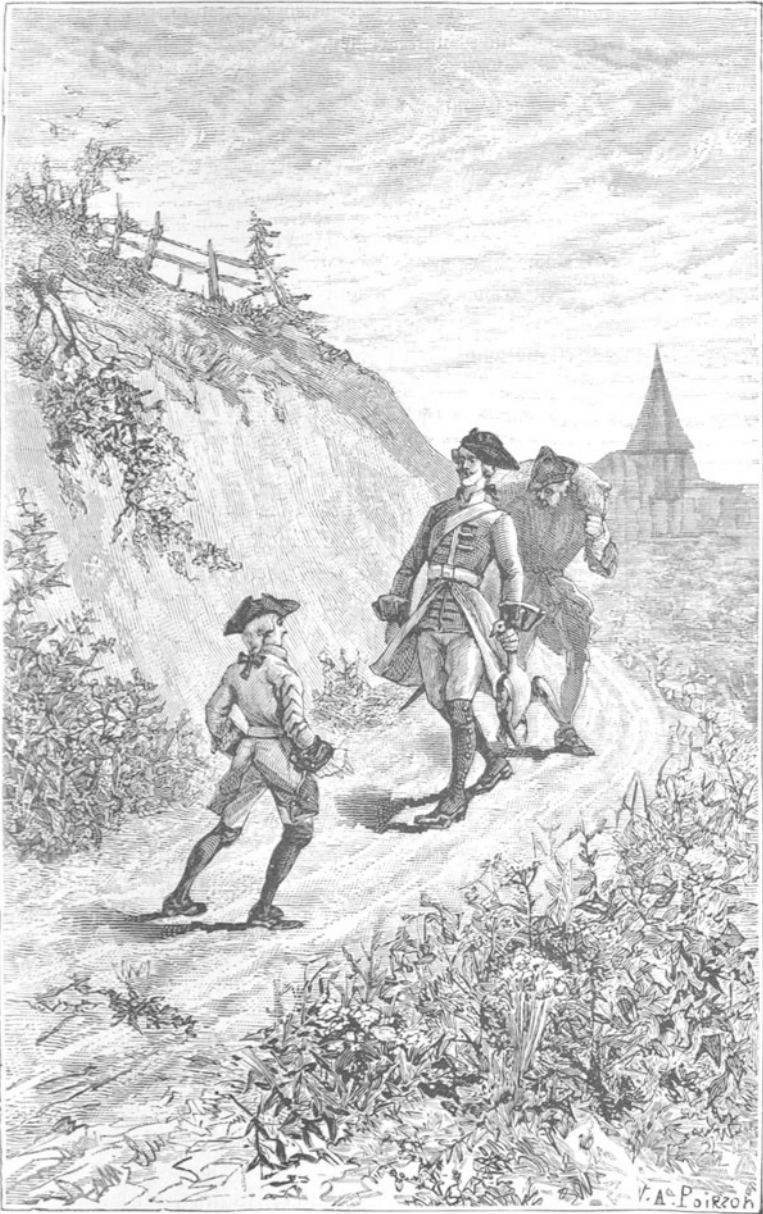
„Laßt euch solches gesagt sein, Kinder“, fügte der Baron de l'Éstrade noch mündlich bei, als die Kundgebung vor seinem Regimente abgelesen worden war. „Der erste unter euch, der plündert oder stiehlt, sieht einer Sektion entgegen, welche allen andern die Lust benehmen wird, ihm nachzuahmen.“

Als sich die Offiziere entfernt hatten, unterhielten sich die Soldaten über den Generalbefehl, und La Fortune meinte verächtlich: „Warum nicht gar! Das lohnte sich, in den Krieg zu ziehen, wenn man sich nicht von Zeit zu Zeit eine kleine Labung sollte zuführen dürfen, auch ohne bar zu bezahlen. Dummes Zeug! Unserer spart sich seine paar Sous für Gelegenheiten auf, wo man sie hergeben muß. Übrigens kennt man diese Verordnungen zur Genüge; sie werden jedesmal vorgelesen, so oft die Garnison gewechselt wird — man weiß indes, was man davon zu halten hat.“

„Kamerad“, entgegnete La Ramée mit Würde, „wir sind hier, um der Freiheit zum Siege zu verhelfen; das mag auch dir genügen. Wenn du aber damit nicht zufrieden bist, könntest du trotz deiner Unteroffizierstreffen Bekanntschaft mit der flachen Klinge des Profoszen machen.“

„Abwarten“, erwiderte La Fortune gereizt. „Ich bin Soldat, und du bist Musikant; unserer braucht sich von einem Trommelhelden nichts sagen zu lassen; ich weiß, was meine Rechte und meine Pflichten sind. Merke dir das, Mann vom Trommelfell!“ — Die letzten Worte hatte La Ramée nicht mehr gehört, denn als jener so aufbegehrte, war er weggegangen.

Das Land fand man bereits sehr ausgezogen; nacheinander hatten die Engländer und die Amerikaner selbst längere Zeit da gewohnt. Die ersteren hatten auf solche Weise gehaust, daß die Bewohner von Rhode arg heruntergekommen waren; sie vermochten den Franzosen nur das Allernotwendigste zu bieten, und man mußte daher auf Mittel und Wege sinnen, das Unentbehrliche aus größerer Entfernung herbeizubringen. Nach Verlauf der Monate Juli und August trat im September die Regenzeit ein, und nun wurde die Lage der Soldaten von Tag zu Tage noch unbeglicher. Washington stand immer noch in dem Fort Westpoint am Hudson; er hielt es für gewagt, mit seiner geringen Heeresmacht den Feind anzugreifen, und wollte, von einem Tag zum andern auf Verstärkung hoffend, das Eintreffen



Gefährliche Begegnung.

neuer Truppen abwarten — aber die Hilfe blieb aus, und ehe er losbrach, konnten auch die Franzosen nichts unternehmen. Diese Unthätigkeit, die strenge Disziplin und die täglich empfindlicher werdende Knappheit der Verpflegung drückten die Stimmung der Mannschaft immer mehr herab. Ihre Unzufriedenheit machte sie verdrossen, und bald hieß es überall: „Wegen solcher Schinderei lohnte es wahrlich der Mühe nicht, über das Meer zu fahren; schlechter hätte es uns auch in der miserabelsten Garnison Frankreichs nicht ergehen können.“

Täglich wuchs unter solchen Umständen die Zahl der Mißgestimmten. Raul gehörte nicht zu ihnen, obwohl er sich nach dem Beginn des wirklichen Kampfes sehnte. An das Landleben gewöhnt, boten ihm die Reize der prachtvollen amerikanischen Natur täglich neue Anregungen; da die Insel Rhode noch ein gutes Stück südlicher als der südlichste Punkt Frankreichs liegt, so ist das Wachstum hier ein überaus üppiges und mannigfaltiges. Befand er sich nicht im Dienste, so wanderte er meist in Gesellschaft seines Freundes La Ramée kreuz und quer durch das Land; des Abends aber saß er beim düstern Schein eines Talglichts in der Baracke der Trommler und studierte dies und jenes Buch, welches er in Newport aufgetrieben hatte, während die Kameraden Karten spielten. Über diese Beschäftigung lachten jene oft genug; indes weder durch Spott, noch durch Neckereien ließ er sich irre machen. Da er schon in der Heimat begonnen hatte, englisch zu lernen, so brachte er es durch Fleiß jetzt in verhältnismäßig kurzer Zeit dahin, daß er sich mit den Bewohnern des Landes verständigen und in ihrer Sprache unterhalten konnte, was ihm und ihnen Freude machte.

Eines Tages von einem solchen Ausfluge, der ihn bis zu einem ziemlich weit entfernten Meierhofs geführt hatte, zurückkehrend und seine Schritte beschleunigend, weil die Stunde heranrückte, da niemand mehr außerhalb des Lagers weilen durfte, sah er sich auf dem schmalen Fußwege beim Umbiegen um eine Ecke plötzlich zweien Soldaten seines Regiments gegenüber, die eiligen Schrittes von dem benachbarten Felde herüberkamen. Der eine, La Fortune, trug eine zappelnde fette Gans fest am Halse; der andre, auch ein großer, starker Bursche, schleppte auf seinen Schultern einen eben erst geschlachteten schönen Hammel fort.

Als sich die Diebe so auf frischer That ertappt sahen, stieß der erste derselben einen lauten Ausruf der Überraschung aus, dann blieb er einen Augenblick stehen, als wolle er sich besinnen, was anzufangen sei. Jetzt warf er seine Beute von sich, zog seinen Säbel, sprang auf den Tambour zu und schrie: „Glender Spion! So schnüffelst du umher und verfolgst uns! Warte, ich will dir die Lust, zu spionieren, ein für allemal vertreiben!“ Aber schnell wie ein Reh hatte Raul die Böschung des Weges erklettert, dann sprang er oben über einen Zaun und kehrte sich nun um, indem er herunterrief: „Langer Zeigling, der du mich für ein Kind hältst und mich angreifen willst, da du doch weißt, daß ich keine Waffe habe!

Willst du dich mit mir messen, so hole die Erlaubnis dazu bei dem Obersten, und ich will dir Mann stehen. Wenn du aber sicher ein Dieb bist, so bin ich doch kein Spion und überlasse andern das Geschäft, dich an den Galgen zu schicken.“

Querselbein setzte er seinen Weg nach dem Lager fort, die beiden Diebe aber fühlten sich doch etwas beunruhigt über das vielleicht noch folgenreiche Abenteuer.

Bis zu diesem Tage waren die Befehle des Grafen Rochambeau streng und pünktlich befolgt worden, um so größer war das Staunen, als jetzt zwei Landleute erschienen und sich über den Diebstahl beklagten, welchen La Fortune mit seinem Kameraden verübt hatte. Die Aufregung nahm noch zu, als sie behaupteten, der Spitzbube trage die Uniform des Regiments Royal-Auvergne.

Auf Befehl des Obersten wurde Alarm geschlagen, und in kürzester Zeit war das ganze Regiment vom ersten bis zum letzten Mann aufgestellt. „Wir erkennen den Dieb, wenn wir ihn sehen“, hatten die Bauern gesagt, und daraufhin führte sie Herr de l'Étrade die ganze Front entlang, durch alle Reihen und Glieder — sie blieben stumm; gingen, ohne ein Wort zu sagen, an dem vor Furcht zitternden La Fortune vorbei, aber wie groß war das allgemeine Erstaunen, als sie, endlich auch bei den Trommlern angekommen, plötzlich stehen blieben, auf Raul deuteten und wie mit einem Munde ausriefen: „Das ist der Dieb!“

„Tambour Hautry, vortreten!“ kommandierte der Oberst mit grimmigem Tone, und Raul, mit der Linken seine Trommel haltend, mit der Rechten ordonnanzmäßig grüßend, trat vor seinen Vorgesetzten.

„Allo“, sprach der Oberst zu den beiden Landleuten, „Ihr behauptet, dieser junge Mann sei es, der die Gans und den Hammel gestohlen hat?“

„Wir haben nicht gesehen, wie er sie genommen hat“, antwortete überlegend einer der Pächter, „aber ich weiß ganz gewiß, daß dieser junge Mann gestern Abend um unsern Hof herumgestrichen ist.“

„Was hast du zu antworten?“ fragte der Offizier seinen Tambour.

„Ich versichere Sie, Herr Oberst, auf meine Ehre“, erwiderte der Gefragte, „daß ich nichts mit dem Diebstahl zu thun habe; aber wahr ist: Ich bin gestern Abend vor dem Zapfenstreiche in der Nähe jener Meierei spazieren gegangen.“

„Wenn du um die Zeit des Diebstahls dort anwesend warst“, fuhr der Oberst fort, „hast du nichts von dem Diebe gesehen? Du mußt ihm doch begegnet sein?“

Raul wußte nicht gleich, was er sagen sollte, dann sprach er zögernd: „Es würde mir schlecht anstehen, Herr Oberst, einen meiner Kameraden anzugeben.“

„Fertig“, entschied trocken und strenge Baron de l'Étrade, „ich nehme das als Geständnis an. Profoß, ergreift diesen Menschen, führt ihn vor, gebt ihm im Angesichte des ganzen Regiments zwanzig Hiebe mit der flachen Klinge, dann marschirt er auf einen ganzen Monat ins Gefängnis.“ — Raul wurde bleich wie eine Leiche und Thränen traten ihm in die Augen; aber er sprach keine Silbe.

„Übrigens“, begann jetzt einer der Ankläger wieder, „haben wir einen Beweis

in Händen, welcher den Leugner verstummen machen wird. Als ich gestern Abend in den Stall trat, sah ich auf den ersten Blick, daß ein Schaf fehlte; zuerst dachte ich, es sei auf der Weide zurückgeblieben oder habe sich verlaufen oder sich versteckt; doch beim Umherleuchten mit der Laterne sah ich in dem Stroh etwas glänzen und hob diesen Knopf auf, welcher die Inschrift ‚Royal-Auvergne‘ trägt.“

Mit diesen Worten zog er einen blinkenden Uniformsknopf aus der Tasche und reichte ihn dem Obersten dar. Dieser blickte ihn an und rief verwundert aus:

„Aber dieser Knopf kann nicht von dem Trommler kommen; nur unsre Unteroffiziere tragen solche. Profosz, heißt sogleich die Unteroffiziere sich sammeln!“

Nach zwei Minuten waren diese allesamt angetreten, und der Profosz hatte auch bereits festgestellt, daß an der Uniform La Fortunes ein solcher Knopf fehle. Der Dieb zögerte jetzt auch nicht mehr, selbst einzugestehen, daß er der Frevler war. „Ich bin der Schuldige, Herr Oberst“, jagte er. „Ja, es war feig von mir, es nicht sogleich einzugestehen. Aber der Rücken brannte mir schon im voraus, wenn ich an die Säbelhiebe dachte, und dann — sehen Sie, Herr Oberst — meine Treffen — ich halte etwas darauf — es sind nun zwanzig Jahre, daß ich sie trage, und es ist hart, sie verlieren zu müssen. Bevor der Profosz sich meiner bemächtigt, erlauben Sie mir, daß ich dem Tambour Haudry die Hand drücke, denn ich sehe, daß er in Wahrheit ein guter Kamerad und ein braver Soldat ist. Er ist mir gestern Abend begegnet und hat mich gesehen, aber er hat mich nicht verraten.“

„Was hast du mit der Gans und dem Hammel gemacht?“ fragte de l'Étrade.

„Wir haben sie mit unsern Kameraden verzehrt“, antwortete der Gefragte.

„Es ist gar lange her, daß wir keinen Bissen Fleisch über die Lippen brachten.“

Der Oberst biß auf seinen Schnurrbart und sagte nichts. Er überlegte; denn trotz seines Jornes that es ihm im Herzen doch leid, einen alten, gebienten Unteroffizier für ein Vergehen preisgeben zu sollen, von dem man damals im Kriege allgemein nicht soviel Wesens machte. Dann sprach er: „Du dauerst mich, La Fortune, da du bis heute eine lange Reihe von Jahren unter der Fahne von Royal-Auvergne treu und wacker gedient hast. Da ich nun auch sehe, daß du dein Vergehen bereust, erlasse ich dir die Züchtigung; auch sollst du deine Treffen behalten, aber du hast einen Monat Gefängnis bei Wasser und Brot und bezahlst diesen Leuten auf den Pfennig Schaf und Gans, die du ihnen weggenommen. So ist's! Und was Euch betrifft, Tambour Haudry, tretet wieder ein in die Linie!“ —

Nachdem die Mannschaft abgetreten war, drängten sich alle um Raul und beglückwünschten ihn zu seiner wackern Haltung und zu der treuen Kameradschaft, welche er üebt. „Ja“, rief La Ramée, „der wäre ihm stande gewesen, sich den Rücken mit der Säbelklinge bearbeiten zu lassen, ohne ein Wort zu sagen, und das alles für einen Schlingel, der ihm bis jetzt nichts als Verdruß gemacht hat. Wenn das kein Heldenmut ist, dann verstehe ich nichts davon.“



Abreise nach Hartford.

3. Unerwartetes Wiedersehen.

Nach einigen Tagen erhielt Raul Befehl, vor dem Obersten zu erscheinen.

„Mein Sohn“, redete ihn dieser an, „ich habe dich kommen lassen, um dir zu deinem musterhaften Betragen zu gratulieren. Nicht bloß, weil du als braver Kamerad gehandelt hast diesem La Fortune gegenüber, der übrigens kein schlechter Soldat ist; du hast in diesem Falle gethan, was die Pflicht jedes Ehrenmannes ist — ich kenne nichts Verächtlicheres als die Ungeberei, selbst in solcher Lage; was mir aber die Hauptsache ist und was ich vor allem schätze, ist die würdige Haltung, die du bewahrt hast angesichts der schmerzlichen und unverdienten Züchtigung, welche ich dir habe zusprechen müssen. Wiewohl du dich davon befreien konntest, hast du dich ohne Widerspruch gefügt und dadurch einen Beweis von ebensoviel Mut wie Einsicht gegeben; du begriffst, daß die Strafe, welche ich unverdientermaßen über dich verhängte, mir durch die unbeugsamen Vorschriften der Disziplin geboten war. Ein anderer wie du hätte glauben können, daß ich gegen ihn erbittert sei, weil er es abgeschlagen, in meinen Dienst zu treten — —“.

„Seien Sie überzeugt, Herr Oberst“, stammelte Raul, ihn unterbrechend; aber jener fuhr unbeirrt fort: „Ich achte deine Bedenken, und ich begreife recht gut, ohne weitere Erklärung, daß ein ehrliebender Jüngling, wie du, die Livree des Königs oder, besser gesagt, Frankreichs derjenigen vorzieht, welche ich ihm bieten konnte. Ein Soldat kann jedoch seinen Vorgesetzten auch außerhalb des Regimentes dienen, ohne darum sein militärisches Empfinden preiszugeben.“

„Ich würde überglücklich sein“, erwiderte der junge Mann mit fester Stimme, „wenn Sie mich zu irgend etwas brauchbar fänden, und ich bitte Sie, über mich nach Belieben zu verfügen.“

„Ich erwartete das“, nahm der Oberst wieder das Wort, „und habe schon an dich gedacht. Ich bedarf in meiner Nähe, unter meinen Ordnonnanzen eines jungen, geweckten, unternehmenden und zuverlässigen Mannes, den ich in schwierigeren Fällen heranziehen, den ich zu vertraulichen Aufträgen benutzen kann, bei welchen Verschwiegenheit, Vorsicht und Umsicht notwendig sind. Du scheinst mir der passende Mann zu sein. Du sprichst doch wohl englisch?“

„Ein wenig, Herr Oberst“, lautete die Antwort; „jedenfalls genug, um zu verstehen und verstanden zu werden.“

„Gut. Ließt du es auch?“

„Ziemlich geläufig.“

„Du hast sehr schnelle Fortschritte gemacht“, sagte jetzt Herr de l'Étrade. „In so kurzer Zeit das Englische zu lernen, verrät doch Fähigkeiten.“

„Mit Verlaub, Herr Oberst“, warf Raul ein, „ich hatte schon im Kolleg von Pontlevoy die Anfangsgründe dieser Sprache gelernt und habe hier nur weiter eingeübt, was dort schon begonnen war.“

„Ah, man hat im Kolleg von Pontlevoy studiert?“ rief der Baron erstaunt. „Dazu gratuliere ich dir; es ist ein altberühmtes, treffliches Institut.“

Raul merkte, daß er sich unvorsichtigerweise ein Wort hatte entschlüpfen lassen, das er besser nicht ausgesprochen hätte, denn die Abtei Pontlevoy konnte damals nur von adeligen Zöglingen besucht werden; er erröthete über das ganze Gesicht und beeilte sich, zu erklären: „Da meine Eltern Pächter in der Nachbarschaft waren, hatten sie für mich von dem Direktor des Instituts die Erlaubnis erlangt, an den Unterrichtskursen teilzunehmen.“

Der Oberst that, als bemerke er die Verlegenheit des jungen Mannes nicht. „Es scheint“, fuhr er fort, „daß man den Unterricht trefflich benutzt und auch davon profitiert hat. Alles steht demnach aufs beste, und ich werde heute noch La Ramée benachrichtigen, daß ich dich zum Dienste im Generalquartier heranziehe.“

„Muß ich da aufhören, Trommler zu sein?“ fragte Raul schnell.

„Würde dir das leid thun?“

„Mein Gott, Herr Oberst, da ich nicht die Grenadiergröße habe, so muß ich, wohl oder übel, eben Trommler sein, sonst wäre ich ja verurteilt, mit den Knechten und dem Gepäcke im Lager zu bleiben, wenn die andern in die Schlacht ziehen, und das — — kann ich doch nicht.“

„Nein, junger Freund“, sprach der Oberst, „Du sollst deinen Platz in der Reihe der Trommler behalten, und ich hoffe, du wirst uns recht bald, indem du zum Angriffe schlägst, den Beweis liefern, daß du bei La Ramée etwas Tüchtiges gelernt hast. Es scheint übrigens, daß du ganz besonders der Liebling des Tambourmajors bist; man sagt, er liebe dich, wie sein Kind.“

„Das ist wahr, Herr Oberst, und ich liebe ihn auch sehr, diesen würdigen, braven Mann“, entgegnete Haudry.

„Ja“, fügte der Oberst bei, „La Ramée ist ein wackerer, tüchtiger Soldat, der durchs Feuer gehen würde, wenn ich es ihm beföhle. Da ihr beide also unzertrennlich seid, so beauftrage ich dich, ihm auszurichten, daß ich dich und ihn ausgewählt habe, mich morgen auf einem beabsichtigten Ausfluge zu begleiten. Ihr findet euch morgen früh präzis sieben Uhr vor dem Generalquartiere ein.“

„Mit den Trommeln?“ fragte Raul.

„Nein“, antwortete der Offizier lächelnd, „diesmal nicht. Nun gehe, mein Sohn.“ —

La Ramée hatte mit Ungeduld die Rückkehr seines Schütlings erwartet; er war in hohem Grade beunruhigt und fürchtete irgend einen neuen Zwischenfall, darum rief er dem Ersehnten, sobald er ihn von weitem erblickte, mit lauter Stimme zu: „Rasch heran! — Was hat der lange Oberst von dir gewollt?“

„Alles gut“, erwiderte Haudry freudig und erzählte ausführlich seine ganze Unterredung mit dem Obersten; als er aber berichtete, daß ihn Herr de l'Étrade als Ordnungszugetreuen zu sich genommen hatte, unterbrach ihn La Ramée mit Bitterkeit: „So? Das wäre dir also recht? — Nun, so was kann auch nur mir passieren. Da suche ich mir einen Schüler aus, unterrichte ihn mit aller Hingebung, und kaum ist er so weit, einen erträglichen Wirbel fertig zu kriegen — krach! da winkt der Herr Oberst, und fort ist er: Aus den Augen, aus dem Sinn. Es fällt mir schwer, das Wort auszusprechen, aber wahr ist doch: du bist ein undankbarer Geselle.“

„Gewiß nicht!“ rief Raul. „So höre doch erst: Ich bleibe ja in meiner Stellung, bleibe bei dir, und nur wenn mich der Oberst braucht, werde ich kommandiert. Sei ganz unbesorgt; Herr de l'Étrade hat mir versprochen, daß ich in der ersten Schlacht unter deiner Führung zum Angriffe schlagen darf.“ Schnell beruhigte sich La Ramée und war ganz glücklich, als er den Schluß der Unterredung erfuhr, welche Raul mit seinem Vorgesetzten gehabt hatte. „Übrigens“, fügte er bei, „fürchte ich, daß du dennoch eines Tages die Trommel beiseite legst und nach der Flinte greiffst. Der Oberst beschützt dich und wird dich schon vorwärts bringen. Wer lesen und schreiben kann und eine edelmännische Haltung hat, wie du, der kann es heutzutage bei den neumodischen Ideen möglicherweise bis zum Offizier bringen.“



Der kleine Tambour vor dem großen Oberst.

Am andern Morgen, den 17. September, fanden sich die beiden Tamboures schon etwas vor der bestimmten Zeit bei dem Generalquartiere ein. Vor der plumpen Bretterhütte, in welcher auch der Oberbefehlshaber der französischen Truppen es sich gefallen lassen mußte, hielt eine mit vier Pferden bespannte große und schwere Reisekutsche, welche wenigstens ein halbes Jahrhundert alt war; zwischen ihren riesigen Rädern schwanke an dicken, starken Lederriemen ein

unförmlicher Kasten, gelb lackirt und vorn und hinten mit einem Sitze für zwei Personen versehen. Eine kleine Abtheilung Husaren, den geladenen Karabiner am Sattel hängend, hielt als Bedeckung bei der Kutsche.

Noch betrachtete La Ramée erstaunt diese Reisevorbereitungen, als der die Eskorte kommandierende Offizier ein Zeichen gab, worauf die Husaren sich ordneten und die Säbel zogen. In diesem Augenblicke erschien der Graf von Rochambeau an der Thür der Baracke und schritt, begleitet von drei Offizieren, nach der Kutsche. Unter den Begleitern des Oberfeldherrn befand sich auch der Baron de l'Éstrade. Als er Raul und seinen Kameraden bemerkte, winkte er ihnen und stellte sie dem General mit den Worten vor: „Das sind die beiden Männer meines Regiments, welche ich ausgewählt habe, uns zu begleiten; der jüngere spricht englisch und könnte uns gegebenenfalls nützlich sein; er ist der einzige in unrer ganzen Begleitung, welcher im Stande ist, sich mit dem Landvolke zu verständigen.“

Mit einem leichten Kopfnicken deutete der Graf sein Einverständnis an, stieg in den Wagen, die Offiziere folgten ihm, Raul und La Ramée nahmen Platz auf dem Kutschbrett, und während die Husaren die plumpe Karosse von allen Seiten umgaben, rollte dieselbe, in eine dichte Staubwolke gehüllt, mit Windeseile davon.

Bald hatte man den Kanal erreicht, welcher die Insel von dem Festlande trennt. Da, wo er am engsten ist, war eine Schiffsbrücke errichtet worden — der Wagen rollte darüber weg und nach wenigen Sekunden war das Festland von Amerika erreicht. Der Weg führte nun durch reizende, reich gesegnete Auen. Es war ein prachtvoller Tag; glänzend schien die Sonne von dem wolkenlosen Himmel; ein leichter Seewind milderte die Hitze des Tages; zu beiden Seiten der Straße sah man schöne Meierhöfe mit ansehnlichen Obstgärten; auf den saftigen Wiesen weideten Herden von Schafen und Hornvieh, und wenn die Kutsche durch ein Dorf rumpelte, sprangen muntere Kinder herbei, staunten die ungewohnte Erscheinung an und grüßten die schmucken Husaren durch laute Zurufe. Auf den Feldern aber arbeiteten fleißige Landleute, nur selten sich um das bekümmern, was auf der Heerstraße vorging. Ein Bild des Friedens und des Wohlstandes breitete sich vor Rauls Augen aus, und unwillkürlich mußte er zu sich sagen: „Und in diesem Lande wüthet schon Jahr und Tag der Krieg, und wir sollen seine Beschützer werden?“

La Ramée, anfangs durch die Nähe des Generals eingeschüchtert, fand mit der Zeit doch seine gewohnte Redseligkeit wieder und meinte:

„Gott sei Dank, daß wir diese widerwärtige Insel Rhode einmal im Rücken haben, wo man sich gerade wie ein Eichhörnchen in seinem Käfige vorfindet. Wahrlich, dieser Krieg ist der drolligste, der mir jemals vorgekommen, oder von dem man mir je erzählt hat. Da fahren wir großartig über die See, um den Amerikanern beizustehen, die von den Engländern zermalmt werden sollen; und nun wir angekommen, sperrt man uns wie Verbrecher auf eine Insel ein und

sagt uns: „Daß sich keiner untersteht, eine Blume abzubrechen!“ Nach Verlauf von zwei Monaten reisen wir zu Wagen ab, vier Generale, zwanzig Husaren und zwei Tamboure ohne Trommeln. Wenn etwas drollig ist, so ist es das!“

„Still“, sprach Raul leise und deutete mit dem Finger hinter sich auf den Kutschenkasten. „Wenn dich der General hörte!“

„Der General?“ fuhr La Ramée unbeirrt fort. „Glaube mir, der ist derselben Meinung wie ich; und wenn er Herr wäre — du kannst dich darauf verlassen, so säßen wir den Engländern längst auf dem Nacken. Aber es scheint, daß der Graf hier erst Nummer Zwei ist; der König hat ihm verboten, irgend etwas ohne ausdrücklichen Befehl des Wasch — Wasch — nun, du weißt ja schon, ich kann den vertrackten Namen nicht aussprechen.“

„Washington“, ergänzte Raul.

„Ganz recht“, fiel La Ramée wieder ein, „der Oberfeldherr der Amerikaner. Meine Meinung ist, wenn der General Wasch — nun, wie du sagst, nicht bald den Befehl zum Losschlagen gibt — — —“

„Halt!“ unterbrach ihn Haudry, „treibe keine Politik! Sei überzeugt, unsre Vorgesetzten verstehen diese Dinge besser als du und ich, und was sie thun, ist sicherlich gescheiter, als wir beide zusammengenommen es heraustüfteln könnten.“

„Was das anbetrifft“, nahm der oberste der Tamboure wieder das Wort, „so soll sich gewiß niemand unterstehen, in meiner Gegenwart zu bezweifeln, daß Herr von Rochambeau ein ausgezeichnete Kriegermann ist, oder daß der Herr Baron de l'Éstrade nicht würdig wäre, sein Stellvertreter zu sein. Sei versichert: Wer unsern Offizieren etwas Übles nachsagte, der hätte eine böse Viertelstunde mit mir auszuhalten; — — aber dessenungeachtet darf es mir doch widernünftig erscheinen, zwei Monate lang auf der faulen Bärenhaut zu liegen.“ — — — — —

Gegen Mittag wurde in einem Dorfe Halt gemacht, um einen Imbiß einzunehmen und die Pferde zu wechseln, dann ging es sogleich weiter.

Kein Unfall störte die Reise; doch wurde jetzt größere Vorsicht beobachtet, und einige Husaren ritten stets weit voraus, denn man fürchtete ein Zusammenreffen mit den englischen Reitern des Generals Clinton, welche diese Gegend unsicher machten, und Rochambeaus Bedeckung war doch eine sehr schwache.

Als die Nacht einbrach, hielt man in dem Städtchen Windham an, um zu speisen und neue Pferde einzuspinnen; darauf wurde die Fahrt so eilig wie möglich fortgesetzt, obwohl die Wege schlecht waren, hier und da sogar sehr schlecht. Kaum war man eine halbe Stunde weiter gekommen, als die schwere Kutsche, indem sie über ein tiefes Wagengeleise rollte, zu schwanken begann, sich dann



Vorwärts! Vorwärts!

plötzlich auf die Seite neigte — und ehe sie es sich versahen, flogen Raul und sein Kamerad auf die Straße — glücklicherweise ohne sich ernstlich zu verletzen.

Der Kutscher hielt im Augenblick die Pferde an; sogleich sprang Herr de l'Étrade aus dem Wagen heraus und schrie: „Was ist denn los?“

„Mit Erlaubnis zu vermerken, Herr Oberst“, antwortete La Ramée, „der alte Kumpelkasten hat ein Bein gebrochen und hätte mich beinahe auch eines brechen lassen“, dabei rieb er sein Knie und knurrte hinkend, recht verdrossen noch etwas in den Bart.

Raul hatte alsbald eine Wagenlaterne herabgenommen und untersuchte den Schaden: „Eines der Hinterräder“, sagte er, „ist aus der Achse gesprungen: aber es sind auch etliche Speichen und sonst noch einiges zerbrochen; das alles können wir nicht wieder in Stand setzen und bedürfen dazu der Hilfe eines sachverständigen Wagners.“

Der Graf von Rochambeau stieg nun auch aus.

„Wie ärgerlich! Höchst ärgerlich!“ rief er aus. „Der General Washington wird diesen Abend schon in Hartford angekommen sein, und uns beiden sind die Augenblicke kostbar. Was meinen Sie, Herr de l'Étrade, wäre es nicht das Beste, wir ließen einige Husaren absteigen und ritten die übrige Strecke des Weges?“

„Jedenfalls, Herr General“, erwiderte der Oberst, „würden wir dann in so später Nacht nach Hartford kommen, daß wir uns wohl kaum noch mit dem Oberbefehlshaber in Verbindung setzen können. Das könnte doch erst morgen früh geschehen; also schadet es auch nicht, wenn wir ein paar Stunden später ankommen. Von unsrer Bedeckung möchte ich aber niemand missen; man weiß nicht, ob man sie nicht nötig hat; die Gegend ist nicht sicher. Erlauben Sie mir, daß ich meine Leute nach Windham zurücksende, sie werden ohne Zweifel dort jemand aufreiben, welcher sich darauf versteht, den Schaden wieder gut zu machen.“

„Einverstanden!“ entschied der General. „Wir werden dann nur einen Teil der Nacht hier zubringen müssen.“

Herr de l'Étrade fragte den Kutscher, ob ein Stellmacher oder Wagner in Windham sei, und dieser antwortete: „Ich glaube wohl, aber um diese Stunde wird er sich nicht mehr stören lassen wollen.“

„Das werden wir sehen“, entgegnete der Oberst, und sich an Raul wendend, fügte er hinzu: „Haudry, geht mit La Ramée und sucht einen Wagner oder irgend einen andern Handwerker, der unsrer Kutsche wieder auf die Beine hilft.“

Sogleich machten sich die beiden auf den Weg und eilten, so schnell es La Ramée vermochte, zurück nach dem Städtchen, dessen erleuchtete Fenster man noch durch die Nacht schimmern sah. In der Herberge, wo man zu Nacht gespeist, erfuhr man alsbald die Wohnung des Wagners, aber, wie der Kutscher vorausgesehen hatte, der gute Mann lag schon zu Bette und die Hausthür war fest verschlossen.

La Ramée klopfte kräftig an die Thür, stark, immer stärker, aber es dauerte

ziemlich lange, bis in dem oberen Stockwerk ein Fenster geöffnet wurde und ein Mann mit einer baumwollenen Nachtmütze auf dem Kopfe mit gellender Stimme herabrief: „Wenn ihr Diebe oder Räuber seid, geht weiter, denn bei mir armen Mann ist nichts zu holen; wohl aber ist meine Flinte geladen, und ich bin bereit, euch eine Lektion zu geben.“

„Wir sind keine Diebe“, antwortete Raul auf Englisch, „sondern ehrliche Reisende.“

„Was wollt ihr zu dieser Stunde?“ fragte der Handwerker.

„Ihr seid doch Herr Smithson, der hiesige Stellmacher, nicht wahr?“ sprach Raul wieder.



Meister Smithson muß seinen Patriotismus darthun.

„Ja, der bin ich“, lautete die Antwort.

„Dann bitte ich Euch“, fuhr der junge Mann fort, „so schnell als möglich mir zu folgen und die Kutsche des Herrn Grafen von Rochambeau, des Obergenerals der französischen Hilfstruppen, wieder in Stand zu setzen; es ist uns ein Rad gebrochen.“

„Gehet zum Teufel, ihr und euer General“, schrie der Wagner, „ich habe einen mordmäßigen Stochschnupfen, und gehe jetzt nicht für tausend Kronen hinaus in die Nachtluft. Das fehlte mir gerade noch!“ Damit schlug er das Fenster heftig zu und verschwand.

„Was hat er gekrischen?“ fragte La Ramée, welcher von der ganzen Unterhaltung kein Wort verstand.

„Er will sich in seiner Ruhe nicht stören lassen“, erklärte Raul, „und nicht mitgehen.“

„Nicht mitgehen?“ höhnte La Ramée. „Nun, das wird sich finden. Wir schlagen ihm die Thür ein und bringen ihn — lebendig oder tot — an Ort und Stelle!“ Und mit diesen Worten traf er Anstalten zum Angriff auf die Hausthür.

Raul aber hielt ihn zurück und sprach: „Keine Gewaltthat, ich bitte dich. Laß mich es erst noch einmal mit guten Worten versuchen.“ Dann trat er in die Straße und rief, so laut er nur konnte: „Meister Smithson! Meister Smithson!“ Nach einer Weile öffnete sich wieder das Fenster, und der Gerufene erschien. „Aber um Gotteswillen“, sprach er, „so hört doch auf, solchen verteufelten Lärm zu machen, der die ganze Stadt in Unruhe versetzt! Ich habe euch ja gesagt, daß ich unter keiner Bedingung mitgehe, und — damit basta!“

„Und ich sage Euch, verehrter Meister“, entgegnete Raul so freundlich als es ihm nur möglich war, „daß Ihr ganz gewiß mitgehen werdet; denn Graf von Rochambeau, welcher die französischen Hilfstruppen kommandiert, wird morgen in frühester Stunde von dem General Washington in Hartford erwartet, und von dieser Zusammenkunft hängt vieles zum Heile Amerikas ab. Ihr seid ein zu guter Patriot, um von Euch sagen zu lassen: ‚Meister Smithson hat die Befreiung seines Vaterlandes aufgehalten — aus Furcht, sich zu erkälten.‘ Also macht es kurz, kommt herunter und folgt uns schnell!“

Der Handwerker gab keine Antwort und schlug das Fenster zu; aber während Raul noch überlegte, was nun zu machen sei, ging die Hausthür auf, und Meister Smithson erschien, den dreieckigen Hut auf dem Kopfe und unter dem Hute noch die Baumwollennütze; in einer Ledertasche stak das nötige Handwerkszeug.

„Ihr seht“, sprach er, „daß ich euren Bitten nachgebe, wiewohl ich mich der Gefahr aussetze, meinen Stockschnupfen nie los zu werden.“

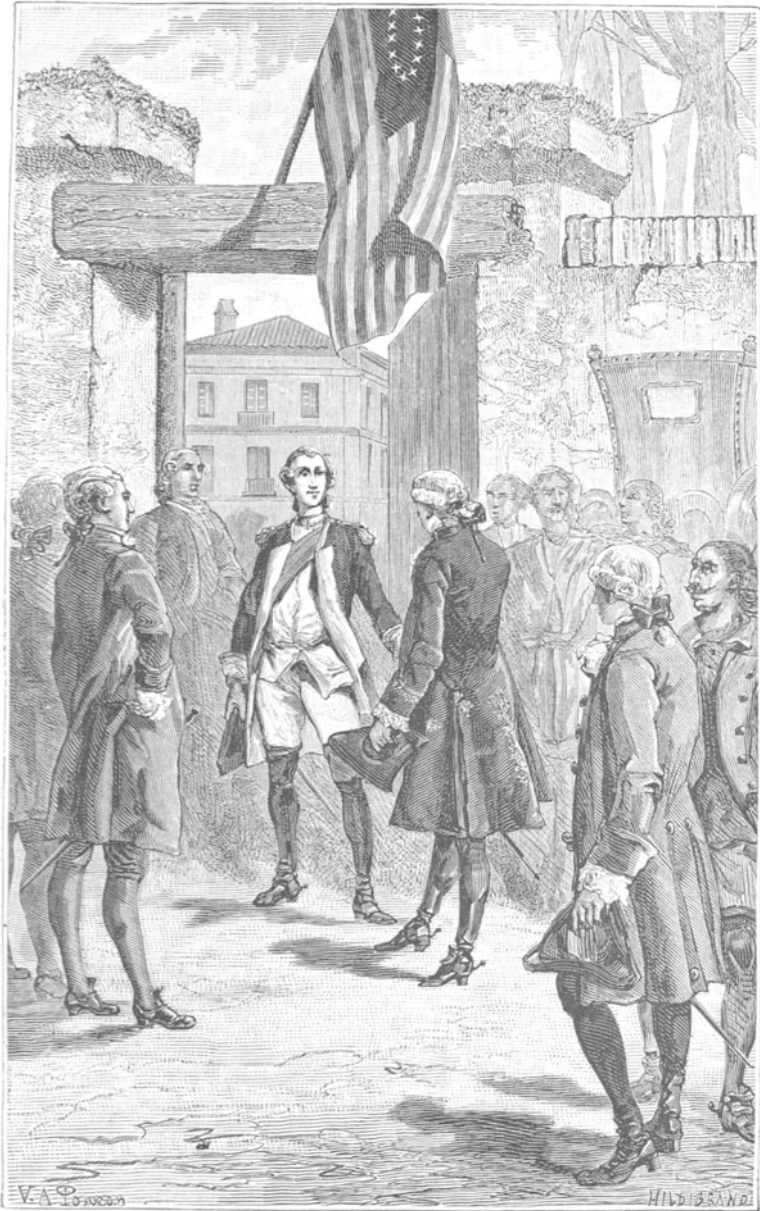
Damit begab sich die kleine Gesellschaft auf den Weg.

Die Husaren hatten ein großes Feuer angezündet und die Offiziere sich um dasselbe gelagert, sehnsuchtsvoll die Rückkehr ihrer Boten erwartend. Der Schaden war aber viel größer, als man gedacht, und der arg hustende und schnaubende Meister verbrachte einen großen Teil der Nacht damit, das Fuhrwerk wieder in Stand zu setzen. Die Morgendämmerung machte sich bereits bemerkbar, als der Kutscher wieder auf den Bock stieg und die Reise fortgesetzt werden konnte.

Wie ein Wetter sauste nun der Wagen dahin. Drei Stunden später deutete der Kosselenker auf eine Gruppe Häuser, mit Ziegeln gedeckt, und sprach:

„Das ist Hartford!“

Der Wagen wendete sich nach einem in der Nähe der Stadt liegenden kleinen Meierhofe, auf welchem das gestreifte Sternenbanner Amerikas wehte, und vor welchem sich eine kleine Schar Milizsoldaten umhertrieb.



Zusammenkunft mit George Washington.

Als die Kutsche in das Hofthor bog, trat die gesamte Wache unter das Gewehr und präsentierte vor dem Grafen Rochambeau. Im demselben Augenblicke, da dieser ausstieg, schritt ein stattlicher Mann in Offiziersuniform aus dem Hause, eilte dem Grafen entgegen und rebete ihn in französischer Sprache mit den Worten an: „Herr Graf von Rochambeau, ich hatte der Erste sein wollen, der Sie auf amerikanischem Boden begrüßte; aber diese Ehre ist mir durch die Macht der Umstände versagt worden. Seien Sie überzeugt, daß ich dem Könige, Ihrem Gebieter, noch ganz besonders dafür dankbar bin, daß er die Führung der Expedition einem Feldherrn von Ihren Verdiensten übertragen hat.“

Der so sprach, war George Washington, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte, der Befreier seines Vaterlandes. In seiner Stimme lag etwas außerordentlich Herzliches und Gewinnendes. Mit Erregung reichte er seine Hand dem französischen Generale entgegen, der sie feurig ergriff und innig drückte. „Indem mich der König hierher schickte“, erwiderte er, „unter Ihrem Befehle zu dienen, hat er mir eine Auszeichnung zu teil werden lassen, die ich als die Krönung meiner langen kriegerischen Laufbahn ansehe. Ich werde bis zu meinem letzten Atemzuge allen Eifer aufwenden und meine ganze Kraft daran setzen, die Mission zu erfüllen, welche mir Seine Majestät übertragen hat.“

Nach dieser herzlichen Begrüßung begaben sich die beiden Befehlshaber in das Innere des Hauses; ihre Offiziere folgten dahin. Unter den Offizieren Washingtons war dem aufmerksamen Haudry ein Mann in großer Generalsuniform aufgefallen, welcher mit irgend jemand, den der Trommler früher gesehen, sprechende Ähnlichkeit hatte; Raul besann sich jedoch vergebens, wo ihm dieses Gesicht schon einmal entgegengetreten sein konnte.

„Es ist mir unbegreiflich“, sprach er zu sich, „ich habe nie im Leben irgend eine Beziehung zu einem amerikanischen General gehabt, und doch habe ich das Gefühl, als sei mir dieser Mann schon einmal auf meinem Lebenswege begegnet, und zwar nicht bei gleichgültiger Veranlassung. Ich muß erfahren, wer er ist, obwohl ich vielleicht doch nichts weiter höre als einen Namen.“

Rauls Wunsch ward schnell befriedigt, denn jener Offizier blieb, als die andern in das Haus gingen, noch einen Augenblick zurück, trat auf ihn zu und sprach in elegantem Französisch: „Junger Mann, Ihr Gesicht scheint mir nicht fremd; kennen wir einander?“ Er brauchte nicht weiter zu sprechen, denn sobald Haudry den Ton der Stimme hörte, ging ihm ein Licht auf, lebhaft Röte überflog sein Gesicht und mit dem Ausdruck der Freude entgegnete er: „Ja, Herr General. Vor einigen Jahren hatte ich die Ehre, als ich mit meiner Mutter in Paris war, im Vorzimmer des Herrn Ministers St. Germain von Ihnen bemerkt zu werden, und auch bei dem Grafen Vergennes sah ich Sie.“

„Jawohl! Richtig!“ rief der Offizier. „Aber damals trugen Sie noch nicht die Uniform. Und Ihre gute Mutter, befindet sie sich wohl?“

„Sie ist vor einem halben Jahre gestorben, und ich stand da allein und ohne Verwandte in der weiten Welt“; antwortete der Trommler, „daher habe ich Dienst genommen und bin mit des Königs Truppen über den Ozean gefegelt!“

Der General blickte freundlich auf den Jüngling und reichte ihm wohlwollend die Hand. „Sie werden Ihrem Namen und Ihrer Mutter Ehre machen“, sprach er, „denken Sie daran, wenn es zum Angriffe geht. Wir beide werden ja wohl einander noch öfter treffen und ich werde Sie nicht aus dem Auge verlieren.“ Er nickte mit dem Kopfe und ging von dannen. Sogleich wandte sich Raul an einen der Milizsoldaten und fragte, wie der General heiße, erhielt aber nur zur Antwort: „Das ist der Baron.“

„Danke“, fuhr Haudry fort, „seinen Namen möchte ich gern wissen.“

„Ja, den Namen“, erwiderte der Angeredete, „den kann ich Euch nicht sagen; er ist so schwer auszusprechen, daß wir ihn nie gebrauchen. Übrigens ist der Baron einer der vornehmsten Offiziere der Armee und von unserm Obergeneral hochgeschätzt.“

Damit begnügte sich Raul jedoch nicht; er fragte einen andern und erfuhr endlich durch einen Unteroffizier, daß der Baron Steuben heiße und zu den berühmten Heerführern des Königs von Preußen gehört habe.

„Was hast du denn mit all diesen Amerikanern zu verhandeln gehabt?“ fragte La Ramée. „Ich habe es ja von vornherein gesagt: aus dir Glücksfind wird noch etwas ganz Besonderes werden; ach, wer weiß, wie bald ich ohne dich dahinleben muß. Zuerst zieht dich Herr de l'Étrade in seine Umgebung, und heute kommt der wildfremde amerikanische General dir entgegen, reicht dir die Hand, als wäret ihr alte Schulkameraden! Ich sehe schon, wie es kommt: eines Tages haben sie dich weggeschnappt und La Ramée hat das Nachsehen!“

Es fiel Raul nicht schwer, seinen Freund zu beruhigen; er erzählte ihm, wie er vor Jahren den Baron Steuben einmal auf einen Augenblick im Wohnzimmer des französischen Kriegsministers gesprochen, zu Zeiten, da er selbst noch ein Knabe war. Er sei auch erstaunt, wie ein so vornehmer Herr sich seiner noch erinnere und noch an den Bauernknaben von ehemals denke, den er vor Jahren nur vorübergehend gesehen. La Ramée schüttelte den Kopf und sprach: „Was hatte denn der Bauernknabe bei dem Kriegsminister zu thun? He? Dahinter steckt etwas! Übrigens wird es ja hoffentlich jetzt bald losgehen, und der Herr Baron wird dich dann so schnell nicht wieder zu Gesicht bekommen.“

Washington und Rochambeau brachten den ganzen Tag miteinander zu, und in dieser nachher vielbesprochenen Zusammenkunft von Hartford wurde der Plan des Feldzugs entworfen, welcher den Freiheitskampf schließlich zu einem siegreichen Ausgang gelangen ließ.

Gegen Abend kam auf schweißtriefendem Rosse eine Stafette angejagt und brachte aus dem französischen Lager die Nachricht, daß die von dem Admiral Rodney befehligte englische Flotte verdächtige Bewegungen mache und möglicherweise

Truppen an das Land setzen werde. Sogleich entschloß sich Rochambeau, nach Newport zurückzukehren, um den Feind gebührend zu empfangen. „Wir sind längst bereit, und sie sollen sich davon überzeugen“, sprach er lächelnd.

Die Kutsche hielt vor der Thür, und Raul und La Ramée standen dabei, als die beiden Feldherren, begleitet von ihren Oberoffizieren, aus dem Hause traten. „Jetzt habe ich ihn also vor meinen Augen“, dachte Haudry still für sich, „diesen hochberühmten amerikanischen Patrioten, den edlen Mann, welcher Vermögen, Stellung, Ehre, eben alles daran setzte und willig opferte, um seinen Landsleuten die ersehnte Selbständigkeit und Freiheit zu erkämpfen; der wie ein Heros des Altertums mutvoll die Waffen gegen einen weit überlegenen Feind ergriff und bereits jahrelang heldenmütig zum Heile seines Vaterlandes streitet und fest in einem Kampfe aushält, welcher ihm selbst nichts, gar nichts einbringen kann! Wahrlich, ein seltener, hochherziger Mann, ein echter Held! Wie freue ich mich, zu denen zu gehören, welche diesem Volke brüderlich die Hand reichen und seinen Helden in seinem Siegeslauf unterstützen dürfen.“ — So hatte der Anblick des großen amerikanischen Bürgers den jungen Franzosen begeistert.

„Hier“, sprach Washington noch zu Rochambeau, auf einen nebenstehenden Offizier deutend, „hier habe ich Ihnen den General Arnold vorzustellen, eine meiner tüchtigsten Stützen. Er ist es, der die starke Position Westpoint bewachen wird; auf ihn zähle ich, daß er unsre Verbindung unterhält und unsre Linie nicht von dem Feinde durchbrechen läßt, während ich jenseit des Hudsons operiere.“

Arnold grüßte ehrfurchtsvoll. Es war ein schlanker, noch junger Mann, hatte aber in seiner Miene etwas Hochmütiges, das im lebhaften Gegensatz zu dem Ausdrucke des Wohlwollens und der Herzlichkeit in dem Gesichte Washingtons und dem freundlichen Augenpaar Steubens stand. Auch Raul faßte den General genau ins Auge und sein Bild prägte sich ihm ein, nie wieder vergessen zu werden — es war eine Physiognomie, die man nicht so leicht vergessen konnte. Arnold mochte ein großer Kriegsheld sein, ein guter Mensch aber war er gewiß nicht.

Rochambeau drückte noch einmal innig dem General Washington die Hand, die Offiziere nahmen die Hüte ab, die Soldaten präsentierten, die Husaren jalu-tierten; dann setzte sich der Zug in Bewegung und jagte eilig des Wegs dahin. Einen Augenblick vor der Abfahrt klopfte Steuben dem kleinen Tambour von Royal-Auvergne, der bereits seinen Sitz auf dem Rückbrette der Kutsche eingenommen hatte, auf die Schulter und sprach freundlich: „Halten Sie das Andenken Ihrer Mutter in Ehren. In der ersten Schlacht sehen wir uns wieder!“ —

„Ah, das lasse ich mir gefallen“, sagte La Ramée, als der Wagen davon-sauftete; „nach dem, was ich gehört habe, wird nun Ernst gemacht; und die Herren Engländer mögen immerhin einstweilen ihre Bündel schnüren. Der Obergeneral, dieser „Wasch die Donn“, gefällt mir sehr gut; das ist ein stattlicher Mann und hat auch ein paar klare Augen; wenn er nur keinen so unaussprechlichen Namen führte!“

Raul hatte andre Gedanken: „Wenn uns nur kein Unfall zustößt!“ dachte er. „Der von Newport gekommene Kurier brachte die Nachricht, daß man von einer Minute zur andern einen Angriff der Engländer erwarten dürfe — es wäre doch recht ärgerlich, wenn wir gerade bei dem ersten Treffen nicht mitmachen könnten. Nur zweimal 24 Stunden Geduld, ihr Herren Rottröcke, dann sollt ihr bedient werden.“

Es war Nacht. Einige Stunden war man schon unterwegs, ohne daß ein Zwischenfall die Reise gestört hätte; aber jetzt kam man wieder in jenen Bereich, wo der Boden sehr holperig war und man wegen der Menge Steine und Löcher nur mühsam vorwärts kam. Die alte Maschine, genannt Kutsche, schwankte bald von rechts nach links und bald von links nach rechts; jetzt vernahm man abermals einen lauten Krach, und plumps! — sie neigte sich wieder auf die Seite. Diesmal wurden die Trommler nicht zu Boden geschleudert; sie hatten sich zu rechter Zeit festgeklammert, auch war es diesmal nicht das rechte Hinterrad, welches den Stoß nicht aushielt, sondern das linke ging in die Brüche. Die Fatalität war um so größer, als man nicht einmal recht wußte, wo man sich befand. Der Kutscher, Raul und La Ramée suchten sich nun zurecht zu finden. Ersterer meinte: „Wir können nicht mehr weit von Windham sein, denn dessen erinnere ich mich noch von der Hinfahrt: Solch niederträchtiger Weg ist nur auf der ersten Hälfte zwischen Windham und Hartford zu finden.“ Bei Durchforschung der Umgegend fand man in der That auch den Platz, wo in voriger Nacht die Offiziere bivaktierten.

„Holla, La Ramée und Gaudry“, rief Herr de l'Étrade, „macht euch flugs wieder auf die Sohlen und holt den Wagenflicker wieder herbei!“

Übermals rannten die beiden nach Windham und direkt an das Haus des Helfers in der Not. Der Tambourmajor donnerte mit seinen Fäusten an die Hausthür, und nach wenig Augenblicken erschien Meister Smithson in seiner baumwollenen Nachtmütze und mit seiner Laterne in der Hand am Fenster und rief: „Nun, soll denn das jede Nacht so fortgehen? Da werde ich mein Lebtag den miserablen Stockschnupfen nicht los. Wer poltert denn schon wieder da unten?“

„Ich bin's wieder, Meister Smithson“, antwortete Raul in freundlichem Tone.

„Wer ist der Ich?“ entgegnete der Handwerker.

„Die Ordonnanz des Grafen von Rochambeau!“ lautete die Antwort.

„Was?“ rief Smithson erstaunt. „Seid ihr denn aus Frankreich nur hierher gekommen, um die Räder an den Kutschen zu zerbrechen?“

„Ach, tröstet Euch, Meister“, erwiderte Raul, „diesmal ist es ja nicht das rechte, sondern das linke Rad. Bei Gott, ich glaube, die Engländer halten diese Kutsche im Solde und haben es so eingerichtet, daß sie umstürzt, gerade dann, wenn wir sie am nötigsten gebrauchen!“

„Nun“, sagte der Meister, „euer General kann ja in der Schenke übernachten, denn Washington erwartet ihn diesmal nicht, und es hat daher keine so große Eile. Morgen, bei Tage, setze ich seinen Wagen wieder in Stand. Gute Nacht!“

„Meister Smithson!“ rief Raul, „ich bitte Euch um Gotteswillen — — —“

„Nun, was gibt's denn noch?“ fragte der Stellmacher.

„Sie sind als ein guter Patriot angesehen“, sprach Raul, „Ihnen kann ich wohl ein Staatsgeheimnis anvertrauen. So hören Sie denn: Admiral Rodney ist angekommen, es sollen die Streitkräfte verdreifacht werden, die gegen uns kämpfen; es ist unerlässlich, daß wir schon morgen auf der Insel Rhode sind, um seinen Unternehmungen Widerstand entgegenzusetzen.“

„Aber“, erwiderte jener, dem die Sache doch zu denken gab, „was wollt ihr denn ausrichten gegen die dreifache Übermacht?“

„Ha, ha, ha, Meister Smithson“, rief Haudry, „das wäre der schönste Tag meines Lebens, wenn sich die Notröcke einfallen ließen, uns auf der Reede von Newport anzugreifen. Das brächte uns eine Gloria ersten Ranges!“

„Gut, ich sehe, daß ihr wackere Leute seid“, entgegnete nun Smithson, „ehe eine Stunde vergeht, soll euer Wagen repariert sein.“ Und mit diesen Worten eilte er herab, ergriff sein Handwerkszeug und folgte schnellen Schrittes den Trommlern.

Als sie das Städtchen hinter sich hatten und eiligen Fußes sich dem Orte des Unfalls näherten, beugte sich der Stellmacher zu Raul und sprach leise: „Ich will natürlich nicht in eure Geheimnisse eindringen, aber — wie steht's? Ist Washington mit euch zufrieden, seid ihr es mit ihm, und was steht zu hoffen?“

„D, was das betrifft“, entgegnete Haudry, „so kann ich Ihnen viel Besseres verkünden, als Sie wissen wollen: Es ist zwischen Rochambeau und Washington vereinbart worden, daß, noch ehe ein Jahr vergeht, auch nicht ein englischer Soldat mehr auf dem freien Boden Amerikas sein Wesen treiben soll.“

„Hurra!“ rief Smithson in die dunkle Nacht hinaus und sprang vor Freuden in die Höhe; Raul flüsterte jedoch: „Still, Mann des Hammers! Vorläufig ist's noch ein Geheimnis. Seht dort das Wachtfeuer? Wir sind an Ort und Stelle.“

Es dauerte, wie der wackere Meister vorausgesagt hatte, keine Stunde, so war der Schaden geheilt; die Kutsche rollte wieder auf der Straße von Newport, und Rochambeau kam bei seinen Truppen an, ehe die Engländer einen einzigen Mann ausgeschifft oder einen einzigen Schuß gegen das Lager abgefeuert hatten.





Im Lager von Valley Forge.

4. Der Tambour als Depeschenträger.

Im Februar 1778 war Steuben in dem Lager angekommen, welches Washington in Valley Forge errichtet hatte, sechs Stunden nordwestlich von Philadelphia, da, wo sich der Valleybach in den Schuylkill ergießt; aber die Zustände, welche er daselbst antraf, waren über alle Maßen traurige. Die Truppen lagerten in elenden Baracken und mußten namenlose Mühseligkeiten und Beschwerden ertragen; sie litten Mangel an Nahrung, unzureichend waren Montur und Bewaffnung, gegen 4000 Mann schon infolge elender Bekleidung dienstunfähig geworden; eine förmliche Hungersnot brach aus. Eine Anzahl Milizen starb elendiglich dahin, noch mehr aber ergriffen die Flucht, um ihr Leben zu retten. Der Kongreß kannte keine andern Militäreinrichtungen als die englischen, und diese waren schlecht genug.

Washington war nur der Heerführer; die Verpflegung und Instandhaltung der Armee war durch den Kongreß einem von dem Generalissimus unabhängigen General-Quartiermeisteramte übertragen, und durch diese Einrichtung mehrten sich täglich die Mängel und Mißbräuche, und die Armee wurde zu Grunde gerichtet. Der Obergeneral hatte oft darauf hingewiesen und andre Anordnungen verlangt, aber

teils verstand man ihn nicht, theils war der Kongreß selbst zu ohnmächtig, da er ja den Einzelstaaten keine Befehle geben, sondern denselben nur Vorstellungen machen konnte. Wäre Washington nicht der unerschütterliche Held gewesen, welcher mit nie erlöschender Hingebung, mit nie ersterbender Hoffnung die Sache seines Vaterlandes führte, so würde sich die Armee längst aufgelöst haben, denn — von Begeisterung war bei seinen Soldaten nichts mehr zu verspüren; Mangel, Seuchen, Hunger hatten die edleren Gefühle zum Schweigen gebracht; die Mannschaft blieb beisammen, weil sie den Vater Washington nicht verlassen mochte.

Jetzt war an Steuben ein Mann gewonnen worden, der nicht nur mit der eigentlichen Kriegsführung, sondern auch mit der Heeresverwaltung praktisch vertraut war; er hatte seine Schule in jener Armee durchgemacht, welche damals als die beste galt. Unwiderstehlich drängte sich ihm die Überzeugung auf: hier muß alles, alles vollständig geändert werden. Washington erklärte sich mit ihm durchaus einverstanden, und die beiden standen nun innig und fest zusammen; wie Steuben in dem Oberfeldherrn einen Helden bewunderte, dessen Wert durch keine Lobeserhebung überschätzt werden konnte, so verehrte dieser in seinem neuen Freunde den klaren Blick, die tiefe Einsicht, freudige Thatkraft und nie ermüdende Ausdauer.

Es verursachte oft genug lange und nicht selten recht peinliche Verhandlungen mit dem Kongresse, um die Kriegsführung nicht völlig ins Stocken geraten zu lassen; aber schließlich ward doch alles durchgesetzt. Nach zwei Jahren war ein ganz neues Heer geschaffen, bei dem alles anders und besser war als bei dem früheren. Bisher waren die Kriegersleute jemalig auf sechs Monate angeworben worden; täglich ging bei Hunderten die Dienstzeit zu Ende, und der Bestand der Armee war daher ein stetig wechselnder; niemand wußte, wie stark ein Bataillon oder ein Regiment in drei oder vier Wochen noch sein, und ob sich diese oder jene Kompanie bis dahin nicht ganz aufgelöst haben würde. Das ward nun geändert, die Truppen wurden nur auf Jahre angeworben, und der Feldherr wußte nun doch, wieviel Mann er für die Ausführung eines Kriegsplanes zur Verfügung habe.

Bisher erhielt jeder Kriegskommissar, der mit Lieferungen betraut war, bestimmte Prozente von dem durch ihn verausgabten Gelde; es verstand sich also von selbst, daß eigennützig Leute sich nicht gerade aufs Sparen legten, sondern soviel als möglich ausgaben; sie kauften das Teuerste und das, was am schnellsten verbraucht oder abgenutzt war, um rasch wieder durch Neues ersetzt werden zu müssen. So war mit der Waffenlieferung eine schamlose Geldvergeudung verbunden; jeder Austretende hatte seine Armatur so vollständig zu Grunde gerichtet, daß sie jedesmal neu ersetzt werden mußte. Viele Millionen wurden auf solche Weise verschleudert. Jetzt aber schloß man Kontrakte mit den Lieferanten ab und machte die Milizen für Instandhaltung ihrer Waffen verantwortlich.

Von einer rechten Uniformierung und deren Schonung war kaum die Rede. Gemeine und Offiziere gingen in zerrissenen Kleidern von verschiedener

Farbe und verschiedenem Schmitte einher; hier kam einer ohne Rock, da einer ohne Kopfbedeckung, dort ein dritter barfuß. Daß diese Leute noch bei der Fahne blieben, noch stritten und kämpften, konnte als eine übermenschliche Leistung gelten. Auch den Offizieren ging es kaum etwas besser. So lud einst Steuben eine Anzahl junger, französisch sprechender Offiziere zur Tafel ein; in der Einladung hieß es aber ausdrücklich: „Es versteht sich von selbst, daß nur Herren in zerrissenen Hosen zugelassen werden“, und dieser Bedingung konnten alle ohne Schwierigkeiten nachkommen. Die Gesellschaft bestand aus lebensfrohen, heiteren jungen Leuten, die sich über ihr äußeres Glend lustig machten und auch bei sehr fühlbarem Mangel guten Mutes dreinschauten. Das ledere Mahl setzte sich zusammen aus Kartoffeln und zähem Beefsteak; zum Nachtische gab es Walnüsse und statt Wein elenden Brantwein, mit Wasser verdünnt. Da es Bedingung der Teilnahme an dieser fröhlichen Gesellschaft war, daß man ohne ganze Hosen oder, wie kurz gesagt wurde: „Sans culotte“ (ohne Hosen) erschien, so nannten sich die bei Steuben Versammelten in ihrer Ausgelassenheit den Verein der Sansculotten, und dieser in heiterer Tischaune aufgebrachte Name wurde später zu Zeiten der französischen Revolution von einigen seiner Träger nach Frankreich hinübergetragen und in Paris die Bezeichnung für die Anhänger und Kämpfer der Republik — unter welchen sich ziemlich viele in zerrissenen Kleidern befanden.

Dann bestand weder einheitliche Bewaffnung, noch gleiches Kommando, noch waren bei den aus verschiedenen Staaten gesandten Milizen dieselben Titel und Befugnisse der Offiziere gebräuchlich — die Armee war kaum mehr als eine Herde zusammengelaufenen Volkes, mit der nur ein Washington etwas auszurichten vermochte. Dieser hatte die vorhandenen großen Mängel längst schmerzlich empfunden; teils aber waren alle seine Vorstellungen bei dem Kongresse vergeblich gewesen, teils hatte es ihm an einem Beistande gefehlt, der in besseren militärischen Verhältnissen sich hätte ausbilden können; der eine richtige Anschauung und ausreichende Erfahrung vom Kriegswesen besaß; der Zucht und Ordnung kannte und die in wohlorganisierten Armeen üblichen Einrichtungen, was bei den Engländern nicht zu lernen war. Solch einen Mann hatte man jetzt in Steuben gefunden, und nun ward rüstig Hand ans Werk gelegt, das Heer ganz und gar umzugefalten und Zustände herbeizuführen, denen ähnlich, wie sie in derjenigen Armee herrschten, welcher Steuben während des Siebenjährigen Krieges angehört hatte.

Steuben oder, wie er allgemein kurzweg hieß, „der Baron“ wurde von dem Kongresse zum Generalmajor und Generalinspektor der Armee ernannt. Nun galt es, ein weites, mühevolleres Arbeitsfeld zu bestellen. Vor allem mußte den Offizieren und Soldaten ein Begriff vom Werte besserer Einrichtungen verschafft werden; darum errichtete Steuben eine Musterkompanie von 120 Mann, welche er selbst täglich zweimal einexerzierte; die sollte dem ganzen Heere als Vorbild dienen. Man hielt auf saubere Uniformierung, auf blanke Waffen, die Mannschaft

hatte alle Übungen und Manöver mit Präzision auszuführen — der Eindruck der Leistungen war ein überraschender. Die Offiziere widmeten sich mit großer Hingebung ihren Pflichten, sie gaben sich alle Mühe, die Soldaten so einzuüben, wie der „Baron“ sie gelehrt, und hielten es fortan nicht mehr unter ihrer Würde, den Neulingen die Handhabung des Gewehres selber zu zeigen. Nun kam nach und nach Ordnung, Disziplin und Haltung in die Menge, eine neue Armee entstand, welche den Namen eines Kriegsheeres verdiente, und Washington dankte dem Schöpfer der bessern Zustände mit herzlichen, warmen Worten.

Als die Nachricht von dem französischen Bündnisse in Amerika anlangte, verließ der englische General Clinton mit seiner Armee sogleich die Stadt Philadelphia, weil er fürchtete, durch eine französische Flotte bedroht oder blockiert zu werden; nun brach auch Washington am 18. Juni 1778 von seinem Lager in Valley Forge auf und verfolgte den Feind, der sich nach Norden wandte, um sich in New York festzusetzen.

Allein so glatt und ohne jegliche Beunruhigung ging das doch nicht ab. Washington war froh, daß er den Engländern einmal in freiem Felde mit seinen durch den „Baron“ geschulten Soldaten gegenübertreten konnte. In der That blieb er ihnen stets auf den Fersen und schickte Steuben voran, die passende Gelegenheit zu einem Angriffe zu erspähen. Am 27. Juni berichtete dieser, der rechte Zeitpunkt sei gekommen, und am 28. ward die Schlacht bei Monmouth geschlagen.

Schon im Morgengrauen brach der Baron mit zwei andern Offizieren auf, die Stellung des Feindes auszukundschaften. Er suchte sich einen passenden hohen Standpunkt an einem Waldestrande, von wo aus sich die Gegend überschauen ließ; von hier aus beobachtete er die Bewegungen, welche die Engländer und ihre deutschen Hilfstruppen ausführten und entwarf danach seinen Plan. Da — plötzlich raschelte etwas hinter ihm im Walde — er drehte sich um — und siehe, zwei feindliche Reiter sprengten aus dem Haine gegen ihn hervor. Als bald erkannte er das Gefährliche seiner Lage und zog rasch entschlossen seine Pistolen aus den Halstern — zwei Schüsse, gegen die Engländer abgefeuert, krachten, dann wandte er sein Pferd, setzte über eine hohe Hecke hinweg und saufte nun wie ein Sturmwind den Hügel hinunter und über die Ebene nach dem amerikanischen Lager. Bei dem kühnen Sprunge über die Hecke war ihm der Hut vom Kopfe geflogen; diesen mußte er nun freilich den Feinden als Trophäe überlassen. Er stand noch vor Washington und war mit seinem Bericht nicht zu Ende, als seine beiden Adjutanten erschienen.

„Wie?“ fragte Steuben, „Sie sind nicht gefangen, nicht erschossen?“

„Wir denken, nein“, lachten die Offiziere, „um uns kümmerte sich auch gar niemand; die Reiter jagten nur Ihnen, Herr General, nach, indem sie aus Leibeskräften: „Halt! halt!“ schrieten. Sie hätten wohl lieber die Taube gehabt und verschmähten daher, zwei Sperlingen nachzujagen; aber die Taube flog davon.“

Trotz aller fürsorglichen Vorbereitungen wäre die Schlacht bei Monmouth doch um ein Haar den Amerikanern verloren gegangen, da sich General Lee als Befehlshaber unfähig erwies, wiewohl er ein waderer, tüchtiger Kriegsmann war. Doch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, daß ihm bei unvorhergesehenen Fällen die Geistesgegenwart abging; seine Heeresabteilung geriet zuerst ins Stocken, dann in Unordnung und rannte schließlich in wilder Flucht auf und davon.



Rekognoszierung durch Washington und Steuben.

Konnten die Truppen nicht zu erneuertem Angriffe gebracht werden, so war nicht nur diese eine Schlacht verloren, sondern Mut, Hoffnung und Begeisterung waren auf lange Zeit dahin. Doch Washington kannte seine Leute und wußte, wer hier als der rechte Mann noch mit Erfolg eingreifen konnte. „Steuben, bester Steuben“, rief er, „bringen Sie die Leute zum Stehen, retten Sie die Schlacht!“

„Sie werden stehen und fechten und siegen“, erwiderte der Angeredete, grüßte militärisch, gab seinem Pferde die Sporen und jagte dahin. Die Macht der Disziplin hatte er als Jüngling bei Prag kennen gelernt, hatte seitdem gesehen, wie oft sie sich bewährte; er selbst hatte ja die Soldaten hier eingeeübt — sie mußten ihn hören, sie konnten ihn nicht verlassen. Mitten unter die Fliehenden sprengte er hinein: „Haltet, Leute! Steht!“ donnerte er mit gewaltiger Stimme — und sie standen, formierten sich in Reih' und Glied, als ging es zur Parade.

Mit dem „Baron“ an der Spitze zeigten sie eine Unerfrorenheit, wie abgehärtete, lang gediente Soldaten. Vormwärts ging es nun auf die Feinde unwiderstehlich vorwärts, Clinton wurde geschlagen, und an ihm war nun die Reihe, das Weite zu suchen. Steuben verfolgte die Flüchtigen bis zum Einbruch der Nacht.

Als die Sieger bei dem Wachtfeuer saßen und die gemachten Gefangenen in das Lager eingebracht hatten, befanden sich die beiden Reiter dabei, welche am Morgen zum Angriff auf Steuben vorgegangen waren. Dieser erkannte sie sogleich wieder, und es stellte sich jetzt heraus, daß sie gar keine Engländer waren, sondern zu den hessischen Hilfstruppen gehörten. „Heute Morgen, Herr General“, sprach der eine, „hoffte ich etwas Besseres zu fangen, als bloß Ihren Hut; ich habe ihn hier an der Seite hängen und gebe Ihnen denselben nun zurück. Hätten wir Sie statt dessen in unsre Gewalt bekommen, dann wären wir jetzt nicht hier.“

Es war die erste Schlacht, die Steuben auf amerikanischem Boden mitmachte. Hatten ihn die Truppen vorher schon hoch verehrt, so hielten sie sich nunmehr unter seiner Führung für unüberwindlich. Washington war und blieb deswegen der Erste, Oberste, Höchstherrschende, aber gleich nach ihm galt in aller Herzen Steuben als Zweiter.

Zimmer noch war das Heer der Freiheitskämpfer zu klein, um die Engländer in einer festen Stellung, wie z. B. jetzt in New York, anzugreifen. Diese aber landeten hier und da Truppen und fuhren fort, Land und Volk in Not und Elend zu versetzen. Sie zündeten die Frucht auf dem Felde, Wälder, Städte und Dörfer an, plünderten, mordeten und vernichteten Werte, für welche ein Heer hätte gehalten werden können, viermal so groß als das amerikanische. Während Washington am Hudson stand, verfolgten sie 150 Stunden südlich ihr Einschüchterungssystem und das grausame Werk der Vernichtung weiter — er konnte es nicht hindern.

Den Winter von 1778 auf 1779 verwandte Steuben, einen „Begleiter“ für das Offizierkorps abzufassen, welcher den Titel führt: „Regulative für die Ordnung und Disziplin der Truppen der Vereinigten Staaten“. Er enthielt alles, was sich auf Einteilung, Kleidung und Bewaffnung, Einübung, Kommando, Signale, Bestrafung, Versorgung und Krankenpflege der Truppen, Aufstellung der Geschütze u. s. w. bezieht. Er stellte ein Buch her, das jeden Offizier mit allen Teilen des Dienstes vertraut machte und eine Übereinstimmung in allen Erfordernissen bei dem regulären Heere und den Milizen sämtlicher Staaten herbeiführte. Dieses sogenannte „Blaue Buch“ war das mit Liebe und Hingebung abgefaßte Vermächtnis eines Kriegskundigen, der den ganzen Inhalt seines Werkes in ernstesten und schweren Zeiten sich selbst zu eigen gemacht hatte. Washington beehrte sich, die Anerkennung des Wertes dieser trefflichen Arbeit auszusprechen, und der Kongreß befahl am 29. März 1779, daß diese Regulative für alle Truppen der Vereinigten Staaten fernerhin Gesetz sein sollten; er ließ sogleich 3000 Exemplare drucken und in blauem Einbände an die Offiziere verteilen, daher der Name Blaubuch. —

Nur eine Stimme herrschte über die Verdienstlichkeit von Steubens Werk; es blieb siebenzig Jahre lang die Grundlage des amerikanischen Militärwesens, und General North, einer der hervorragendsten Helden des Freiheitskampfes, schrieb damals: „Nächst der Bibel steht das Blaue Buch bei uns in der höchsten Achtung.“ —

Das Jahr 1779 brachte keine Kämpfe von Bedeutung; die Engländer hielten New York, die Amerikaner standen zehn Stunden davon entfernt in und um Westpoint, das von außerordentlicher Wichtigkeit für beide Teile war; sie befestigten daher ihre Stellungen täglich mehr. Dabei setzte Steuben unausgesetzt seine Inspektionen fort, erschien bald hier, bald dort, wo eine Heeresabteilung stand. Die Erfolge seiner Bemühungen traten täglich sichtbarer zum Vorschein, und seine Beliebtheit wuchs nicht nur bei der Armee, sondern auch bei dem Volke, das in ihm den Verfasser des „Blauen Buches“ den Retter in der Schlacht von Monmouth, den leutfeligen Menschen und unübertrefflichen Reiterhelden verehrte.

Einst vergönnte er sich im Feldlager, ermüdet von anhaltender Thätigkeit, einige Ruhe, da wurde ihm eine Bäuerin gemeldet, die ihn zu sprechen verlangte. Er ließ sie vor sich kommen und sie erzählte ihm nun, sie möchte gern ihr jüngst-gebornes Söhnlein auf seinen Namen taufen lassen; dazu erbitte sie die Erlaubnis. „Von Herzen gern, liebe Frau, gebe ich meine Einwilligung“, erklärte der General, „aber welchen Vornamen wollt Ihr denn Eurem Sohne geben?“ — „Ei, nun: „Baron“,“ antwortete die Bäuerin, und — das Knäblein wurde Baron getauft.

Im November des Jahres 1779 wandte sich Washington nach Süden und bezog im Staate New Jersey Winterquartiere; jedoch hatte er in Westpoint eine genügende Truppenzahl zurückgelassen. Steuben war an seiner Seite geblieben, mußte indessen im Frühlinge des nächsten Jahres (1780) nach Westpoint zurückkehren, wo ein Befehlshaber von seiner Erfahrung und Energie nötig that, nachdem die Engländer ihre vandalischen Verwüstungszüge wieder aufgenommen und mancherlei verdächtige Bewegungen begonnen hatten. Dann aber galt es auch, neue Truppen anzuwerben, einzuexerzieren und Vorkehrungen für angriffsweises und entschiedenes Vorgehen zu treffen. Für alles das gab es keine geeignetere Persönlichkeit als Steuben, dessen Bemühungen ein sichtbares Gelingen krönte.

Um diese Zeit langte die Botschaft an, daß die Franzosen auf der Insel Rhode gelandet seien. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das ganze Land, von den Amerikanern mit freudigem Frohlocken, von den Engländern unter Zähneknirschen aufgenommen. Jetzt wurde Steuben in das Hauptquartier berufen, und der Oberbefehl in Westpoint dem erprobten General Arnold übergeben, welcher vor Jahren den kühnen Zug von Boston nach Quebeck unternommen hatte und ohne Zweifel der Mann dazu war, die Engländer in Respekt zu halten.

Zu dem großen Kriegsrate in Hartford am 18. September 1780 war auch Steuben berufen worden. Hier sah Raul zum erstenmal den gefeierten General und prägte sich dessen Gesicht so tief ein, daß er es nicht wieder vergaß.



Ausrüstung und Unterweisung zu einer gefährlichen Mission.

Die Hoffnungen, welche die Beratungen in Hartford erweckt hatten, gingen nicht in Erfüllung. Ein Monat war bereits seit jenem Tage vergangen, und noch lagerte die französische Armee unthätig auf der Insel Rhode, wodurch allerdings Admiral Rodney verhindert ward, seine Truppen auszuschießen; allein die Lage der Franzosen war täglich schwieriger geworden, denn die Engländer schickten ihre Leute weit in das Land hinein, alles Vieh wegzunehmen, die Meierhöfe und Niederlassungen auszuplündern und zu zerstören und — schon kam der Winter heran. — Rochambeau litt unter der aufgezwungenen Unthätigkeit so sehr wie seine Untergebenen, doch er mußte abwarten, bis der Oberfeldherr, welcher ja doch ohne Zweifel die Verhältnisse genauer kannte als er, das Zeichen zum Angriffe gab.

So vernünftig wie der Graf dachten aber nicht alle; und nicht bloß die geworbenen Soldaten murrten, auch viele Offiziere waren ungehalten, ja der heißblütige junge Marquis Lafayette scheute sich sogar nicht, ungefragt seine Ansicht dem Grafen darzulegen. „Lassen Sie uns allein losbrechen“, sprach er mit Feuereifer; „wir bedürfen der zaudernden Amerikaner gar nicht, um die Engländer zu schlagen. Ich bin fest überzeugt, die Engländer halten uns nicht stand, sondern ergreifen die Flucht, sobald sie unsre Fahnen flattern sehen; es kommt sicherlich zu gar keinem Gefecht.“

Rochambeau antwortete ihm sehr ruhig: „Erlauben Sie, lieber Marquis, daß ich, als ein alter Mann, zu Ihnen spreche, wie der Vater zu einem Sohne, welchen er liebt und schätzt. Die Franzosen, besonders die jungen, sind so leicht geneigt, sich für unbezwinglich zu halten; gegen diese althergebrachte Meinung möchte ich Ihnen aus vierzigjähriger Erfahrung einen schwer wiegenden Erfahrungssatz anvertrauen: Unter allen Truppen sind jene am leichtesten zu schlagen, welche das Vertrauen zu ihrem Führer verloren haben, und sie verlieren dieses sogleich, wenn sie durch persönlichen Ehrgeiz bloßgestellt worden sind.“

War ich bis jetzt so glücklich, das Vertrauen meiner Untergebenen mir zu erhalten, so verdanke ich solches nur der strengsten Gewissenhaftigkeit, die ich mir zum Grundsatz gemacht habe. Ich darf kühn behaupten, daß sich unter den wohl 15 000 Menschen, welche unter meinem Befehl in den verschiedenen Kämpfen, Schlachten — zum Teil sehr blutigen und mörderischen — getötet oder verwundet worden, nicht ein einziger befunden hat, der gefallen ist, damit meiner persönlichen Eitelkeit oder Ehrliche ein Triumph bereitet worden wäre.“ —

Gegen Ende des Monats Oktober segelte die englische Flotte ab, weil es an ihrer bisherigen Station für sie doch nichts zu thun gab. Da faßte der General Rochambeau einen kühnen Gedanken: Wenn Washington von Westpoint aus vorrückte, die Franzosen sich mit ihm vereinigten und die ganze Heeresmasse rasch nach New York marschierte und die Stadt überrumpelte — so könnte vielleicht doch unter günstigen Umständen der Krieg schnell beendet werden. Hätten erst die Engländer ihren Hauptstützpunkt verloren, sähen sie sich von den Amerikanern und zugleich den Franzosen angegriffen und bedrängt, so würde der Ausgang kaum noch zweifelhaft gewesen sein. Aber ein solcher Handstreich konnte nur gelingen, wenn er urplötzlich, durch aus unerwartet vollführt ward, wenn alles aufs genaueste erwogen und verabredet worden und mit größter Pünktlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt wurde.

Rochambeau schickte einen seiner tüchtigsten Offiziere ab, um diesen Feldzugsplan dem General Washington zu unterbreiten, der sich noch in Westpoint befand. Nach zwei Tagen brachten jedoch Landleute der Umgegend die traurige Kunde, daß der französische Offizier in einen Hinterhalt gefallen und erschossen worden sei. Zugleich verlautete, daß eine ziemlich bedeutende Heeresabteilung der Engländer die Gegend von Hartford durchstreife; es sei wahrscheinlich, daß sie auf Boston zu marschieren wollten. Letzteres schien aber dem Plane des französischen Generals nur förderlich. Welch ein Triumph, wenn es gelang, den Engländern, während sie gen Nordost auf Eroberungen auszogen, die große, wichtige Handelsstadt, den Sitz und die Stütze ihrer Macht, zu entreißen! Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, daß für den Augenblick die Verbindung zwischen der Insel Rhode und Westpoint durch die bei Hartford operierenden Feinde unterbrochen war.

Vom Stande der Dinge mußte Washington ohne Verzug benachrichtigt werden, wenn der Plan überhaupt zur Ausführung kommen sollte. Wie das machen? Einen zweiten Offizier absenden, hieße, auch ihn in den Tod schicken. Andernteils konnte man eine so wichtige Nachricht doch auch nicht irgend einem Spione anvertrauen, denn wenn er zum Verräter ward, waren die Folgen unberechenbar; wenn nicht beide Heere, das amerikanische und das französische, gleichzeitig und Hand in Hand handelten, wenn eins allein der englischen Hauptmacht gegenübertrat, so wurde es sicher zermalmt, vernichtet.

In einem Kriegsrate legte Rochambeau seinen Offizieren diesen Plan vor und teilte ihnen gleichzeitig seine Verlegenheit mit.

Raum hatte er geredet, als sich der Baron de l'Étrade erhob und sprach:

„Herr General, wenn Sie mir es erlauben, übernehme ich es, Ihre Mitteilungen und Vorschläge dem General Washington zu übermitteln.“

„Wie?“ entgegnete der Graf erstaunt, „Sie denken doch nicht daran, sich selbst den feindlichen Kugeln aussetzen zu wollen?“

„Gewiß nicht, Herr Graf“, erwiderte der Oberst, „ich weiß, daß mein Platz an der Spitze des Regiments ist, und diesen kann, darf ich nicht verlassen; doch wenn ich mich nicht täusche, habe ich schon den passenden Boten bei der Hand: erlauben Sie mir, daß ich mich seiner versichere und Ihnen dann vorstelle.“

Der Oberst verließ das Generalquartier und begab sich nach seinem Zelte zurück. Schon von weitem erblickte er Raul, welcher an einem Tische in das Studium eines englischen Buches vertieft war. „Haudry“, rief er ihm zu, „komme mit mir!“ Alsbald sprang Raul auf, legte sein Buch beiseite und folgte dem Obersten.

„Mein Sohn“, sprach dieser, „ich habe an dich gedacht, da es sich darum handelt, eine vertrauliche, geheime Botschaft an den Obergeneral schleunigst zu besorgen; ehe ich dir dieselbe auseinander setze, sage ich dir vorher ausdrücklich, daß der Auftrag ein höchst gefährlicher ist, und wenn auch dein Leben als Soldat dem Könige gehört, kann ich doch nicht solch ein außergewöhnliches Opfer von dir fordern. Es steht dir durchaus frei, die Sendung zu übernehmen oder abzulehnen!“

„Befehlen Sie, Herr Oberst“, erwiderte Raul mit fester Stimme, „weiß ich doch, daß Sie mein Leben ohne wichtigen Grund nicht gefährden werden. Ich fühle zu lebhaft die Teilnahme, welche Sie die Güte haben, mir zu gewähren.“

„Recht so, mein Sohn“, sprach Herr de l'Étrade, „ich habe es nicht anders von dir erwartet. Um was es sich handelt, ist dieses: Es scheint, daß die Engländer in die Gegenden gerückt sind, welche wir neulich durchzuziehen, um nach Hartford zu kommen; dadurch aber schneiden sie unsre Verbindung mit Westpoint ab, wo sich gerade jetzt der amerikanische Oberfeldherr befindet. Ein Offizier, welcher vor zwei Tagen abgeschickt wurde, eine Botschaft zu überbringen, wurde unterwegs getötet. Es ist aber von Wichtigkeit, daß dem General Washington unverzüglich eine Depesche zugestellt wird, denn sie benachrichtigt ihn von dem Zeitpunkt, zu welchem wir nach einem bestimmten Punkte marschieren. Da habe ich nun an dich gedacht, um diese Depesche an Washington zu bestellen.“

„Geben Sie mir den Brief, Herr Oberst“, rief Raul mit Feuer, „ich werde sogleich aufbrechen.“

„Du machst dich erst morgen mit Anbruch des Tages auf den Weg“, lautete der Bescheid. „Übrigens darfst du nicht denken, in Uniform die englischen Linien passieren zu können. Man wird dir alsbald Kleider besorgen, welche dir das Aussehen eines jungen Amerikaners verschaffen. Um jeden Verdacht zu entfernen, gibst du dich für einen Kanadier aus, der seine Verwandten in Albany besuchen will: diese Vorsicht ist nötig, weil dich sonst dein französischer Accent verraten würde.“

Handle mit Vorsicht und Klugheit und setze dich nicht unnötig Gefahren aus; dann wird ja dir alles wohl gelingen, und soll es mir eine Freude sein, dich für deine Hingebung belohnt zu sehen. Folge mir jetzt zu dem General, damit er selbst dir seine Befehle erteilt.“

Als der Oberbefehlshaber den Obersten, begleitet von dem jungen Tambour, eintreten sah, erhob er sich, schritt lebhaft auf ihn zu und sprach: „Ist das der Bote, von welchem Sie gesprochen haben? Das ist ja noch ein Kind!“

„Herr Graf“, erwiderte de l'Étrade mit Nachdruck, „ich wäre unendlich froh, wenn es recht viel solcher Kinder im Regiment Royal-Luvergne gäbe.“

„Nun das ist was andres!“ sprach Rochambeau, und sich zu Raul wendend, fügte er hinzu: „Ein schmeichelhafteres Lob als das, welches Euch soeben Euer Oberst zuerkannt hat, gibt es nicht. Ihr wißt ja wohl, um was es sich handelt? Hier ist der Brief, welcher nach Westpoint zu bringen ist; achtet wohl auf alles, und was auch kommen mag — verstanden, junger Mann? — die Depesche darf aus Euren Händen nur in die des Generals Washington gelangen.“

„Solange ich lebe“, antwortete Raul und empfing ehrfurchtsvoll die Depesche, „geht dieses Papier aus meiner Hand nur in die des Generals Washington.“

„Und nun merkt Euch noch eins“, nahm Rochambeau wieder das Wort: „Im Hinblick auf die Möglichkeit, daß diese Depesche, wenn Ihr umkämmt oder gefangen genommen würdet, in die Hände des Feindes fallen könnte und ihm dann unser ganzer Plan verraten wäre, sind zwei Worte ausgelassen; das erste ist der Punkt, wo wir mit der amerikanischen Armee zusammentreffen werden, Danbury, das zweite der Name der Stadt, wohin wir marschieren, New York. Diese zwei Worte wird der General Washington aus Eurem Munde vernehmen.“

„Danbury und New York“, wiederholte Raul; „ich vergeße sie nicht.“

„So, nun geht, Gott geleite und beschütze Euch“, sprach der alte General mit bewegter Stimme, denn die selbstbewußte Haltung der jugendlichen Gestalt und die vornehme Weise des kleinen Tambours hatten seine Teilnahme erweckt.



Denjelben Abend empfing Raul in Newport bürgerliche Kleidung von grobem Tuche, einen breitrandigen Filzhut, einen Meiserock, beschlagene Schuhe, leberne Gamaschen und endlich einen kleinen Sack, der ihm noch völlig das Ansehen eines Reisenden geben sollte. Die Depesche wurde sorgfältig zwischen Futter und Oberzeug des Rockes verborgen.

Mit Erlaubnis des Obersten hatte Raul seine bevorstehende Abreise dem braven La Ramée mitgeteilt. Dieser war ganz bestürzt über die Kunde und die damit zusammenhängenden Vorbereitungen. Als der Morgen graute, kleidete sich der junge Mann in die Landestracht, nahm Hut und Stock zur Hand und verließ das Lager. La Ramée, welcher sich die Erlaubnis ausgewirkt hatte, ihn bis an das Ufer zu begleiten, folgte ihm einfüßig, gesenkten Hauptes. Als sie das Lager hinter sich hatten, blieb der treue Freund plötzlich stehen und sprach:

„Raul, ich kann dir nicht sagen, wie es mich bekümmert, dich allein gehen zu sehen.“

„Du denkst wahrscheinlich, der Oberst hätte mir ein Regiment zum Schutze mitgeben sollen?“ scherzte Haudry.

Aber sein Freund nahm die Sache sehr ernst und meinte: „Er hätte mich recht gut mit dir schicken können.“

„Und was sollten denn die Trommler machen, wenn du nicht bei ihnen wärst?“ sprach Raul wieder, der durch seine Scherze den Betrübtten aufheitern wollte. „Überdies, wo einer durchkommt, können nicht immer zwei durchkommen.“

„Warum? Einer nach dem andern“, entgegnete La Ramée, der sich nicht aus seiner Stimmung bringen ließ.

„Außerdem müßtest du doch auch“, hub jener wieder an, „englisch sprechen können und du kannst in dieser Sprache

noch nicht einmal Guten Tag sagen.“

„In dieser Sprache?“ eiferte sein Freund: „das Englische ist gar keine Sprache, sondern ein Gekrächze, das sich mit dem Französischen gar nicht vergleichen kann. Übrigens — o mein Gott — es ist ja jetzt jedes Wort vergebens: der Befehl ist da, daß du allein gehst, und all mein Reden ändert nichts daran. Sei vorsichtig, und denke daran, daß es dem alten La Ramée großes Herzeleid machen würde, wenn dir etwas begegnete.“

Raul, tief ergriffen, drückte schweigend die Hand seines Freundes. Als sie den Kanal erreicht hatten, und der Augenblick des Scheidens gekommen war, umarmten sich die beiden — der junge Mann brach den Abschied kurz ab und eilte über die Schiffbrücke; La Ramée aber stand lange und sah ihm nach; eine Thräne rollte über seine gebräunte Wange — er wischte sie ab und brummte; „Anjini! Für einen Soldaten!“ Dann wandte er um und kehrte in das Lager zurück.



Abchied von Ramée.



Einfuhr beim Schmied.

5. Von ehrlichen Penten in der Schmiede und im Walde, nach dem Lager des Löwen.

Der Anfang der Wanderung war für Raul ein Spaziergang. Munteren Schrittes legte er in zwei Tagen den Weg bis Windham zurück. Hier sollte er sich gemäß der Anweisungen des Herrn de l'Estrade mit dem ihm bekannten Stellmacher in Verbindung setzen, der ihm wohl Auskunft und guten Rat erteilen würde, wie er ungefährdet nach Westpoint gelangen könnte. Smithson war, wie glaubwürdige Bürger Newports aussagten, ein guter Patriot und einer der ersten, welche sich für die Sache der Unabhängigkeit erklärt hatten; auf seine Verschwiegenheit war zu bauen, seinen Auftrag durfte ihm Raul selbstverständlich nicht mitteilen.

Wie erstaunt war der brave Meister, als er den jungen Franzosen, welchen er trotz der Verkleidung sogleich wieder erkannte, in seine Werkstatt eintreten sah. Eben beschäftigt, eine eiserne Achse zu schmieden, von deren rotglühendem Ende die Funken umherprühten, legte er alsbald den schweren Hammer auf den Amboß. „Wie? Ihr seid wieder da“, rief er erstaunt, „junger Herr Tambour? Gilt's abermals ein zerbrochenes Rad?“

„Nein, lieber Meister“, antwortete Raul, „diesmal reise ich bequemer zu Fuß, und meinen Beinen ist kein Unfall begegnet; sie bedürfen nur ein wenig der Ruhe.“

„Wenn das ist“, rief freudig der Wagner, „dann zähle ich darauf, daß Ihr mein Gast seid. Seid mir herzlich willkommen! Ich freue mich, daß Ihr noch an mich gedacht habt. Seit ich meine gute Frau begraben habe, ist es zwar nicht mehr so gemüthlich in meinem Hause, aber Casar versteht noch, ein Kaninchen zu schießen, und droben habe ich auch noch ein ganz gutes Bett, in welchem sich Eure Gliedmaßen nach Wohlgefallen ausruhen können.“

Cäjar war ein Neger, welcher den Blasbalg zog; es schien dem jungen Manne doch bedenklich, daß hier ein Dritter von seiner Verkleidung erfuhr; darum lenkte er sogleich das Gespräch ab, und erst als sich der schwarze Gehilfe entfernt hatte, das für ein Abendessen in Aussicht genommene Kaninchen zu erlegen, rückte er mit seinem Anliegen heraus.

„Ich komme eigentlich zu Euch, Meister Smithson“, sprach er, „mir Euren Rat zu erbitten, wie ich es machen soll, um nach Westpoint zu gelangen.“

„Nach Westpoint?“ rief der Wagner. „Das ist ja rein unmöglich!“

„Der Graf Rochambeau hat mir einen Auftrag an General Washington gegeben, und es mag kosten, was es wolle, ich muß Westpoint erreichen.“

„Wißt Ihr denn nicht, daß die verwünschten Rottröcke die ganze Gegend besetzt halten? Erst gestern haben sie den Meierhof von Phileas Jones bei Hartford niedergebrannt, gerade den, in welchem damals unsre Generale zusammentrafen. Ich rate Euch, es aufzugeben, in dieser Richtung weiterzugehen. Wie man sagt, wollen sie unsern Obergeneral von der französischen Armee abschneiden und lassen daher niemand durch. Wenn Ihr den Rottröcken in die Hände fallt, müßt Ihr ohne Gnade und Barmherzigkeit baumeln, schon weil Ihr ein Fremder seid.“

„Hilft alles nichts, lieber Meister“, fuhr Raul fort. „Ich muß nach Westpoint.“

„Ihr seht mir aus wie ein entschlossener Bursche“, nahm Smithson wieder das Wort, „und ich möchte Euch behilflich werden; aber seht, ich selbst bin den Engländern verdächtig; wenn sie hierher kommen, bleibt mir nichts andres übrig, als mich auch nach Newport zu flüchten; ich möchte nicht in ihre Hände fallen. Wenn es übrigens irgend möglich ist, helfe ich Euch. Ich will einmal nachdenken.“ — Nach kurzer Überlegung sprach er dann: „Wenn Ihr morgen früh Windham verläßt, erreicht Ihr halbwegs Hartford auf der linken Seite der Landstraße einen dichten Wald; in diesen tretet Ihr ein und schreitet darin zwei bis drei Tage, immer westwärts weiter und wendet Euch nach Durchwanderung des ärgsten Dickichts wiederum der Richtung zu, wo die Sonne untergeht. Die Engländer durchstreifen die ganze Gegend rings umher; Ihr solltet also keinen Schritt aus dem Bereiche des Waldes thun. Ich werde Euch mit Lebensmitteln ausrüsten, daß Ihr nicht Not leidet und keines Menschen Hilfe gebraucht. Habt Ihr den Forst durchschritten und verfolgt den Rand des Gehölzes nach Westen, dann befindet Ihr Euch in der Nähe von Danbury und habt nur noch 5—6 Stunden bis Westpoint. Aber freilich, wie Ihr die aussichtsfreie Ebene durchschreiten wollt, wo man überall von den englischen Posten gesehen werden kann, weiß ich nicht. — Und doch heißt's hier: den Mut nicht verlieren. Mit Vorsicht und Klugheit, hoffe ich, soll's Euch am Ende doch gelingen.“ —

Raul blieb die Nacht bei Meister Smithson. Die Ruhe reichte aus, daß er sich von seinem zweitägigen Marsche vollkommen erholte.

Als Raul am nächsten Morgen in aller Frühe wieder aufbrach, hatte der Wagner den Ranzen seines Gastes mit Lebensmitteln so reichlich versehen, daß er damit hätte bis New York auslangen können. Hierauf geleitete er Raul bis vor das Städtchen; dann wünschte er ihm glückliche Reise und rief ihm noch einmal mit lauter Stimme nach: „Vorsichtig und klug!“

Munter eilte der junge Wanderer fürbaß. Er war noch nicht lange gegangen, als er des erwähnten Waldes ansichtig wurde. Es war ein prachtvoller Forst oder richtiger Urwald. Hochstämmige amerikanische Eichen mit ihrem bunt gefärbten Laube standen wie die Säulen eines mächtigen Domes vor dem Beschauer; nach allen Seiten hin war dicht ineinander verflochtenes Niederholz und Buschwerk sichtbar; ein schmaler gangbarer Fußweg schlängelte sich hin nach dem Dickicht. Der Anblick war einladend, und frohen Sinnes betrat Raul den Pfad und schritt wohlgemut weiter in die Schatten des majestätischen Waldes.

Friede und Ruhe herrschten ringsum; kein Ungefahr hielt ihn auf; nur zweimal während des ganzen Tages schritt ein anderer Fußgänger an ihm vorbei. Dann ward es wieder still, kein Geräusch von Menschenschritten, von Waldbarbeit oder Geschäftsverkehr ward bemerkbar. Nur das von den Ästen herabfallende Laub raschelte und die Blätter rauschten vom Winde bewegt; dazwischen hinein hörte man die Vöglein zwitschern und sah sie ohne Scheu hin und her fliegen. Am Abend bereitete Raul sich ein weiches Lager von Moos und Laub und schlief, ermüdet, köttlich bis zum frühen Morgen. In gleicher Weise verfloß in der Waldeinsamkeit der folgende Tag; am dritten bereitete ihm das Dickicht des Niederholzes einige Schwierigkeit, doch erreichte er wohlbehalten das Ende des Waldes. Vor seinen Augen breitete sich jetzt die weite Ebene aus, durch deren Mitte der Hubson seine gewaltigen Fluten dahinwälzte.

Die Gegend war weit und breit mit Ansiedelungen bedeckt. Raul schlug die Richtung nach dem nächsten Meierhof ein; doch hatte er erst wenige Schritte gemacht, als er unter den Bäumen, welche die Gebäulichkeiten umgaben, eine große Menschenmenge wahrnahm. Schnell eilte er in den Wald zurück und näherte sich, vorsichtig am Rande desselben hinschreitend und an letzter Stelle sich hinter den Gebüsch verbergend, so weit, als es möglich war, dem Gehöfte. Ohne in das Freie getreten zu sein, kam er nahe genug, um zu erkennen, daß es englische Soldaten waren, die sich um einen mächtig großen Baum gelagert hatten; eine kleinere Schar umstand die Wachtfeuer und schien hier den Kochtöpfen ihre ganze Aufmerksamkeit zugewendet zu haben. Die Gewehre der Mannschaften waren in Pyramiden zusammengestellt, aus dem Hofe der Meierei erscholl das Scharren und Stampfen von Pferden, und bald wurden dort noch mehr Notröcke sichtbar. Es war klar: die Engländer bewachten in der Gegend von Danbury den Waldesrand. Hier war es unmöglich, die Gegend zu durchschreiten, ohne von ihnen angehalten zu werden.

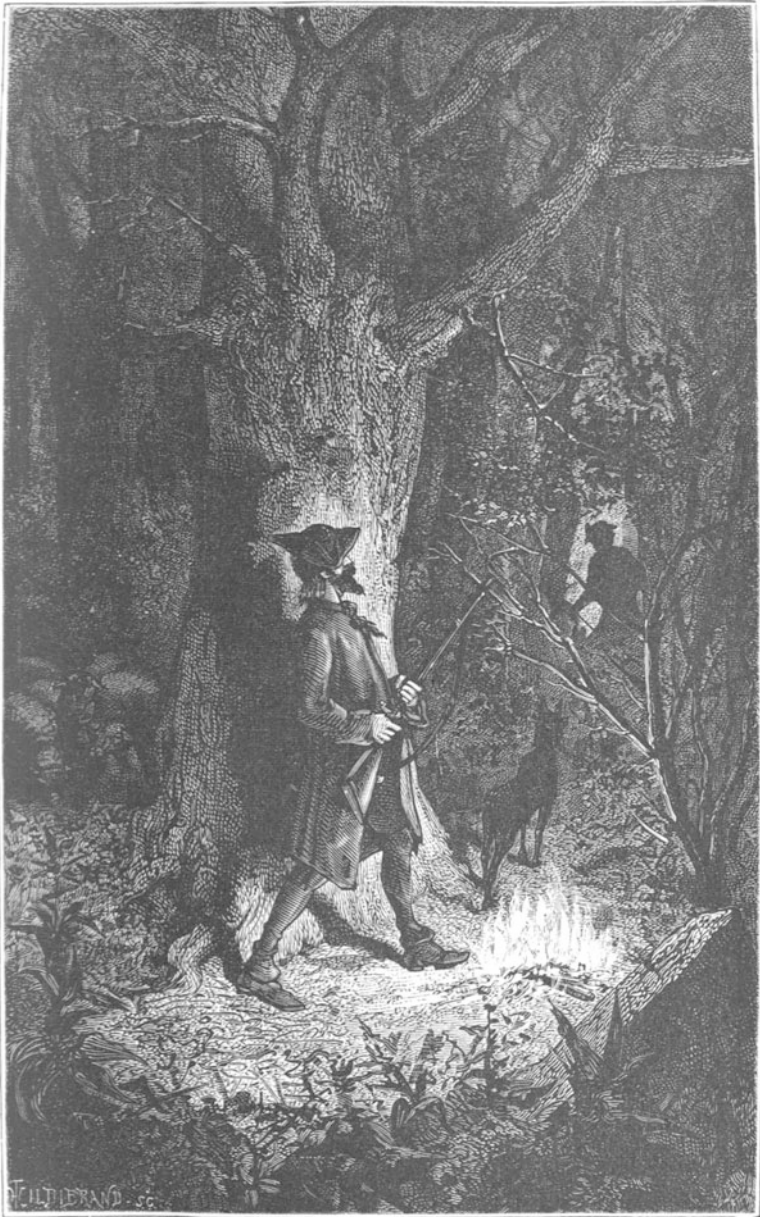
Was war zu thun? Nach reiflicher Überlegung entschloß sich Raul, in der Richtung nach Süden zu wandern und in der Nähe des Waldrandes weiter zu marschieren, bis er der gefährlichen Nachbarschaft entronnen sei; dann wollte er beflügelten Schrittes die Ebene durchheilen und suchen, nicht von Osten, sondern von Süden oder vielleicht gar von Westen her das Ziel seiner gefahrrohenden Wanderung zu erreichen. Allein die Aufgabe war doch schwerer, als er es gedacht hatte; so oft er einen Blick über die Ebene gewann, wahrte er die feindlichen Posten — einzelne Soldaten und hier und da größere oder kleinere Abteilungen. Immer wieder mußte er sich in den Wald zurückziehen, und auch hier wäre er beinahe den Feinden in die Hände gefallen.

Sorglos und schnellen Schrittes auf dem weichen Moosboden dahingehend, wurde er plötzlich durch ein leichtes Geräusch vor sich aufgeschreckt; er lauschte und sah in einiger Entfernung einen englischen Wachtposten im Walde selbst unweit desselben lagerte eine Schar von acht bis zehn Mann. Raul warf sich alsbald platt auf den Boden, und diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn die Schildwache sah sich aufmerksam nach allen Seiten um; wahrscheinlich hatte sie das Knarren der Schritte gehört oder das Rauschen der Gebüsch, welche der Depeschenträger beiseite biegen mußte. Lange lag Raul unbeweglich; erst nach geraumer Zeit konnte er wagen, weiter zu kriechen. Ein Glück war es, daß er keine hellen Kleider trug, die ihn bemerkbar machten — es gelang ihm, unangefochten zu entweichen und wieder tiefer in den Wald einzudringen. Erst nach etlichen Stunden wagte er es, sich wieder dem Rande des Dickichts zu nähern.



Raul gewahrt englische Posten.

Der Abend kam herbei. Noch immer ließ sich kein Ausweg wahrnehmen. Gaudry wendete sich jetzt mehr dem Innern des Forstes zu, um sich ein passendes Lagerplätzchen zu suchen, wo er ungefährdet ruhen konnte. Auf einmal war es ihm, als sähe er zwischen den Stämmen hindurch ein Feuer schimmern; unwillkürlich wandte er sich um und eilte in der entgegengesetzten Richtung davon. Doch faßte er sich bald wieder und entschloß sich, ehe er die Flucht ergriffe, erst die Sachlage genau zu untersuchen. Vorsichtig von Baum zu Baum huschend und stets geduldig abwartend, ob er nicht bemerkt worden, stand er endlich an einer Waldeslichtung, die sich bequem überblicken ließ. Am Fuße einer hundertjährigen Eiche brannte lustig ein flackerndes Feuer, mit seinem roten Scheine die kraftvolle Gestalt eines härtigen Mannes beleuchtend, welcher einige Schritte davon auf einem Baumstumpfe saß; eine Flinte zwischen den Beinen haltend, schaute er nachdenklich in die Flamme. Zu seinen Füßen kauerte ein spitzohriger Hund, und etwas weiter hinter ihm drängte sich eine kleine Herde Schafe dicht aneinander.



„Wer da? Freund oder Feind?“

Raul überlegte noch, was er thun sollte, und weshalb wohl der Schäfer mit seiner Herde das dichtere Gehölz aufgesucht, als mit einem Male der Hund aufsprang und mit wütendem Gebell nach der Seite rannte, von welcher Raul sich näherte; zugleich erhob sich der Bärtige, spannte den Hahn seiner Flinte und rief: „Wer da? Freund oder Feind? Heraus aus dem Versteck, sonst schicke ich dir eine Kugel zu, und wenn sie fehlt, reißt dich mein Tyrann zusammen!“

Mit einem Sprunge stand Raul in der Lichtung, und indem er den wütenden Hund abwehrte, antwortete er: „Ich bin ein verirrter Wandersmann, kein Feind, wie Ihr gleich sehen werdet, wenn der Hund mich näher kommen läßt.“

„Kusch dich, Tyrann!“ rief der Schäfer seinem Hunde zu, und dieser legte sich sogleich knurrend bei den Schafen nieder; Raul aber trat vor, und als er, von dem Lichte der Flamme beschienen, vor dem Hirten stand, sprach dieser gutmütig und beruhigt: „Jedenfalls seid Ihr kein gefährlicher Feind. Aber wer seid Ihr? Woher kommt Ihr?“

„Ich bin ein Kanadier“, erwiderte Raul, „komme von Windham, wo ich bei Meister Smithson im Dienst war, und gehe nach Albany. Da ich den kürzesten Weg nach Danbury nehmen wollte, verirrte ich mich in diesem Walde, und als ich dies Feuer erblickte, eilte ich darauf zu, um mich wieder zurechtweisen zu lassen.“

„Ich kenne Smithson“, sagte der Schäfer mit mürrischem Tone, „er ist ein rechtschaffener Mann und guter Patriot, aber ich begreife nicht, wie er unter solchen Verhältnissen zugeben konnte, daß Ihr diesen Weg einschlugt? Seid froh, daß Ihr Euch in dem Walde verirrt habt, denn ehe Ihr nach Danbury gekommen wäret, hätten die Engländer Euch aufgefangen, und ich kann mir nur zu gut denken, was sie mit Euch angefangen hätten. Das Beste ist, Ihr kehrt wieder zu Smithson zurück und verschiebt Eure Reise bis auf ruhigere Zeiten. Wenn das Schwert regiert, wenn der Feind Häuser niederbrennt und allerorten Blut vergossen wird, bleibt man am besten zu Hause.“

„Was können mir die Engländer anhaben?“ entgegnete Raul. „Ich bin doch kein Soldat?“

„Soldat oder nicht, was kümmert's diese verruchten Räuber!“ rief der Hirte mit Heftigkeit. „Diese Glenden möchten am liebsten jeden freiheitsliebenden Menschen vom Erdboden vertilgen! Vor wenig Tagen noch hatte ich in der Ebene eine nette, warme Hütte, wohl gedeckt, mit gutem Hausrat versehen, daneben in einem Pferche zweihundert Schafe, die schönsten, fettsten weit und breit. Da kamen die Rottröcke. Ich war bei ihnen als amerikanischer Patriot schlecht angegriffen, sie brannten meine Hütte nieder und raubten meine Herde; mit Mühe konnte ich mein Leben und diese zwanzig Lämmer hierher retten. Jetzt treibe ich mich ohne Obdach in diesen Wäldern verborgen umher und habe nicht eine Stelle mehr, wohn ich mein Haupt legen kann! O, diese schändlichen Raubgesellen!“ Wild ballte der Bärtige die Faust, hob sie drohend in die Höhe und fuhr dann fort:

„Ich gehe in diesen Tagen auch nach Windham, um meine Schafe dort zu verkaufen; aber wenn ich alles, was mir noch geblieben ist, zu Geld gemacht habe, dann sollen sie mich wiedersehen, diese Mordbrenner! Dann stehe ich mit meiner Büchse im Vordertreffen bei den Aufständischen!“

Raul faßte seine Hand mit Wärme und sprach: „Ich sehe, daß ich Vertrauen zu Euch fassen darf! Verzeiht, wenn ich Euch eine Unwahrheit sagte.“ Und als der Schäfer die Stirn runzelte, einen Schritt zurücktrat und seine Flinte wieder ergriff, setzte jener schnell hinzu: „Ich bin ein Soldat der Armee, welche der König von Frankreich zur Unterstützung der Amerikaner herüber gesandt hat. Der Graf von Rochambeau, unser oberster Heerführer hat mich beauftragt, eine Depeche dem General Washington zu überbringen, welcher gegenwärtig in Westpoint steht. Helft mir, Freund, durch die englischen Linien zu kommen, und glaubt mir, daß Ihr der Sache der Freiheit einen guten Dienst erweisen und die Armee vielleicht vor Unglück und großem Schaden bewahrt haben werdet.“

„Warum soll ich das glauben?“ fragte der Schäfer im Tone des Zweifels und des Mißtrauens.

„Ich schwöre Euch, daß ich die Wahrheit sagte“, erwiderte Raul, aber in dem Tone seiner Stimme lag so viel Ehrlichkeit, daß der Hirt sich sogleich beruhigte, die Flinte neben sich stellte und sich niedersetzte. Indem er den Fremdling mit einer Handbewegung einlud, ein Gleiches zu thun, sprach er:

„Wenn Ihr nach Westpoint wollt, müßt Ihr über den Hudson setzen, das ist unumgänglich.“

„Sind wir noch weit von dem Flusse?“

„Etliche Stunden Weges.“

„Dann bitte ich Euch dringend, zeigt mir den Weg; ich darf keinen Augenblick mehr verlieren.“

Der Schäfer überlegte; nach einigen Minuten des Nachdenkens ergriff er wieder das Wort und sprach: „Ich will etwas noch Besseres thun, ich will Euch begleiten. Da Ihr im Lande unbekannt seid, könntet Ihr einer englischen Streifwache stracks in die Hände laufen. Auf Tyrann kann ich mich verlassen; er bleibt hier und hütet einstweilen die Schafe, solange ich ausbleiben werde; er versteht sich auf das Geschäft und läßt keines der Tiere durchgehen. Doch, wir müssen uns beeilen; ich möchte vor Tagesanbruch wieder zurückgekehrt sein; denn wenn mich die Rottröcke in der Ebene erreichten, wäre ich verlesen.“

„Also, brechen wir sogleich auf!“ sprach Raul entschlossen. Der Schäfer prüf seinem Hunde, der alsbald herbeisprang und aufmerksam laufend sich vor ihn hinstellte: „Tyrann, du bleibst hier und bewachst die Herde“, befahl sein Herr, „und — hörst du! — lässest niemand herankommen!“ Dann warf er seine Flinte über die Schulter und eilte mit großen Schritten durch die Richtung einem Waldpfade zu. Raul folgte ihm.

Nach einer halben Stunde traten sie aus dem Walde heraus und überschauten die Ebene, in der sie die Nachtfeuer der Engländer flackern sahen. Vorsichtig den nächstgelegenen ausweichend, eilten sie stumm vorwärts und standen endlich vor einem steilen Abhange, an dessen Fuß die breite Wasserfläche des Hudsons glitzerte. Allein dieser Abhang war so schroff abfallend, daß Raul sich sagte, es sei unmöglich, da hinunter zu klettern. Der Führer erriet seine Gedanken, geleitete ihn noch ein Stück seitwärts und zeigte ihm da eine spaltartige Schlucht, welche wahrscheinlich einmal von abströmenden Wassermassen in das Gestein gerissen worden war.

„Das ist der Weg“, sprach er. „Ich kann freilich nicht sagen, daß er gut ist, aber ich habe ihn wohl hundertmal ohne Unfall zurückgelegt. Steigt langsam nieder, seht Euch vor, oder vielmehr fühlt, wohin Ihr tretet. Ihr werdet bald unten sein. Am Ufer angekommen, folgt dem Laufe des Flusses, das entfernt Euch von den Engländern und bringt Euch Westpoint näher. Ohne Zweifel findet Ihr dann irgendwo ein Fischerboot, das Euch hinüber nach dem andern Ufer schafft. Einmal drüben angekommen, könnt Ihr in einer halben Stunde vor Westpoint stehen. — So! Nun lebt wohl, guter Bursche; ich muß eilen, wieder zu meiner Herde in den Wald zu kommen!“

„Ich danke Euch tausendmal“, sagte Raul und drückte dem Scheidenden die Hand. „Ihr seid ein wackerer Mann und habt mich treulich gefördert.“ Hierauf begann er das gefährliche und beschwerliche Niedersteigen durch die Schlucht. Vorsichtig fühlte er sich mit den Füßen zurecht, hielt sich an allen Vorsprüngen und Ausbiegungen fest, klammerte sich bald hier, bald da an ein Strauchwerk; so kam er schneller und besser hinunter, als er erwartet hatte. Jetzt befand er sich auf einem schmalen, sandigen Uferrande zwischen dem steilen Abhange und den Wassern des Flusses. Das jenseitige Ufer ließ sich nur undeutlich als eine schwarze Linie erkennen.

Wie ihn sein Führer angewiesen, folgte Gaudry der Wasserstraße stromabwärts. Allein er hatte wieder eine Stunde Weges zurückgelegt und noch kein Fischerboot erblickt, das ihn übergesetzt hätte. Nun war er so müde geworden, daß er nicht mehr weiter marschieren konnte. Er wäre doch so gern vor Tagesanbruch auf dem jenseitigen Ufer gewesen; er wußte, daß er sich erst drüben in Sicherheit befinden werde, und daß er diesseits noch immer von den Engländern aufgegriffen werden konnte; seine Beine trugen ihn jedoch nicht weiter, er mußte wenigstens ein Stündchen ruhen. Und so streckte er sich denn auf den weichen Sand aus. — Ach, wie wohl that ihm die Ruhe! —

Schon nach Verlauf einer guten halben Stunde fühlte er sich neu gestärkt und schickte sich an, seinen Weg wieder fortzusetzen. Doch — horch! Was war das? Er vernahm ein Geräusch, wie von Schritten und Stimmen, die sich näherten und immer deutlicher hörbar wurden.

Rasch eilte er zu dem steilen Abhang und verkroch sich da hinter ein paar herabgestürzte, mit Gesträuch bewachsene Erdklumpen. Hier durfte er sich für wohl verborgen halten und konnte doch sehen und hören, was in nächster Nähe vorging.

Skaum befand er sich in seinem Versteck in Sicherheit, als er eine englische Streifwache gewahrte, welche, das Gewehr auf der Schulter, den Fluß entlang marschierte. Etwa zehn Schritte vor der Patrouille gingen einige Offiziere dahin, welche sich laut miteinander unterhielten.

„Es war nicht klug, die Laterne auszulöschen“, sprach der eine; „ich sehe nicht ein, wozu ein Spaziergang im Dunkeln dienen kann.“

„Und doch bleibe ich dabei, daß es so besser ist“, entgegnete der zweite. „Unser Licht hätte die Aufmerksamkeit der amerikanischen Wachtposten erregen können, welche, wie ich fürchte, das jenseitige Ufer überwachen; diese Bursche haben Boote zur Hand, sie hätten unsre Spur verfolgen und uns unter sicherer Deckung leicht wegblasen können. Bei dem Kommandanten traf die Nachricht ein, daß Major André leider gestern gefangen wurde, und ich zweifle, ob wir irgend etwas thun können, ihn vor dem Zorne Washingtons zu retten. Aber es scheint, daß der andre noch zu rechter Zeit das Weite gesucht hat. Unsrer Patrouillen durchstreifen die ganze Umgegend, um ihn aufzunehmen und gegen Verfolger zu schützen.“

Die Offiziere schritten, ohne anzuhalten, den Fluß weiter hinab; Raul hörte nichts mehr. Aber was er vernommen hatte, beunruhigte ihn. Was ging hier vor? Wie stand es um die Gefangennahme des Majors André und wie um die Flucht des „andern“, für den die Engländer so großes Interesse kundgegeben hatten?

Haudry ahnte Schlimmes im Hinblick auf diese geheimnisvollen Vorgänge; ihn selbst umringten Gefahren von allen Seiten. Schritt er stromabwärts, nach Westpoint zu, so mußte er der englischen Patrouille in die Hände fallen; wandte er sich stromaufwärts, so geriet er wieder in die Nähe der feindlichen Linien. Als einziger Ausweg winkte ihm der Hudson. Aber wie ließ sich ohne Boot das jenseitige Ufer erreichen? Ihn zu durchschwimmen, war ein überaus gewagtes Unternehmen, denn der Fluß war hier gewissermaßen schon ein Meeresarm. Die breite Wasserfläche war in dieser Jahreszeit eisig kalt und täglich von Ebbe und Flut heimgesucht. Raul hatte daheim für einen ausgezeichneten Schwimmer gegolten; er hatte sich oft eine Stunde lang in den Fluten des Cher getummelt und wegen seiner absonderlichen Kunstfertigkeit eine gewisse Berühmtheit in der Umgegend erlangt — dennoch blickte er mit höchster Besorgnis auf die Breite des reißend dahinströmenden Gewässers.

Als er unter steigender Erregung das Ufer entlang wanderte, gewahrte er, um einen Felsenvorsprung biegend, einen dunklen Gegenstand am Gestade hin und her schwanken; er trat näher und stand nun zu seiner unaussprechlichen Freude vor einem jener schmalen Boote von Birkenrinde, deren sich die kühnen amerikanischen Fischer bedienen. An einen Pfahl gebunden, schaukelte es hin und her.

Es befand sich freilich in einem durchaus ungenügenden Zustande und war zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Dessenungeachtet mußte es kürzlich noch gebraucht worden sein, denn es lagen noch die beiden Ruder darin.

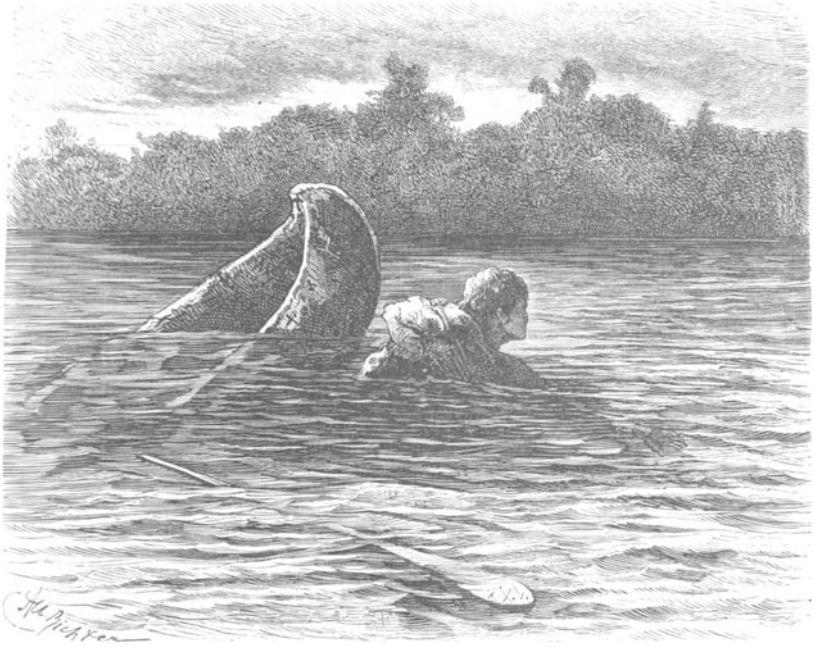
Es galt, rasch einen Entschluß zu fassen. Als bald kniete er nieder, schöpfte, so gut er es vermochte, mit beiden Händen das eingedrungene Wasser aus dem Boote, sprang dann entschlossen in das zerbrechliche Fahrzeug, ergriff die Ruder und stieß ab vom Ufer. Aber das jenseitige Gestade zu erreichen, war eine schwierige Aufgabe, und der Versuch der Überfahrt konnte mit dem Untergange enden. Der Fluß zeigte eine so reißende Strömung, daß das Schifflein mit unwidertreiblicher Gewalt immer weiter abwärts trieb. Oft schwankte und wirbelte es sehr bedenklich, und mehrmals schien es umschlagen zu wollen.

Endlich, endlich, nach außerordentlichen Anstrengungen hatte Raul das eigentliche Fahrwasser durchschnitten und näherte sich nun etwas schneller und sicherer dem andern Ufer, das sich schon im Morgengrauen deutlich erkennen ließ.

Aber — o Entsetzen! — das Boot füllte sich zusehends mit Wasser; ohne Zweifel war irgendwo ein neuer Leck entstanden, das nasse Element drang schnell und immer schneller ein — — jetzt näherte es sich schon dem Rande — nur noch wenig Minuten und das Schifflein mußte sinken.

Eine Wahl gab es nicht mehr — Raul war gezwungen, sich in das eijige Wasser zu stürzen und zu versuchen, schwimmend das Ufer zu erreichen. Übrigens machte ihm dieses geringe Sorgen, war er doch öfter bei Chaumont über die ausgetretene Loire geschwommen — so weit war es hier nicht mehr bis hinüber. Also mutig ans Werk! Schnell legte er seine Oberkleider ab, rollte sie zu einem kleinen Päcklein zusammen und schnallte dieses mit seinem Ledergürtel fest auf seinen Rücken, wobei er wohl darauf achtete, daß derjenige Teil des Rockes, in welchem die Depesche des Generals eingenäht war, obenhin zu liegen kam. Dann, als das lecke Boot wirklich sank, glitt er in die Flut und durchschnitt mit kräftigen Armen und Füßen die Wasserfläche. Aber trotz alles festen Willens ging es doch anders, als er erwartet hatte; einesteils war die Entfernung eine weit größere, als es ihm geschienen, und dann ward die eijige Kälte des Wassers immer empfindlicher.

Zehn Minuten hatte er mit voller Kraft sich durchgearbeitet, da ging es nicht mehr. Sobald er aber in seinen Bewegungen nachließ, fühlte er eine Art Erstarrung, und er sah sich genötigt, trotz aller Erschöpfung weitere Schwimmversuche zu machen, schon um sich einigermaßen zu erwärmen. Aber die letzten Kräfte schwanden dahin; seine Beine wurden steif und versagten jeden Dienst, er konnte nur noch die Arme bewegen und schließlich kaum noch mit seinen Händen plätschern! Immer tiefer sank er nieder — da stieß er mit dem einen Fuße an scharfes Gestein so heftig, daß er laut schrie vor Schmerz, aber — er hatte Boden erreicht — noch eine letzte Anstrengung — und er war am Lande. Durch die Kälte erstarrt, sank er nieder auf den Boden und regte sich nicht mehr . . .



Das Boot sank, und er glitt in die Flut.

Wäre Raul hier eine Stunde liegen geblieben, kalt, steif, durchnäßt, fast nackt, so würde er überhaupt nicht wieder aufgestanden sein. Doch er war ein junger, kräftiger, gesunder Bursche; bald wallte das Blut wieder schneller durch die Adern und er erwachte aus der Erstarrung. Erstaunt, befremdet blickte er um sich und rieb sich die Augen; denn er wußte anfangs nicht recht, was geschehen war; erst nach einiger Zeit erinnerte er sich deutlicher der Vorgänge der letzten Nacht. Er tastete sich an, blickte erschrocken umher — siehe, sein Päckchen mit dem kostbaren Dokumente war verschwunden. Ohne Zweifel hatte es sich, als er, im Niedersinken begriffen, gegen den Tod des Ertrinkens ankämpfte, von seiner Schulter losgelöst und war von den Wellen fortgetrieben worden.

Trostlos, verzweiflungsvoll die Hände ringend, stand Haudry, vor Kälte zitternd, da. Wozu hatte er nun sein Leben gewagt? unter Aufwendung seiner letzten Kräfte gegen den Tod angekämpft? Wozu hatte er alle die Mühsal und Gefahr der letzten Tage erduldet und überwunden?

Alles umsonst, alles vergebens! Langsam schlich er am Ufer hin, als müsse er das Verlorene wiederfinden. „Ich gehe nicht weg, bis ich es gefunden!“ rief er in höchster Erregung aus. Er schaute nochmals umher, jah, durchforschte mit

weit aufgerissenen Augen den Uferrand und das Gestein — und — war es Täuschung oder Wirklichkeit? — er entdeckte in der That bald an einem der Felsbrocken, die in großer Zahl zerstreut am Uferrand lagen, sein Bündelchen, das von den Wellen hierher getrieben worden war.

Hastig fühlte er nach dem Rockfutter — Gott sei Dank, die Depesche befand sich noch an ihrem Plage. In fieberhafter Hast legte er nun seine Kleider wieder an und entfernte sich eiligst. Nur durch eine heftige und andauernde Bewegung konnte er seinen Körper wieder erwärmen.

Ein schmaler, tief in den Boden einschneidender Fußweg, nicht unähnlich der Schlucht des jenseitigen Ufers, geleitete ihn hinauf in die Ebene. Die Anstrengung des Aufsteigens hatte ihm wohlgethan — er zitterte nicht mehr vor Kälte.

Ruhiger blickte er jetzt um sich; alle Gefahren lagen nun hinter ihm; die Engländer befanden sich auf der andern Seite des Flusses; diesseits stand er unter dem Schutze der Kanonen von Westpoint, er war in Freundesland und brauchte sich keine Sorge mehr zu machen.

In einiger Entfernung winkte ihm ein kleines Dorf, und ohne Besinnen schritt er auf das vorderste Gehöfte zu; denn jetzt hatte sich der Hunger eingestellt und der Rest seines Speisevorrates war in den Fluten zu Grunde gegangen. Doch wenn er ausruhen, sich sättigen und einen stärkenden Trunk bekommen konnte, dann ward es ihm auch wieder wohl und behaglich, und er konnte fröhlichen Mutes das letzte Stückchen Weges zurücklegen und seine teuren Briefschaften den Händen Washingtons überantworten. Wie froh klopfte ihm das Herz in dieser Erwartung!

Das vor ihm liegende Gebäude schien ein Wirtshaus zu sein. Die Thür stand offen, er trat ein und sah vor sich einen Saal, in welchem längs der Wand Tische standen, auf denen noch Teller und Flaschen zurückgeblieben waren — wohl von Reisenden, die am späten Abend oder vielleicht gar erst in der Nacht hier eingekehrt sein mochten.





Das Frühstück.

Benedikt Arnold.

1. Der Verrat.

An einem der Tische ließ Raul sich nieder, in der Hoffnung, daß jemand nach seinem Begehre fragen werde; aber niemand erschien zu seiner Bedienung. Der Erschöpfte machte sich nun mit einem leeren Glase mehrmals bemerkbar, bis sich endlich im Hintergrund der Stube eine Thür öffnete und eine alte Frau zum Vorschein kam.

„Liebe Frau“, redete sie Raul an, „ich habe mich verirrt, und da Guer Wirtshaus schon in so früher Stunde geöffnet ist, würde ich Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr mir etwas zu essen und zu trinken gäbet; ich sterbe fast vor Hunger.“ Ohne zu antworten, holte die Alte aus einem Schranke Brot und Teller mit kaltem Speck und setzte beides vor den Gast hin; dann nahm sie einen Krug, füllte ihn an einem hinten in der Ecke liegenden Fasse mit schäumendem Biere und stellte ihn schweigend neben den Teller.

Der junge Mann griff mit Heißhunger zu und ließ sich das Bier trefflich munden; die Wirtin saß schweigend am andern Ende des Tisches und strickte.

„Könnt Ihr mir nicht sagen“, fragte der Gast, als er reine Arbeit gemacht, „wie weit ich noch von Westpoint bin?“ Erstaunt blickte ihn die Frau mit großen Augen an, ohne ihre Lippen zu bewegen; schon dachte Raul, sie sei vielleicht stumm, als sie mit ganz eigenem Ausdrucke fragte: „Aber wollt Ihr denn nach Westpoint?“

„Ja gewiß!“ antwortete Raul.

Die Alte schüttelte den Kopf und wiederholte ihre Frage.

Haudry erschraf. Denn so oft er als Ziel seiner Reise Westpoint nannte, antwortete man ihm jedesmal im Tone des Erstaunens, ja fast des Erschreckens. Es mußte damit eine ganz eigne Bewandtnis haben.

„Westpoint ist der Endpunkt meiner Wanderschaft!“ sprach er, „wie ich Euch schon sagte. Was ist darin so Erstaunliches zu finden?“

Die Alte drehte ihren Kopf verlegen um, dann antwortete sie nach einer kleinen Weile, und man hörte ihr an, daß es ihr Überwindung verursachte, die Auskunft zu geben: „Westpoint liegt drei gute Stunden von hier, und wenn Ihr heute Morgen noch hinkommen wollt, dann brecht sogleich auf.“

Raul erhob sich sofort, bezahlte seine Schuld; da ihm aber die Verlegenheit der Frau doch auffällig geworden war, so stieg in ihm der Gedanke auf, es könnte ihm abermals eine Gefahr drohen. Er nahm daher nochmals das Wort: „In diesen Kriegszeiten sind die Wege unsicher, und obwohl mir nichts zu nehmen ist, so möchte ich doch nicht englischen Blünderern in die Hände fallen. Glaubt Ihr, daß ich vielleicht solchen oder einem Streifkorps auf meinem Wege begegnen könnte?“

„Ich weiß nicht“, antwortete die Wirtin mit zitternder Stimme; „aber ich beschwöre Euch, fragt nicht lange, junger Mann, brecht lieber ohne Zögern auf! Fort, fort, um Gotteswillen fort!“

Höchlichst betroffen, griff Raul nach seinem Hute. „Ich danke, liebe Frau, für Euren guten Rat“, sprach er, Abschied nehmend, indem er sich schnell nach der Thür wandte. Aber in demselben Augenblicke erschollen von draußen feste Tritte und beunruhigt sprang Haudry in die hinterste Ecke des Zimmers.

Die Thür ging auf und auf der Schwelle erschien ein großer Mann von stolzer Haltung. Er trug einen dreieckigen Hut mit breiter Goldborte und war in einen dunkeln Mantel gehüllt. Als er diesen aber abgelegt hatte, erkannte Raul die blaue amerikanische Uniform mit den Abzeichen des höhern Offiziersranges. Beinahe hätte er einen Freudenschrei ausgestoßen, als er über die Person des Fremden zur Gewißheit gelangte. Es war niemand anders als der berühmte General Benedikt Arnold, welchen Raul in Hartford an Washingtons Seite gesehen hatte — Arnold, der Held von Kanada.

Der Jüngling, der soeben noch vor unbekanntem Gefahren gezittert hatte und nicht wußte, ob es ihm gelingen werde, seinen Auftrag auszuführen, glaubte sich jetzt plötzlich von jeder Sorge befreit. Er sah sein Werk gelungen und war so sehr außer sich vor Freude, daß er alle militärischen Formen vergaß, schnell vortrat und überglücklich ausrief; „O, Herr General, Sie sind mir von Gott gesandt!“

Arnold, welcher eben leise mit der alten Wirtin gesprochen hatte, drehte sich bei diesen Worten schnell um, als sei er von einer Giftschlange gebissen worden; seine Augen schleuderten Blitze, und indem er gegen den jungen Mann vorschritt, sprach er gereizt: „Wer seid Ihr? Was fällt Euch ein, mich so anzureden?“

Raul glaubte kindlicher Weise, er sei von dem General erkannt worden, und dieser sei darum so in Zorn geraten, weil sich ein Untergebener, ein Tambour, unterstanden hatte, ihn so ohne weiteres anzusprechen; er stellte sich also sogleich in Positur, grüßte militärisch und sprach:

„Verzeihung, Herr General, wenn die Umstände, das Überraschende dieses Zusammentreffens mich haben meine Pflicht vergessen lassen. Ich heiße Raul Haudry, Tambour im französischen Regiment Royal-Luvergne, in diesem Augenblicke von meinem Obersten, dem Herrn Baron de l'Éstrade beurlaubt, um dem Herrn General Washington eine Botschaft des Grafen von Rochambeau zu überbringen.“

„Ah, so?“ entgegnete Arnold mit völlig veränderter süßer Stimme. „Ich konnte unter dieser Verkleidung einen Boten des Grafen Rochambeau nicht vermuten.“

„Trotz dieser Verkleidung, Herr General“, fuhr Raul fort, „ist es mir doch sehr schwer gewesen, die feindlichen Linien zu passieren; es ist Ihnen ja ohne Zweifel nicht unbekannt, daß die Engländer die Straße von Newport nach dem Hudson besetzt halten.“

„Ich weiß dies“, sprach Arnold. „General Washington erwartete schon seit einiger Zeit diese Mitteilung und es war ihm sehr unangenehm, daß er sie nicht vor seiner Abreise von Westpoint noch erhielt.“

„Der General Washington hat Westpoint verlassen?“ rief Haudry entsetzt. „O, ich bitte Sie, Herr General, mir zu sagen, wo der Obergeneral sich in diesem Augenblick befindet, denn ich habe Befehl, ihn ohne Säumen aufzusuchen.“

„Es ist mir nicht gestattet, Euch den Ort zu nennen“, erwiderte Arnold, „aber vor seiner Abreise hat er mir ausdrücklich aufgetragen, alle für ihn aus dem französischen Lager kommenden Depeschen in Empfang zu nehmen und sie ihm womöglich selbst zu übermitteln. Ich werde ihm also den Brief, welchen Ihr zu überbringen habt, sofort durch einen meiner Offiziere zuschicken.“

„Unmöglich, Herr General“, sprach Raul ehrfurchtsvoll, aber mit festem Tone, „die Instruktion, welche mir geworden, ist sehr bestimmt; ich darf die Depesche, welche ich bei mir trage, nur persönlich dem General Washington überreichen.“

„Wißt Ihr nicht, wer ich bin, daß Ihr so an meinem Worte zweifelt?“ fragte ungeduldig der andre.

„Ich kenne Sie sehr wohl, mein Herr“, entgegnete Raul; „ich habe Sie am 18. September in Hartford gesehen, Sie sind der Herr General Arnold.“

„Also werdet Ihr wohl begreifen, daß meine Verantwortlichkeit hinreichend ist, die Curige zu decken, und ich fordere Euch auf, mir die Depesche zu übergeben.“

„Aber“, stammelte Raul — doch Arnold ließ ihn nicht aussprechen und fuhr mit Heftigkeit fort: „Gehorcht oder ich lasse Euch das Papier mit Gewalt abnehmen!“

„Ich gehorche, Herr General“, sprach der Tambour, „aber ich verlange, daß Sie dem Herrn Grafen von Rochambeau Mitteilung davon machen, wie ich nur auf Ihren ausdrücklichen Befehl von der mir erteilten Ordre abgewichen bin.“ Damit zog er ein Messer aus der Tasche, schnitt das Futter seines Rockes auf, nahm den Brief heraus und überreichte ihn dem General.

„Gut“, sagte dieser, griff gierig zu und schickte sich ohne weiteres an, das Schreiben zu erblicken.

„O, Herr General . . . Habe ich Ihnen nicht gesagt“, rief Raul erschrocken, „daß das Schreiben nur an den General Washington gerichtet ist?“

„Ja, ja, es ist schon recht“, warf Arnold leicht hin und schob den Brief in die Tasche. „Doch wartet hier einen Augenblick, ich will Befehl geben, daß man für Euch sorgt.“

Damit wandte er sich gegen die Thür; im Umdrehen gewahrte er aber die Wirtin, welche stumm in einer Ecke saß und noch immer strickte.

„Was thut die Alte hier?“ herrschte er sie heftig an. „Mache Sie, daß Sie hinauskommt, man kann Sie hier nicht brauchen!“ Die Frau ging hinaus, ohne eine Silbe zu erwidern; aber im Vorbeigehen blickte sie Raul voll Theilnahme an, so daß in diesem unverzüglich der Gedanke erwachte, sie sei um ihn besorgt.

Arnold hatte die Stube verlassen. Raul, jetzt allein, ward von einer unerklärlichen Besorgnis überwältigt, so daß er sich unwillkürlich nach einem zweiten Ausgange umsah. Er hatte das unbestimmte Gefühl, es sei das Beste, wenn er sich durch die Flucht in Sicherheit brächte. Indes hielt er gleich nachher seine Angst



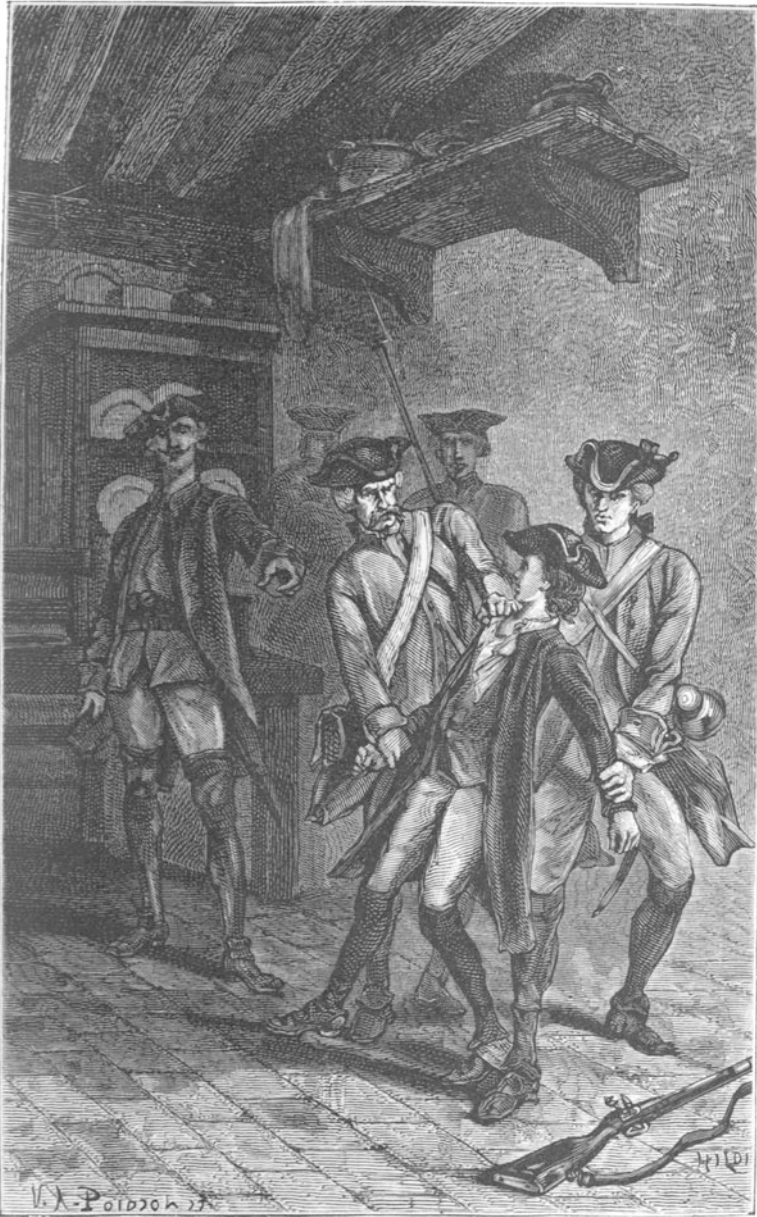
Kenntnisnahme vom Inhalte des Briefes an Washington.

doch für lächerlich; was konnte er von dem treuesten Gefährten Washingtons zu befürchten haben? Daß General Arnold sich überaus sonderbar benommen hatte, stand allerdings fest, doch wurden ja mancherlei Anekdoten von dem eigenartigen, ja bizarren Charakter des Helden von Duebeck erzählt. Wahrscheinlich war er, durch die ungeeignete Weise, wie Raul sich ihm genähert hatte, verletzt und gereizt, dem jungen Mann so schroff und unfreundlich begegnet . . . Gaudry setzte sich wieder etwas beruhigter, die Rückkehr des Generals abwartend, nieder; doch konnte er die Angst nicht völlig verschrecken.

Jetzt erschallten schwere Schritte von draußen; die Thür ging auf, herein trat Arnold, und ihm folgten mehrere Soldaten, die Flinte mit aufgepflanztem Bajonett im Arm. Mit einem Sprunge fuhr Raul in die Höhe und eilte nach der hinteren Thür, durch welche sich die Wirtin ins Innere der Wohnung entfernt hatte — denn die Begleiter Arnolds waren ja Engländer, die Rottröcke Clintons! Aber der Tambour hatte den Ausgang noch nicht erreicht, da hatte ihn der Offizier schon eingeholt und am Arme gepackt: „Soldaten, ergreift diesen Jungen“, rief er, „und haltet ihn fest. Sorgt, daß er nicht entwischt!“

Vier starke Arme faßten den erschrockenen Raul so derb, daß er sich nicht rühren konnte. „Was soll das bedeuten?“ fragte er aufs äußerste betroffen.

„Das bedeutet“, sprach Arnold mit Nachdruck, „daß ich, der ich allein hier zu befehlen habe, dich im Namen Seiner Majestät, Georgs III., meines allergnädigsten Königs und Herrn, gefangen nehmen lasse als Spion im Solde von Feinden und Verrätern!“



Rauls Gefangennahme durch Arnold.
Eppel, Tambour und General.

Bei diesen Worten erbrach er das Siegel des an Washington gerichteten Briefes und überflog denselben mit gierigen Blicken. Starr vor Staunen und Entsetzen betrachtete ihn Kaul. Der Schlag war so unerwartet, so plötzlich und so vernichtend, daß er sich noch gar nicht zu fassen vermochte. „Es ist unmöglich“, sagte sich Haudry, „daß dieser Mann hier derselbe höhere Offizier ist, welchen ich in Hartford gesehen und welchen General Washington in so ehrender und auszeichnender Weise dem Grafen von Rochambeau vorstellte. Es kann nicht der Held von Kanada sein; er hat Ähnlichkeit mit ihm, und ich bin das Opfer einer Täuschung geworden.“ In diesem Gefühle wagte er ohne Besinnen die Frage:

„Herr General, entschuldigen Sie meine Frage: Sie sind gewiß nicht der Herr General Arnold, der Kommandant der amerikanischen Festung Westpoint?“

Und ohne Zögern entgegnete der Gefragte: „Ja, ich bin Benedikt Arnold, aber nicht mehr amerikanischer General, sondern durch die Gnade Seiner Majestät des Königs nunmehr Kommandierender in der britischen Armee.“

Da brauste Kaul auf in jugendlichem Zorne; ohne zu überlegen, was daraus würde, trat er ein paar Schritte vor, obwohl ihn die Soldaten bei den Armen hielten, und sprach: „Also nicht genug, Ihren Eid gebrochen, Ihr Vaterland verraten zu haben, mußten Sie Ihren Übelthaten auch noch den traurigen Ruhm hinzufügen, mir armen Burschen ein mir anvertrautes heiliges Gut und damit meine Ehre zu rauben, die mir höher steht als mein Leben. O, wie niederträchtig!“

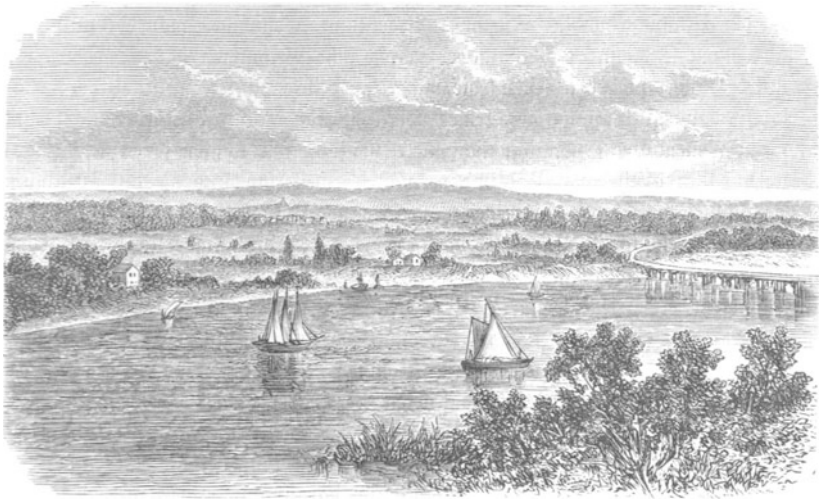
Bleich vor Wut riß Arnold eine seiner beiden Pistolen aus dem Gürtel und legte auf Kaul an; aber dieser ließ sich, leidenschaftlich erregt, dadurch nicht einschüchtern; erbarmungslos fuhr er fort und rief:

„Sie können mich töten und Ihre Treulosigkeit auch noch durch das Verbrechen eines Mordes krönen; aber Sie können es nicht verhindern, daß ich Sie, bevor ich sterbe, einen Feigling nenne . . .“ Und mit gellender Stimme fügte er hinzu: „Einen schändlichen Verräter!“ Zitternd vor Erregung über die Beschimpfung, welche ihm im Beisein von Untergebenen ins Antlitz geschleudert worden war, trat Arnold einen Schritt vor, um dem Beleidiger sicherer den Schädel zerschmettern zu können; plötzlich aber warf er seine Waffe wütend auf den Tisch und befahl den Soldaten:

„Bindet den Knaben, knebelt ihn, steckt ihm ein Tuch in den Mund, daß ich die Schlange nicht mehr zischen höre. Für mich schickt es sich nicht, meine Hand an einen Spion zu legen. Das ist Profosnarbeit!“

Während Kaul weggebracht wurde, las der General noch einmal mit etwas ruhigerem Blute die weggenommene Depesche; dann sprach er überlegend zu sich:

„Ich hätte doch etwas klüger vorgehen müssen. Es fehlen zwei Worte, und ohne diese ist für uns der ganze Brief wertlos. Die beiden Namen weiß ohne Zweifel der Knabe und sollte sie mündlich ausrichten; es liegt nun alles daran, sie zu erfahren. Ich war zu hitzig. Übrigens werde ich sie schon aus dem Burschen herauskriegen, wenn der erste Zorn verraucht ist; es gibt Mittel, die Zunge zu lösen.“



Westpoint.

Westpoint liegt auf dem hohen und steilen westlichen Ufer des Hudson an einer Stelle, wo dieses Ufer unzugänglich ist; ein großer, breiter Felsen ragt, überhängend über die Fluten des gewaltigen Stromes, aus dem schroffen Abhange empor; hier hatte Washington die Citabelle der kleinen Festung errichtet.

Dem sichern Blicke des Feldherrn war es nicht entgangen, daß sich an dieser Stelle ein uneinnehmbarer Stützpunkt für die amerikanischen Streitkräfte gewinnen lasse; von der Wasserseite war ein Angriff ganz undenkbar, nach der Landseite hin ward der Ort mit einem Halbkreise von Befestigungen umgeben, die mit einer großen Anzahl schwerer Geschütze versehen wurden, und da, wo diese Werke im Norden und Süden an den Fluß stießen, erhoben sich starke und ausgebehnte Bastionen, bei deren Erstürmung ein ganzes Heer zu Grunde gehen konnte.

War von Natur schon dieser Platz der Anlegung einer Festung im hohen Grade günstig, so hatte ihn die Berechnung und Kunst der Menschen nun uneinnehmbar gemacht. Damit die englischen Kriegsschiffe nicht von New York aus den Hudson hinauffahren und mit ihren weittragenden Kanonen die Festungswerke zerstören, Westpoint mit glühenden Kugeln in Schutt und Trümmer legen könnten, hatte Washington eine ansehnliche Strecke unterhalb des Städtchens eine schwere, starke Eisenkette über den Fluß spannen lassen, so daß nur kleine, flache Fahrzeuge stromaufwärts fahren konnten, nicht aber große Kriegsschiffe.

Nachdem der Platz auf diese Weise vollständig gesichert worden war und man keine Sorge zu hegen brauchte, daß er je in die Hände des Feindes fiel, wurden sämtliche Vorräte an Lebensmitteln, Kleidung und Waffen für die amerikanischen Truppen hierher gebracht und der Ort dergestalt zum militärischen Mittel-

punkt der Union gemacht. Die hohe Bedeutung Westpoints war Freund und Feind einleuchtend, und die Engländer sagten sich: Bekommen wir diesen Platz in unsre Hände, so haben erstens die Amerikaner ihre sicherste militärische Stütze verloren; dann ist Washingtons Armee von dem französischen Hilfskorps getrennt und eine gemeinsame Operation nicht mehr möglich; wir können jedes der beiden Heere für sich allein angreifen und vernichten; weiterhin sind die aufständischen Neuengland-Staaten von Carolina und den andern südlich gelegenen Kolonien abgeschnitten; endlich ist New York von einer steten Bedrohung erlöst. Der Kommandant muß jetzt Tag und Nacht einen Überfall befürchten und kann nicht mehr teilnehmen an der Kriegführung — kurz: wenn Westpoint in unsre Gewalt gelangt, wird der Kampf bald beendet sein. In anbetracht dieser Umstände entschied daher Clinton: „Wir müssen dieses Nest bekommen, koste es, was es wolle; der Platz ist uneinnehmbar für den bewaffneten Arm, aber nicht für die Zunge; mit eisernen Kugeln bezwingen wir Westpoint nicht — probiren wir es mit goldenen. Mut und Tapferkeit sind hier vergebens; nur die List kann helfen. Versuchen wir es, einen Verräter zu finden; es kommt nur darauf an, etwas mehr Geld zu bieten und einen hohen Preis zu bewilligen. Wer kommandiert jetzt in Westpoint?“

„General Arnold“, antwortete ein Offizier. „Unsre Spione haben die Nachricht gebracht, daß Washington nach Massachusetts gegangen ist, wahrscheinlich um neue Truppen auszuheben; vielleicht verfolgt er auch einen Plan bezüglich Bostons, das weiß man aber nicht. An seiner Stelle kommandiert jetzt Arnold in der Festung.“

„Gut“, erwiderte Clinton, „suchen wir also diesen zu gewinnen.“

„Arnold?“ riefen erstaunt die Offiziere. „Benedikt Arnold? Den sogenannten ‚Helden von Kanada?‘ Er ist einer unsrer allergefährlichsten Gegner. Das ist unmöglich, Erzellenz; der verkauft Namen und Ehre nicht! Außer Washington selbst ist nur noch der verwünschte Deutsche, der vermalebeite Steuben, von größerem Gewichte. Hätte den der Himmel auf der Überfahrt im Meere umkommen lassen, dann stände es besser um uns! Dieser Preuße hat uns schon viel geschadet. Ohne ihn hätten wir die Schlacht bei Monmouth gewonnen; General Lee lief schon, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, da rast dieser deutsche Bär heran, stellt den Kampf wieder her, und — wer die Prügel davontrug, das waren wir.“

„Nun, ein Bär ist er gerade nicht“, warf einer der Offiziere ein. „Ich habe ihn bei Monmouth gesehen: er hatte eher Ähnlichkeit mit Mars, dem Kriegsgotte, als er auf seinem Rosse heransprengte.“

„Wo mag dieser Steuben sich jetzt aufhalten?“ fragte Clinton.

„Er ist mit Washington gen Boston gezogen“, lautete die Antwort.

„Meine Herren“, meinte ein Oberst, „nicht die Tapferkeit, der Mut, die Streit- und Keitfertigkeit Steubens verleiht dem Manne sein Gewicht in der Wagschale unsrer Feinde, sondern sein organisatorisches Talent. Er hat ein neues Heer geschaffen und gilt alles bei den Truppen. Solange er an ihrer Spitze steht, halten sie sich für unbefleglich.“

„Genug der Worte, meine Herren“, sprach jetzt Clinton. „Eins steht fest: Washington und Steuben sind weg von Westpoint, Arnold kommandiert dort — er muß gewonnen werden. — Kennt einer von Ihnen etwa Arnold persönlich?“

„Ich, Herr General“, sprach Major André, ein geborner Schweizer, der in englischen Diensten stand.

„Nun“, nahm Clinton wieder das Wort, „was sagen Sie dazu? Ist Arnold nicht vielleicht ehrgeizig? Oder wie ist ihm am sichersten beizukommen?“

„Herr General“, erwiderte André, „das ist eine Frage, auf welche mir die Antwort schwer fällt. Ich bin seit Jahren mit Arnold befreundet; erst der Krieg hat uns getrennt. Ich möchte ihm nichts Unehrenhaftes zumuten. Daß er auf die Seite der Rebellen getreten, ist zwar ein Unrecht, ein Irrtum von ihm, aber doch nichts Ehrloses, nichts Gemeines; wenn er aber die Sache, der er dient, für Gold verkaufte, wäre er ein verächtlicher Verräter und hätte den Strick verdient. Was übrigens seine Charakterchwächen betrifft: ehrgeizig ist er. Man will sogar wissen, er arbeite heimlich daran, Washington von seinem Posten zu verdrängen und sich selbst zum Höchstkommmandierenden zu machen.“

„Das genügt, Major“, sprach Clinton. „Wir wissen nun, woran wir sind. — Meine Herren, Sie sind entlassen; ich habe mit dem Major allein zu sprechen.“

Die Konferenz der beiden währte nicht lange; André erhielt Vollmacht, seinem ehemaligen Freunde bis zu 10 000 Pfund Sterling (200 000 Mark nach unserm Gelde) für den Übertritt auf die Seite der Engländer zu bieten, und sich sogleich am andern Morgen auf den Weg zu begeben. Bei den amerikanischen Vorposten angekommen, wehte er mit einem weißen Tuche zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnung, wurde durch eine Patrouille in Empfang genommen und auf seinen Wunsch vor den Kommandanten von Westpoint gebracht.

Soweit gekommen, befand er sich doch in großer Verlegenheit, wie er seinen Antrag vorbringen sollte. Denn er schämte sich, dem hochverehrten Benedikt Arnold eine Treulosigkeit zuzumuten; er fürchtete, daß ihm dieser ein verächtliches „Pfui“ ins Antlitz schleudern und ihn aus dem Zimmer hinauswerfen könne. Er begann also damit, seiner Freude Ausdruck zu geben, daß er einen alten Kameraden wiedersehe, und bedauerte, daß die Zeitereignisse und in deren Folge der leidige Krieg sie getrennt habe; dann fuhr er fort:

„Dieser Krieg ist ein großes Unglück, und eben aus diesem Grunde schickt mich General Clinton zu Ihnen, weil er weiß, daß ich mit Ihnen befreundet bin und Sie mir geneigtes Gehör leihen werden. Schon vier Jahre dauert der Kampf. Sehen Sie um sich, General, das Land ist verwüstet, Städte und Dörfer sind zerstört, Hütten und Scheunen in Asche gelegt, die Bevölkerung ist ausgezogen, verarmt, hat kaum noch das Allernötigste zum Leben, und noch ist keine Aussicht, wann der Krieg endigen soll. Über den Ausgang sind wir freilich nicht im geringsten in Zweifel; denn England gebietet über unererschöpfliche Hilfsmittel — der endliche Sieg kann den Truppen Seiner Majestät nicht fehlen.“

André hielt einen Augenblick ein und erwartete heftigen Widerspruch; aber Arnold schwieg, und ermutigt fuhr jener fort: „England will alles vergeben und vergessen, es möchte das Land wieder zufrieden und glücklich sehen, und General Clinton, der all das Elend täglich vor Augen hat, würde gern die Hand dazu bieten, daß alles wieder in das rechte Geleise zurückkehrte; aber Seine Excellenz sieht sehr wohl ein, daß die Amerikaner nicht nachgeben werden, solange ihnen noch die Hoffnung bleibt, ihre Sache triumphieren zu sehen. Solange sie noch das feste, nur schwer zu bewältigende Westpoint inne haben, werden sie nicht Frieden machen, und doch wäre dieses das Heilsamste für sie.“

Wieder machte er eine kleine Pause. Das erwartete stürmische Aufbrausen des Generals trat indes nicht ein; dieser sah regungslos, stumm und mit gespannter Aufmerksamkeit den Redner an. Mit einem gewissen Zagen fuhr dieser langsam fort, als fürchte er bei jedem Satze Arnold aufspringen zu sehen, um ihn ins Gesicht zu schlagen:

„Wenn wir Westpoint in Besitz bekämen, wäre das ein Segen für alle, dann müßte ja der Krieg bald zu Ende gehen; es würde nicht mehr des Landmanns Saat zerstampft, des Bürgers Eigentum zerstört werden — — und dieser Gedanke ist es, den ich Ihnen, General, näher bringen soll; Sie vermöchten es, den Kolonien Ruhe und Frieden wiederzugeben.“

„Das heißt mit andern Worten“, begann Arnold langsam, „ich soll Westpoint den Engländern ausliefern?“

André rückte etwas mit seinem Stuhle zurück, denn jetzt mußte der Zornesausbruch kommen; als dieser ausblieb, sprach er weiter: „Ja — Sie würden sich dadurch ein großes Verdienst um das ganze Land erwerben.“

Ohne sich länger zu befinden, ergriff jetzt Benedikt Arnold das Wort: „Major, lassen Sie uns nicht unnötige Worte machen; ich soll die Festung überliefern — was bietet mir der Feind dafür? Hier ist die Ware — welchen Preis offeriert man?“

Mit Abscheu und Verachtung hörte André diese Worte. War das der gefeierte Held von Kanada? Hatte er so völlig den Sinn für Treue, allen Feldherrnstolz verloren, daß er so leichten Herzens gegen gute Bezahlung zum Verräter an der Sache seines Vaterlandes werden wollte? — Jetzt waren die Unterhandlungen nicht mehr schwierig — Kauf und — Verkauf — es war eine einfache Sache.

„Ich bin beauftragt, bis zu zehntausend Pfund Sterling zu bieten, wenn uns die Thore Westpoints geöffnet werden, so daß wir ohne Kampf einziehen können“, antwortete der Major, „und ich nenne sogleich diese höchste Summe, weil ich hoffe, daß wir dann schneller zum Ziele kommen. Es müssen selbstverständlich alle einzelnen Punkte genau festgesetzt werden, damit kein unangenehmer Zwischenfall eintritt; auf welche Weise die Festung in unsre Hände übergehen soll, würden Sie zu Papier bringen und uns dann zur Genehmigung vorlegen.“

„Nun — hören Sie dreierlei“, sprach Arnold. „Erstens sind zehntausend

Pfund zu wenig; ich verlange zwanzigtausend! Zweitens bin ich General, befinde mich in geachteter einflußreicher Stellung; ich kann — auch mit vielem Gelde nicht in das Nichts zurückkehren; man muß mir in der englischen Armee einen entsprechenden Rang und Posten anweisen. Ich werde den Plan der Übergabe genau entwerfen, mit allen Einzelheiten zu Papier bringen, Ihnen vorlegen und behändigen, sobald drittens das Geld für mich bereit liegt. Ich stelle Ihnen nun einen Paß aus, gegen dessen Vorzeigung Sie bei allen Posten unbehindert durchgelassen werden; beeilen Sie die Sache, unser Geschäft kann bald abgemacht sein.“

Noch einigemale trafen sich die beiden insgeheim an verborgenen Orten, dann war alles so weit in Übereinstimmung, daß nur der Schlußakt noch fehlte. Arnold, ganz von seiner Habsucht befeelt, begnügte sich nicht, die Festung übergeben zu wollen, er war auch gewillt, den Mann, welcher als Kopf und Herz des Aufstandes und des Freiheitskampfes galt, dem Feinde auszuliefern; denn — Washington war größer, edler und besser als er, und Arnold beneidete den Allverehrten, Untadeligen, darum sollte dieser mit vernichtet werden. Aber Washington hatte auch schon Veranlassung gehabt, dem „Helden von Kanada“ eine Zurechtweisung wegen Pflichtwidrigkeit und Nachlässigkeit zu erteilen, und das konnte der Ehrgeizige nicht überwinden. Der Stolz verbiß seinen Groll, aber er sann auf Rache. Er konnte und wollte vergessen, daß Washington sein persönlicher Wohltäter war, und das Gefühl der Verpflichtung ward in diesem schwarzen Herzen zum Haß.

Kurz, Arnolds Entschluß, die Festung samt dem Oberbefehlshaber dem Feinde in die Hände zu spielen, sobald Washington von seiner Reise zurückgekehrt sei — damit auch letzterer unschädlich gemacht werde — stand fest.

Endlich brachte ein Eilbote die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Washingtons, und nun beeilte sich Arnold, seinen Plan ins Werk zu setzen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Er benachrichtigte den Major André und lud ihn zu einem Stelldichein um die Mitternachtsstunde an einem genau bezeichneten Punkte des Hudson ein. Es war eine schwarze, finstere Nacht, als von beiden Ufern des Flusses zwei Barken abstiegen und mit leisem RuderSchlage die beiden Unheilstifter an den Ort der Zusammenkunft brachten. Arnold, unruhig und besorgt trotz der Dunkelheit und der Einsamkeit, zog seinen Genossen in das das Ufer weithin bedeckende Weidengebüsch und setzte ihm da leise, mit zitternder Stimme, seinen wohlbedachten Plan auseinander, demgemäß Festung, Heer, Washington, Steuben, Lafayette und alle Vorräte mit einem Schlage in die Hände der Engländer fallen sollten.

Mit äußerster Schnelligkeit sollte Clinton zu einer genau verabredeten Zeit längs des Flusses vorrücken und mit aller Heftigkeit einen Angriff auf Westpoint versuchen. Nach kurzem Kampfe sollte er sich langsam zurückziehen; sofort würden die Amerikaner ihre Bastionen verlassen zur Verfolgung des fliehenden Feindes. Der Rückzug sollte schneller, immer schneller erfolgen, damit die Patrioten hitziger

in ihrer Verfolgung würden und sich weiter als ratsam von ihrem Stützpunkte entfernten. Nun sollte von der entgegengesetzten Seite eine andre englische Truppe durch eine tiefe Erdschlucht hervordringen, Arnold würde an einem der Thore harren, sie einlassen — die Hauptarbeit war dann gethan.

„Den ganzen Plan mit allen Einzelheiten“, schloß der Verräter seine Darlegung, „habe ich hier zu Papier gebracht; es ist eine genaue, von mir selbst angefertigte Spezialkarte der Umgegend dabei, das Gelingen ist gesichert, aber — ich kann begreiflicherweise das Blatt nicht aus meinen Händen geben, wenn ich nicht vorher in Empfang genommen habe, was mir zugesagt worden ist.“

„Das ist selbstverständlich“, entgegnete André, noch tiefer durchdrungen von Verachtung für den Treulosen, der sein Vaterland um Gold verkaufte. „Ich benutze dich, Glender, als Werkzeug zu meinem Vorteile“; dachte er, „aber dann kann keine Verbindung mehr zwischen dir und mir bestehen.“ Laut fügte er hinzu:

„Sie haben recht, in jeder Beziehung recht, aber hier bei dieser Finsternis würde es mir gerade so unmöglich sein, zu sehen, was Sie mir geben, als Ihnen, was Sie von mir erhalten.“



Arnold, den Verrat beiegehend.

„Das ist wahr“, antwortete Arnold. „Verlassen wir dieses Versteck. Kaum hundert Schritte von hier wohnt auf seinem Gehöfte ein mir völlig ergebener Pächter; bei ihm sind wir vollkommen sicher, und sollte uns eine Gefahr drohen, so ist er der Mann, uns auch die Mittel zur Flucht zu liefern.“

Dort können wir in einem Zimmer seines Hauses bequemer unsre Tauschobjekte einander überliefern.“

Sie brachen auf und nach wenig Minuten befanden sie sich auf dem Meierhofs, wo sie der Besitzer in einem abgelegenen Zimmer vor Überraschung sicherte. Arnold breitete seine Karte aus, fügte seinen Plan hinzu und erläuterte ihn noch mündlich, so daß André sich gestehen mußte, es war alles vortrefflich ausgedacht, sorgsam überlegt und ein Mißlingen kaum denkbar. Jetzt überreichte er seinerseits, was er mitgebracht hatte, zuerst die von Clinton unterzeichnete Ernennung Arnolds zum Brigadegeneral in der großbritannischen Armee und zweitens eine Anweisung an ein Handelshaus in New York, lautend auf 20 000 Pfund Sterling (400 000 Mark), zahlbar an den königlichen Brigadegeneral Benedikt Arnold. Vierig, wie ein Raubvogel sich auf seine Beute stürzt, ergriff dieser die beiden wertvollen Papiere, welche seinen Ehrgeiz und seine Habgucht befriedigten — er war bezahlt.

Die Besprechungen hatten doch länger gedauert, als sich voraussehen ließ.

Die Nacht war verstrichen, und als beide jetzt in den Hof traten, fanden sie bereits die Sonne aufgegangen. Bald beschien diese mit ihren Strahlen die Ebene, und der Major konnte nicht mehr den Fluß hinabfahren, ohne von den Festungswerken aus gesehen zu werden. Zu Lande konnte er sich aber auch nicht entfernen, denn seine rote Uniform hätte ihn leicht verraten und trotz der Nähe der englischen Vorposten in Gefahr bringen können. Was also thun? Man zog den Wächter zu Rate, und dieser überließ dem Major bürgerliche Kleider und ein Pferd. André jagte nun, nachdem er sich umgekleidet hatte, im Galopp davon.

Ganz vertieft in seine Gedanken über die verabscheuungswürdige Verrätereï Arnolds und über die Rolle, welche er selbst bei diesem Handel hatte spielen müssen, unterließ André, sorgfältig nach allen Seiten auszuschaun. Plötzlich gewahrte er drei Männer, welche aus einem Erdloche auftauchten und sich schußfertig machten. Er erschrak nicht wenig und wollte schon sein Pferd herumwerfen, um mit verhängtem Zügel davonzujagen — selbst auf die Gefahr hin, daß ihm ein paar Kugeln nachgesendet würden — als er in seinen Widerpartnern „Rühjungen“ erkannt zu haben glaubte.

Die Engländer hatten aus der Hefe des Volkes Freischaren gebildet, welche ihnen als Spione dienten, der Armee als Auskundschafter vorauseilten, und zugleich sengend, plündernd, mordend allerorten Schrecken verbreiteten, vornehmlich im Bereiche der Unternehmungen der Patrioten. Der größte Teil dieser ruchlosen Banden bestand aus entlassenen Sträflingen, Ruderknechten, zu einem guten Teile aber aus Hirten, die man auf dem Felde eingefangen, angeworben, und denen man daher den Namen „Rühjungen“ gegeben hatte. Im Grunde waren es also nichts andres als Räuberbanden, die sich über das Land ergossen, und gar bald schon nicht mehr danach fragten, ob ihr Wüten die Patrioten oder Loyalisten, die Amerikaner oder Engländer schädigte; sie wurden eine furchtbare Landplage für die gesamte Bevölkerung und suchten nicht nur einzelne Höfe und zerstreute Wohnungen heim, sondern brandschatzten selbst ansehnliche Dörfer und kleine Städte. Doch war solches im Sinne der Engländer, denn diese wollten durch Schrecken die Thatkraft der Patrioten lähmen.

Nachdem diese Scharen eine Zeitlang ihr Unwesen getrieben hatten, bildete sich auf Seiten der Amerikaner ein ähnliches Corps, welches den ausgesprochenen Zweck hatte, die Rühjungen aufzusuchen, nebenbei aber auch der regulären Armee als Vermittler, Boten und Kundschafter zu dienen. Dabei übten sie das Vergeltungsrecht an den königlich Gefinnten, den sogenannten Loyalisten. Im englischen Heere war man höchlichst erzürnt über das Auftreten dieser Freischaren und nannte sie mit Abscheu „Amerikanische Schinder“; aber diese grämten sich darob nicht sonderlich, sie nahmen diese Bezeichnung leichten Herzens hin und nannten sich nun selbst nicht mehr anders.

Da die Rühjungen selbstverständlich keinem englischen Offizier etwas in

den Weg legten, sondern, wenn es ihnen paßte, jedem zu Dienste waren, so ritt André, unbesorgt, in gestrecktem Galopp weiter. Als er aber bei den Dreien angekommen war, stürzte einer gegen ihn vor, faßte sein Pferd fest beim Zügel und rief mit rauher Stimme: „Halt! Wer seid Ihr? Wohin wollt Ihr?“

„Laßt mich weiter, Jungen“, entgegnete der Offizier in leichtem Tone. „Haltet mich nicht auf! Jede Verzögerung könnte unsrer Sache von Nachteil sein.“

„Unsrer Sache? Von welcher Sache sprecht Ihr denn?“ fragte jener wieder.

„Nun, der euren! Das versteht sich doch von selbst, der Sache, zu der die Kühjungen halten“, antwortete der Major.

„Ah so? Der Sache der Kühjungen?“ sprach jetzt langsam und gedehnt der Vorderste, welcher das Pferd mit nerviger Faust hielt. „Da habt Ihr Euch, lieber Mann, arg getäuscht; wir sind keine Kühjungen, sondern brave, amerikanische Schindler. Flink, herunter vom Pferd! Ihr seid unser Gefangener!“



Gefangennahme des Majors André.

Der Major war in die Falle gegangen; doch fuhr ihm schnell ein lichter Gedanke durch den Kopf und er sagte, scheinbar ruhig und mit Nachdruck:

„So, so? Nun, wenn es so steht, um so besser. Als ich euch von weitem sah, hielt ich euch für Kühjungen, und da ich gerade keine Lust verspüre, mit diesen anzubinden, dachte ich, es sei besser, mit den Wölfen zu heulen, als meine Haut einer Gefahr auszusetzen. Ich bin, wie ihr, ein guter Patriot und kann euch sogleich den Beweis dafür liefern. Seht, hier ist ein Paß von unserm General Benedikt Arnold.“

Damit reichte er einem der Männer den von Arnold ausgestellten Papierschein; allein von den drei Schindlern konnte keiner lesen; sie betrachteten das Papier mit Aufmerksamkeit, dann sprachen sie:

„Wir können uns damit nicht begnügen; Ihr müßt uns zum nächsten Posten folgen und Euch dort mit unserm Kommandanten auseinandersetzen. Steigt also ab!“

Jetzt erkannte André, daß er verloren war; er stieß seinem Pferde die Sporen in die Weichen, um das Weite zu suchen; aber einer der Drei hatte ihn genau beobachtet, faßte ihn kräftig am Beine und riß ihn aus dem Sattel, daß er auf den Boden rollte. Ehe er sich aufraffen konnte, hatten ihn kräftige Hände gepackt und so fest geknebelt, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Noch einen letzten Versuch machte der englische Offizier. „Ich habe zweihundert Pfund (Sterling) in meiner Tasche“, sprach er: „laßt mich los und sie sollen euer sein!“

„Zweihundert Pfund?“ lachte einer der Männer. „Das ist ein guter Fang! Aber wir haben Eure Erlaubnis, sie uns anzueignen, nicht nötig, was in unsere Hand fällt, gehört uns; das ist Regel bei den Kühjungen wie bei den Schindern.“ Und so mußte der Major sich gefallen lassen, daß sie ihm alles abnahmen: Geld, Paß, alle Papiere, darunter den von Arnold entworfenen Plan und die Spezialkarte. „Wir machen zwei Teile aus der Beute“, sprach jetzt wieder einer. „Das Gold behalten wir, die Papiere sind für unsern Kommandanten. — Nun vorwärts!“

Bernichtet, folgte André ohne weiteren Widerstand seinen Überwältigern.

Die drei Schinder ahnten es nicht, was sie durch ihre Standhaftigkeit erreicht hatten. Nicht nur Westpoint, sondern die Sache der amerikanischen Freiheit war gerettet. Der Kongreß erklärte feierlich, daß sie sich um das Vaterland wohlverdient gemacht hätten, und ließ zu ihrem Gedächtnisse eine Denkmünze schlagen; ihre Namen sollen auch nicht vergessen werden, sie sind: John Paulding, David Williams und Jsaak Bauvert.



„Wie? Schon da?“

Unterdessen war Arnold über den Fluß gesetzt und schleunigst nach Westpoint geritten, wo er mit den gewöhnlichen militärischen Ehren empfangen wurde. Strahlend vor Freude, befriedigt in seinem Ehrgeize und seiner Habsucht, trat er in die Stadt ein, welche er soeben verkauft und verraten hatte. Als er sich aber seinem Hause näherte, erschrak er nicht wenig, als er vor seiner Thür, d. h. vor dem Generalquartier drei Männer vom Pferde steigen sah. Diese waren niemand anders als Washington, Steuben und Lafayette.

„Wie?“ sprach er für sich. „Schon da?“ Doch faßte er sich schnell, gewann seine Ruhe wieder, gab seinem Pferde die Sporen, sprengte heran, und indem er vom Pferde herabsprang, rief er so entgegenkommend, als es ihm nur möglich war: „Ich hatte Sie nicht so früh erwartet, Herr General; entschuldigen Sie, daß ich nicht zu Ihrem Empfange bereit war.“

„Ich rechnete selbst nicht darauf, heute schon in Westpoint zu sein“, antwortete Washington. „Aber der Herr Marquis beunruhigt sich über das lange Stillschweigen des Grafen von Rochambeau. Nun wollen wir hören, ob noch gar keine Nachricht aus dem französischen Lager eingetroffen ist.“

„Keine, Herr General“, erwiderte Arnold ehrfurchtsvoll.

„Das ist mir unbegreiflich“, sprach Lafayette. „Der Graf ließ mich schon vor Wochen wissen, er habe uns wichtige Mitteilungen und Vorschläge zu machen.“

„Eine Nachricht von Newport zu uns zu bringen“, sprach Steuben ruhig, „hat seine Schwierigkeiten; denn die Engländer werden begreiflicherweise alles aufbieten, jede Verbindung zwischen uns abzuschneiden.“

„Nun“, nahm Washington wieder das Wort, „über diesen wichtigen Punkt werden wir miteinander noch weiter verhandeln. Für den Augenblick — darf ich versichern — verspüren wir wahren Wolfshunger; wir haben bei frischer Luft einen tüchtigen Ritt gemacht, und ich sage Ihnen, lieber Arnold, im voraus, daß wir der Tafel Ihrer Gemahlin alle Ehre erweisen werden. Sie hat uns, sobald sie erfuhr, daß wir angekommen seien, eingeladen, bei ihr zu frühstücken, wir werden mithin bei Tische hinlänglich Gelegenheit finden, über dies und jenes zu sprechen.“

Arnold verbeugte sich, und die Offiziere traten in das Haus.

Obwohl die Umstände sehr ernst, ja gefahrdrohend waren, verlief das Frühstück doch heiter. Arnolds Gattin stand allgemein nicht nur in dem Rufe einer zuverlässigen Patriotin, sondern auch in dem einer geistreichen Dame, welche durch ihre natürliche, ungekünstelte Liebenswürdigkeit alle zu fesseln verstehe. So kam es, daß das Mahl fast beendet war, ohne daß man ein Wort von Feldzugsplänen oder über das Verhalten des Grafen Rochambeau gesprochen hatte. Nach amerikanischer Sitte war die freundliche Wirtin jetzt aufgestanden und bereitete mit einladender Sorgfalt den Thee, als ein schwarzer Diener Arnolds eintrat und diesem einen kleinen Brief überreichte.

Benedikt entschuldigte sich bei seinen Gästen für einen Augenblick, trat an ein Fenster und erbrach gleichgültig den Brief; aber kaum hatte er die ersten Worte gelesen, als eine Totenblässe über sein Gesicht zog, seine Hände zitterten, entsetzt starrte er das Papier an, dann blickte er langsam nach seinen Gästen, die soeben begonnen hatten, sich in militärische Angelegenheiten zu vertiefen. Da er sich nicht beobachtet sah, gewann er seine Geistesgegenwart wieder, leerte mit einem Zuge ein großes Glas kalten Wassers und sprach dann mit ruhiger Stimme: „Ich bitte, meine Herren, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie allein lasse; soeben wird mir mitgeteilt, daß der Rapport vom Fort Putnam angekommen ist; ich gehe, davon Kenntnis zu nehmen, und werde baldmöglichst wieder zurück sein.“

„Gehen Sie, lieber Arnold“, erwiderte Washington in wohlwollendem Tone.

An der Thür winkte Arnold seiner Frau, und als diese mit ihm aus dem Saale getreten war, sprach er: „Ich verlasse dich, vielleicht auf immer. Frage

mich nicht nach der Ursache meiner plötzlichen Abreise; du wirst sie nur allzufrüh erfahren und dann einsehen, daß ich nicht bloß in meinem, sondern auch im Interesse unsrer Familie gehandelt habe. In diesem Augenblicke hängt mein Leben an einer Minute; wenn ich nicht die feindlichen Linien erreiche, bin ich verloren.“

Ein letztes Mal umarmte er seine Frau, die vor Überraschung und Schrecken kein Wort hervorbringen konnte, und eilte hinweg. Fieberhaft aufgeregter trat er in den Stall, schwang sich aufs Pferd und jagte davon. Am Außenthore präsentierte der Posten das Gewehr, mehrere Offiziere sahen dem Davonsprengenden kopfschüttelnd nach — Arnold sah und hörte nicht; wie die Windsbraut sauste er dahin, nach Süden, immer nach Süden — in dieser Richtung mußte er auf die Engländer stoßen. Von seinem Renner quollen Blutstropfen herab, fort und fort spornte er denselben an — es war ein Ritt um Ehre und Leben; vor ihm winkte der Generalshut, hinter ihm drohte der Galgen.

Eine Viertelstunde war verfloßen, die drei Feldherren unterhielten sich noch ohne den geringsten Argwohn, als mit einem Male die Thür aufflog, ein amerikanischer Offizier eintrat und, einen Brief in der Hand, fast atemlos auf Washington zutrat und in höchster Erregung sprach: „Um Vergebung, Herr General, daß ich so eintrete; aber die Sache erträgt keinen Aufschub!“

Washington öffnete den Brief. Darin zeigte ihm der Kommandant der Schinder an, Major André sei gefangen genommen, und unter dessen Papieren wäre eine von Arnold selbst gezeichnete Spezialkarte und ein von seiner Hand geschriebener Plan gefunden worden, wie Westpoint dem Feinde überliefert werden sollte.

„Hier! Lesen Sie selber“, sprach der Oberbefehlshaber zu Steuben; „hören Sie, Lafayette, das Unglaubliche!“ Er las den Herren den Inhalt der empfangenen Botschaft vor, dann ließ er, niedergedrückt von solcher Bervorfenheit, die Hände auf den Schoß sinken. „Mein Gott“, fuhr er fort, „wem darf man nach solch Unerhörtem überhaupt noch trauen?!“ Dann wandte er sich an den Offizier, der die Depesche gebracht hatte, und befahl: „General Arnold ist sogleich zu arretieren!“

Aber die Generalin, welche bisher stumm und schmerzbewegt sich mit der Bereitung des Thees beschäftigt hatte, trat vor und sprach mit sanfter Stimme: „Zu spät, meine Herren! Mein Gemahl ist flüchtig geworden, und ehe man ihn einholen kann, hat er die englischen Linien erreicht.“

„Wie, verehrte Frau“, rief Washington trauervoll, „auch Sie verraten die heilige Sache unsrer Freiheit?“

„O Gott“, antwortete diese schluchzend, „können Sie solches von mir denken? Nichts, nichts mußte ich, sonst würde ich es verhindert haben.“ Niedergedrückt von Abscheu und Scham, sank sie schluchzend auf einen Stuhl und rang die Hände.

„Vorwärts“, sprach Washington. „Es ist keine Zeit zu verlieren. Der Heimtücke setzen wir Mannesmut entgegen; der heimlich schleichenden List antworten wir mit der Kraft offener That!“



„Halt! Wer da?“

2. Auge um Auge, Bahn um Bahn.

Wut im Herzen, jagte Arnold dahin. Während er mit seinen Gedanken allein war, fiel ihm erst die ganze Schwere seines unheilvollen Handelns auf die Seele; völlig klar wurde ihm, daß er nichts mehr zu hoffen hatte. Wenn er als Flüchtling und ohne etwas zu bieten bei Clinton ankam, hielt auch dieser sein Versprechen nicht; ward Westpoint nicht ausgeliefert, so war es auch nichts mit seiner Bestallung als Brigadegeneral, und die 20 000 Pfund Sterling wurden ohne Zweifel nicht ausbezahlt. Alle Mühe, alle Treulosigkeit war also vergebens; der ehrliche Name, die Ruhe des Gewissens waren umsonst hingeopfert; der so klug erjonnene Plan scheiterte noch in der letzten Stunde an der Unbesonnenheit seines Kameraden. Es war zum Verzweifeln!

Wild stachelte er sein Roß, das, keuchend und mit Staub bedeckt, vorwärts raste, über Hecken und Gräben hinwegsetzt, und doch nicht im stande war, seinen Reiter zu befriedigen. Es schien, als ob der tolle Ritt die Wut Arnolds nur noch steigere, und so oft die Kräfte des Pferdes zu erlahmen drohten, stieß er ihm mitleidslos die Sporen in die Seite. Zwei Stunden war er so durch die Ebene gejagt, ohne zu hören und zu sehen, da scholl auf einmal der Ruf:

„Halt! Wer da?“ an sein Ohr und weckte ihn aus seinem Taumel. Fünfzig Schritte vor ihm hielt inmitten des Weges ein Reiter und legte auf ihn an.

In demselben Augenblicke aber erkannte auch Arnold die englische Uniform. Mit kräftigem Rucke brachte er sein Pferd zum Stehen, erhob sich in den Steigbügeln, schwang seinen Hut und rief mit lauter Stimme: „Hurra für den König Georg und Altengland!“

Einen Augenblick darauf geleiteten ihn die herzugeeilten Soldaten zu ihrem Offiziere, und dieser fragte höflich: „Wen habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Benedikt Arnold, Brigadegeneral in der Armee Seiner britischen Majestät!“ antwortete der Gefragte stolz.

„Ich erwartete Sie, Herr General“, fuhr der Offizier fort. „Da Seine Erzellenz, der Herr Oberbefehlshaber, heute Morgen von der Gefangennahme des Majors André benachrichtigt ward, glaubte er annehmen zu dürfen, daß Sie unsere Linien zu erreichen suchen würden. Aber da mein General es für nötig fand, seine Truppen bei Danbury zusammenzuziehen, um einem etwaigen plötzlichen Vorstoße der Amerikaner zu begegnen, beauftragte er mich, Ihnen entgegen zu gehen und alles aufzubieten, um Sie sicher weiter zu geleiten. Da ich nun mit Gewißheit voraussetzen durfte, daß Sie nicht unterhalb dieses Punktes über den Hudson setzen würden, habe ich ihn hier selbst überschritten und meine Posten staffelförmig in der Ebene aufgestellt und vorrücken lassen, um Sie auf Ihrem Wege zu treffen. Ich bin glücklich, daß dies so wohl gelungen ist.“

„Aufs beste, mein Herr“, erwiderte Arnold. „Wieviel Mann haben Sie hier?“

„Zweihundert Dragoner und einige Rotten Füsilier des hessischen Regiments“, entgegnete der Offizier.

„Und hat Ihnen der Herr General Clinton keinen Befehl für mich gegeben?“ fragte Benedikt weiter.

„Keinen, Herr General“, war die Antwort.

„In diesem Falle“, schloß Arnold die Unterredung, „werde ich mit Ihrer Erlaubnis hier warten, bis er mir meine Instruktion gesandt hat. Geben Sie mir gefälligst Papier, Feder und Tinte und lassen Sie dann meine Depesche ohne Zögern dem Herrn Obergeneral überbringen.“

„Zu Ihrem Befehl!“ erwiderte der Offizier ehrfurchtsvoll, entfernte sich, und Arnold trat in das Bauernwirthshaus, vor dessen Thür die Besprechung stattgefunden. Er setzte sich nieder und schrieb folgenden Brief an Clinton:

„Erzellenz! Vergebens habe ich Seiner Majestät das größte Opfer gebracht, welches ein Mensch zu bringen im Stande ist; vergebens habe ich zu Seinen Füßen niedergelegt eine ruhmreiche und ehrenvolle Vergangenheit. Wenn mein Unternehmen geglückt wäre, würde ich ein Held sein; nach dem Mißlingen bin ich nur ein Verräther. Ich hatte einen Augenblick gehofft, dieses schöne und unglückliche Land könne durch meine Hilfe erlöst werden aus den Händen der Ehrgeizigen, welche, nicht zufrieden, ihr Mutterland zu verleugnen, auch noch die Hilfe der Franzosen, unsrer Erbfeinde, gegen uns in Anspruch genommen haben. Diese Hoffnung ist getäuscht worden, und von allen meinen Anstrengungen habe ich nun nichts geerntet als Schande und Armut. Sagen Sie Seiner Majestät, daß ich das Geld, welches mir angeboten war, und welches ich nur acceptieren wollte, um meine Familie vor Dürftigkeit zu schützen, jetzt zurückweise; daß ich unsern erhabenen Gebieter aber ansehe, mir irgend einen auch noch so bescheidenen Platz in seiner Armee zu bewilligen.“

„Wenn jedoch Eure Excellenz trotz meines Mißerfolges die Ernennung zum Brigadegeneral aufrecht halten, welche Sie mir huldvoll übersandt haben, so wiederhole ich, daß ich alles aufbieten werde, dieses Vertrauen zu verdienen. Bewilligen Sie mir die zweihundert Dragoner, welche sich hier befinden; mit ihnen werfe ich mich kühn in das Virginische, sammle dort alle, welche sich anschließen wollen, und verkünde das Reich des Schreckens in dieser reichen Provinz. Die Mitglieder des Kongresses werden schauern, wenn sie sehen, wie ihre Plantagen in Feuer aufgehen, ihre Felder verwüstet und ihre Häuser zerstört werden, und selbst Washington wird zittern, wenn er hört, daß ich auf Mount-Vernon, seinen Landsitz, losmarschiere. Die Selbstsucht dieser Rebellen, einmal angeregt, wird vielleicht manchen wankend machen und zu uns herüberführen. — Wie Sie aber auch entscheiden mögen, ich verbleibe

Euer Excellenz ganz ergebener

Benedikt Arnold.“

Das Schreiben war in seiner Form so demütig und bescheiden und doch zugleich so stolz und hochfahrend, so voll von der Treulosigkeit und vom Haß des feigen Eidbrüchigen, daß es dessen Seelenzustand völlig klarlegte. Noch einmal las der Verräter seinen Brief durch, dann faltete und siegelte er ihn. Ein Dragoner machte sich sogleich damit auf den Weg nach Danbury.

Arnold nahm doch Anstand, sich in dem englischen Lager sehen zu lassen. Auch wenn ihm Clinton seinen Rang als Brigadegeneral ließ, war er darum nicht weniger ein Verräter und ein Treulofer; er hätte nicht ohne Erröten die Blicke von Kameraden ertragen können, die Ehrenmänner waren. Übrigens war ihm von jetzt an die Sache Englands auch gänzlich gleichgültig; es lebte und tobte in seinem Herzen nur ein Gefühl, nur ein einziges, der Haß gegen Washington, seinen Beschützer, dessen Wohlthaten und Edelherzigkeit ihm jetzt wieder ins Gedächtnis kamen und ihn beschwerten. An ihn wollte, mußte er sich rächen.

Noch denselben Abend brachte der Bote die Antwort Clintons zurück.

„Der Mißerfolg Ihrer Absicht“, schrieb dieser, „kann Ihnen nicht zur Last gelegt werden, und es bleibt darum nicht weniger wahr, daß Sie eine mutig und unter großen Gefahren errungene ehrenvolle Stellung geopfert haben, um Er. Majestät zu dienen. Es liegt also durchaus kein Grund vor, das Patent als Brigadegeneral zurückzuziehen, welches Sie der Gnade des Königs verdanken. Wenden Sie es zum Besten unsrer Sache an. Ich übertrage Ihnen, Ihrem Wunsch gemäß, das Kommando über die Dragoner und weiterhin noch die Leitung der Operationen im Norden Virginien's, bezüglich deren Sie sich mit Lord Cornwallis zu verständigen haben, welcher seine Streitkräfte an der Chesapeakebai sammelt.“

Arnold triumphierte. Nachdem er die Offiziere zusammengerufen und ihnen die Weisungen des Oberbefehlshabers mitgeteilt hatte, gab er Befehl zum Abmarsch für den nächsten Morgen. Er wollte sich schleunigst aus der Gegend von Westpoint entfernen, denn er fürchtete, der Feind könnte ihm den Weg abschneiden.

Trotz der Anstrengung des Rittes auf Leben und Tod, trotz der furchtbaren Gemütsaufregung fühlte sich der noch junge und kräftige Arnold doch nicht müde, und als der Abend herbeikam, empfand er kein Bedürfnis, zu ruhen. Er setzte sich mit seinen Offizieren in den Saal des Wirtshauses, zechte mit ihnen die ganze Nacht hindurch und sprach über seine Pläne und Ausichten. Als der Tag anbrach, ging er mit ihnen hinaus, die Vorbereitungen zum Aufbruche zu überwachen.

Dieses war der Zeitpunkt, in welchem Gaudry in der Herberge ankam, um nun seinerseits ein weiteres Opfer der Verrätereie zu werden.

Die Soldaten, welche sich Rauls bemächtigt hatten, knebelten ihn, packten ihn auf ein Dragonerpferd — die Trompete gab das Zeichen zum Aufsitzen, und mit Anbruch des Tages verließ die Reiterschar das Dorf.

In starken Tagemärschen ging es nach Süden. Unterwegs dachte Arnold nur an die Depeche, welche er dem Trommler entriffen hatte. Sie konnte ihm Gelegenheit geben, sich glänzend zu rächen, Washington einen tödlichen Schlag zu versetzen und sich bei den Engländern in hohes Ansehen zu bringen; aber sie war unvollständig; es fehlte der Name des Ortes, wo die Amerikaner und die Franzosen zusammentreffen sollten, und der Name der Stadt, welcher der gemeinschaftliche Angriff galt. Diese zwei Worte, welche der Bote mündlich Washington mitteilen sollte, mußten ihm ausgepreßt werden, es koste was es wolle.

Zu seinem Ziele zu gelangen, versuchte Benedikt zuerst die Milde. Am Abend, als das erste Nachtlager genommen wurde, ließ er Raul losbinden und gab Befehl, der Gefangene solle als Soldat behandelt werden. Allein dieser hüllte sich in völliges Schweigen; er sprach kein Wort, weder Versprechungen, noch Drohungen und schlechte Behandlung konnten ihn zum Sprechen bringen; er blieb stumm.

So waren mehrere Tage vergangen. Die Dragoner sahen vor sich die Ufer des Delaware, welcher in diesem Teile seines Laufes wilde Schluchten und Wälder durchschneidet. Die Gegend, heute bevölkert und wohl angebaut, lag damals einjam da; nur hier und da unterbrach die Hütte eines Waldbewohners die Öde. Seit dem frühen Morgen unterwegs, hatten die Reiter nicht eine einzige Ortschaft angetroffen; die Pferde, ermattet vom andauernden Marsche, stolperten mühsam weiter auf dem steinigem, holperigen Pfade. Arnold mußte sich entschließen, am Flußufer Halt zu machen, um Roß und Reiter auschnaufen zu lassen.

Während die Pferde an den Fluten des Delaware ihren Durst stillten, zündeten die Dragoner Feuer an, um sich durch einen Trunk Thee neu zu beleben. Arnold hatte sich am Fuße einer mächtigen Koteiche gelagert, deren buschige Zweige, obwohl ihre Blätter vertrocknet waren, ein undurchbringliches Kuppeldach bildeten. Mächtige Flammen loderten bald lustig zwischen den buckeligen Wurzeln des gewaltigen Baumes empor, um welchen rundum die Offiziere saßen, ihre steif gewordenen Finger erwärmend.

Der General erheiterte den Zirkel mit munteren Reden, scherzhaften Erzählungen und witzigen Einfällen; die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine gute Laune leuchtete heute mehr als je; kam es ihm doch darauf an, die Bewunderung seiner Untergebenen zu erlangen. Plötzlich erinnerte er sich Rauls, den er ganz vergessen hatte, und befahl: „Man bringe den jungen Franzosen her!“

Einen Augenblick nachher stand der Tambour, durch zwei Soldaten vorgeführt, vor dem schlimmen Manne.

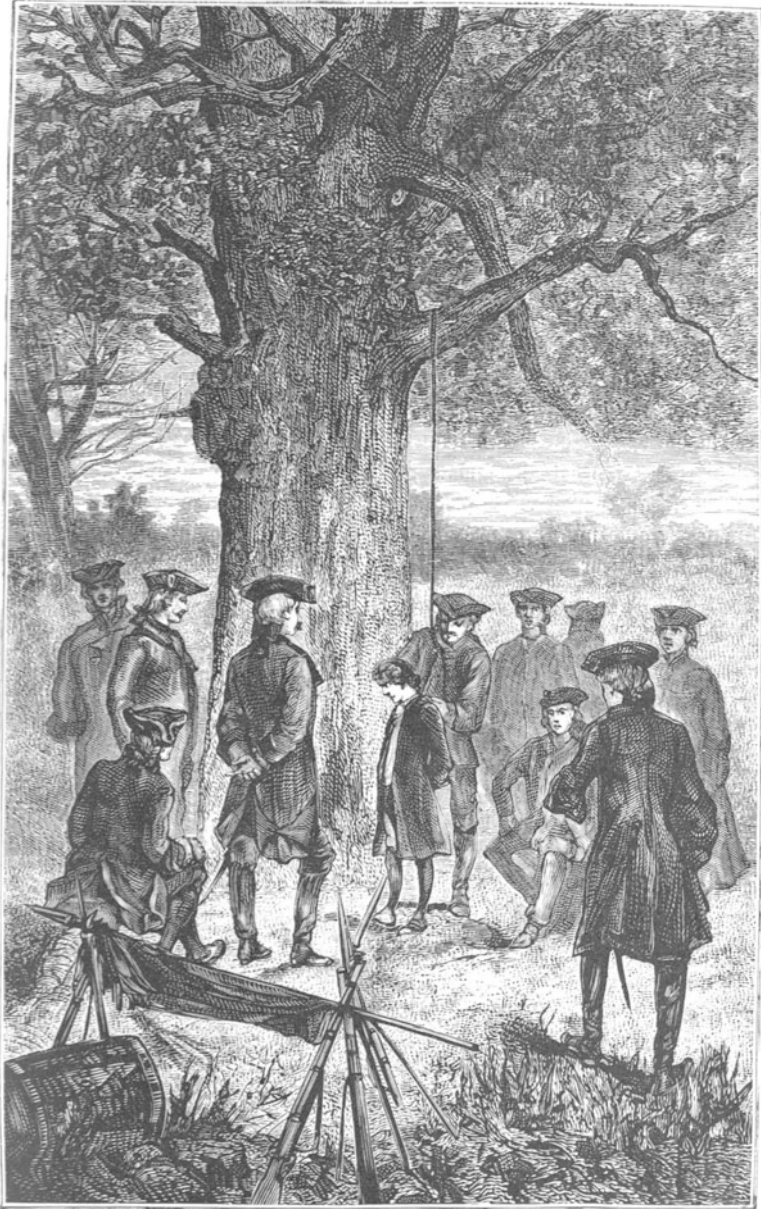
„Run, Junge“, begann Arnold in heiterem Tone, „den Kopf in die Höhe, nur nicht so traurig! Was dir begegnet ist, kommt alle Tage im Kriege vor; du solltest eine Depesche bestellen, man arretierte dich; darüber braucht man nicht untröstlich zu sein; niemand kann dir sagen, du habest dir etwas zu schulden kommen lassen, siehst pflichtvergessen in Ausführung deines Auftrags gewesen. Weshalb also den Kopf hängen lassen? Du wirst dir doch nicht einbilden, daß ich dich in alle Ewigkeit umherschleppen will und kann? Bei der ersten Gelegenheit wirst du nach New York gebracht; dort magst du das Ende des Krieges abwarten, der hoffentlich nicht mehr lange dauern wird, und nach dem Friedensschlusse schickt man dich nach deinem schönen Frankreich zurück, in dem du vernünftigerweise hättest bleiben sollen. Was hast du in Amerika zu schaffen? Übrigens ist die Depesche, welche du trugst, von gar keiner Bedeutung, und Washington verliert wenig dabei, wenn er sie auch nicht erhält.“ — Raul verzog keine Miene und blieb stumm.

„Überlege es dir“, nahm der General wieder das Wort, „was gehen dich denn überhaupt diese Amerikaner an? Sie sind dir gleichgültig. Welch ein Interesse kannst du auch für sie haben? Ich schlage dir einen Handel vor: Sage mir, welches die beiden Wörter sind, welche in der Depesche fehlen, und ich verspreche dir bei meiner Ehre, dich sogleich frei zu geben.“

„Durch Ihre Schuld, mein Herr“, erwiderte Raul, „habe ich schon gegen mein heilig beteuertes Versprechen gefehlt, den Brief nur in Washingtons Hände abzuliefern. Das Papier konnten Sie mir entreißen, aber keine Macht der Welt soll mir die in meiner Brust verschlossenen Worte abringen! Wie sollte ich überhaupt Ihrem Worte trauen? Ist das von heute mehr wert, als jenes von neulich?“

Erbleichend vor diesem entehrenden Vorwurfe, sprang Arnold auf und schrie: „Hüte dich! Du hast mich dieser Tage schon einmal in deiner Dreistigkeit schwer beleidigt, aber ich hatte Mitleid mit deiner Jugend; nach den Militärgesetzen könnte ich dich auf der Stelle mit dem Tode bestrafen lassen. Wie kann ein so unerfahrener Bursche, wie du, sich unterfangen, das Betragen eines Mannes in meiner Stellung zu beurteilen?“

„Wohl weiß ich“, antwortete Raul ruhig, „daß Sie mich hinrichten lassen können, und ich bedaure nur, daß Sie es nicht sogleich gethan haben; doch versichere ich Sie, ich unerfahrener Bursche, der ich nicht die Erfahrung eines Generals habe, daß ich die nicht verrate, welche sich auf mein Wort verlassen.“



Exécution des armen Tambours.

Jetzt vermochte Arnold seinen Zorn nicht mehr zu bemeistern; mit erhobener Faust wollte er auf Gaudry losstürzen, als plötzlich Unruhe in dem kleinen Lager entstand. Ein herbeieilender Soldat rief von weitem schon: „Herr General, hier ist ein Bote aus dem Hauptquartier!“

Arnold hielt an; eine Minute später überreichte ihm ein Reiter einen Brief. „Der Herr General Lord Clinton hat mich beauftragt“, sagte der Bote, „Ihnen unverzüglich diesen Brief zu bringen. Seit heute Morgen folge ich Ihnen, konnte Sie jedoch nicht einholen und würde Sie vielleicht ganz verfehlt haben, wenn mich Ihre Wachtfeuer nicht hierher geleitet hätten.“

Es war unterdessen Nacht geworden. Arnold entriegelte die Depesche und las bei dem Feuerscheine das Schreiben Clintons. Es lautete:

„Herr Brigadegeneral!

Ich beeile mich, Sie von dem Schicksal Ihres unglücklichen Freundes und Kameraden, des Majors André, zu benachrichtigen. Den Tag nach seiner Gefangennahme wurde er als Spion verurteilt; Washington erlaubte ihm, an mich zu schreiben — ich that alles, was mir möglich war, ihn zu retten. Allein man hob hervor, daß er nicht in Uniform ergriffen worden sei, sondern in Verkleidung, darum sei er auch nicht als gefangener Offizier zu behandeln, sondern als Spion. Sie wissen, wie sehr ich den Major schätzte. Aber alle Bemühungen waren vergebens; nicht einmal das konnte ich erlangen, daß man ihn erschöß, nein, er wurde zum Galgen verurteilt. Von hier hatte er sich seine Militäruniform holen lassen, kleidete sich mit Sorgfalt an, dann sprach er: „Ich bin bereit“, und er litt den Tod als ein Opfer ehrenwerten Eifers im Dienste Seiner Majestät.

Das ist das traurige Ende unsres Freundes. Selbst die Grausamkeit unsrer Feinde konnte ihn nicht hindern, als wackerer Soldat zu sterben.

Clinton.“

Singerissen durch die innere Aufregung, hatte Arnold den Brief mit lauter Stimme vorgelesen; alle, die den Major André gekannt hatten, waren tief ergriffen. Der General stand regungslos — nur seine Hand, mit welcher er das Blatt hielt, zitterte lebhaft, seine Stirn umwölkte sich. Da fiel sein Blick auf Raul, welcher, zwischen seinen beiden Wächtern stehend, unbeweglich der Szene gefolgt war. Bei dem Anblicke des jungen Franzosen zuckte ein Blitzstrahl wilden Hasses aus den Augen Arnolds.

„Du hast gehört“, rief er mit bebender Stimme, „was deine Freunde dem meinigen gethan haben — du sollst denselben Tod erleiden, Auge um Auge, Zahn um Zahn!“

Stolz richtete Raul den Kopf empor und sprach:

„Ich bitte nicht um Gnade. Aber wenn es keine Gotteslästerung wäre, würde ich jagen: Die Vorsehung hat sich geirrt, indem sie den Unschuldigen für den Schuldigen fallen ließ. Ihnen, dem Verräter, gebührte der Galgen!“

„Was erfrechtst du dich!“ rief Benedikt Arnold mit vor Wut halb erstickter Stimme; und sich zu den Soldaten wendend, fügte er hinzu: „Holla, bringt einen Strick und hängt schnell und hoch diesen französischen Hund!“

Sogleich ward der Strick herbeigeschafft; ein Soldat erkletterte den Baum, zog das eine Ende des Seils über einen Ast, während das andre um den Hals des Opfers geschlungen wurde. „Ist alles fertig?“ fragte Arnold. — „Fertig, Herr General!“ antwortete der Bursche.

„Zum Auffitzen!“ befahl jener dem Trompeter.

Das Signal ertönte, und in einem Augenblicke waren alle zum Aufbruche bereit, nur der General und seine Offiziere standen noch unter der Eiche. Da rauschte es in den Ästen und ein dichter Regen von dürrn Blättern fiel herab.

Arnold hob den Kopf, um den Grund dieser auffallenden Unterbrechung zu entdecken, aber er bemerkte nichts. Jetzt wandte er sich an den Verurtheilten und fragte in barschem Tone: „Bist du bereit?“

„D — könnten Sie doch so ruhig vor den ewigen Richter treten als ich, Sie elender Verräter!“ rief Raul, als Arnold vor Wut schäumend dem Profoßen winkte. Dieser zog das Seil an, befestigte das Ende unten am Stamme, und der arme Trommler schwebte zwischen Himmel und Erde. Die Offiziere sprangen in den Sattel, und fort ging es in die dunkle Nacht. —

Der Hufschlag der Kofse auf dem steinigen Fußwege verklang nach und nach. Einjam und still war es jetzt an dem Richtplatze, die erlöschenden Wachtfeuer verbreiteten nur noch ein unsicheres schwankendes Licht. — Das war also das Ende des Barons Raul Gaudry von Charmoise! Aufgeknüpft in einem wüsten, öden Thale der Neuen Welt, sollte er hier einen ruhmlosen Tod finden. Alle Träume von Ehre, Glück und Ansehen, von rühmlichen Thaten und preiswürdigen Erfolgen waren verronnen; nicht einmal ein ehrliches Begräbnis konnte dem armen Tambour zu teil werden. Verirrte sich je ein Wanderer in diese Einsamkeit, so mochte er wohl glauben, die Leiche eines Diebes baumeln zu sehen, an welchem nach Landesfittte kurze Justiz geübt worden. Alles war vorbei. . . .



Major Andrés Tod (zu S. 164).



Die rettende That.

3. David Midjaur.

Ist es der Wind, der so die Äste und Zweige der alten Eiche bewegt, daß die dürrn Blätter in dichtem Regen herabrauscheln, daß es rauscht in der Krone des mächtigen Baumes? Ein Rascheln wird hörbar oben in dem Geäste und windet sich hin zu dem Ast, welcher zum Galgen geworden, und schiebt sich dann weiter und kriecht bis zu der Stelle, über welche der Strick gezogen. Ist das ein lebendiges Wesen, ein Mensch, der da droben sich zu schaffen macht? Jetzt setzt es sich rittlings, bringt ein Messer zum Vorschein und schneidet mit einem kräftigen Rucke das Seil durch — der Aufgeknüpfte fällt zu Boden.

In einem Nu ist auch der andre unten, kniet neben dem steifen Körper nieder, macht die Schlinge vom Halse los, klopft die Brust, beugt sich über den jungen Mann, bläst ihm Luft in den Mund, rüttelt ihn — und steht endlich wieder auf, indem er leise vor sich hin spricht: „Es ist zu spät!“

Jetzt wirft er alles angebrannte und um den Baum zerstreute Reißig und einige Hände voll dürrn Blätter auf die noch nicht erloschenen Kohlen, das Feuer glimmt wieder flackernd auf, es schlagen die Flammen hoch empor und beleuchten eine seltsame Szene. Am Boden liegt Raul, das Gesicht entstellt von der Todespein, die Augen geschlossen, regungslos. Aufrecht neben ihm steht nachdenkend, die Arme übereinander geschlagen, eine riesenhafte Gestalt, umhüllt von einer langen Lederdecke; vorn jedoch bleibt die nackte Brust sichtbar, auch die mit Pelzwerkverzierung bekleideten Beine. Die Haut des Riesen schimmert bronzefarben, über sein Gesicht ziehen sich zwei zimmoerrothe Streifen, und auf seinem Haupte schwanfen mehrere in seinem schwarzen Haare befestigte Geierfedern. Am Gürtel

hängen neben der glänzenden Klinge, mit welcher er das Seil durchgeschnitten hat, ein schweres Schlachtbeil und ein mit fremdartigen Stickerereien verzierter Sack. Wer die Steppen und Wälder Amerikas kennt, weiß, daß dieser Mann das Oberhaupt eines Stammes der Rothhäute ist und den Kriegspfad verfolgt.

Gedankenvoll steht der Indianer da, den Körper des armen Kaul betrachtend. Welches seltsame Gefühl von Mitleid hält ihn zurück bei einem Feinde seiner Rasse? Gehörte dieser Jüngling zu seinen Lebzeiten nicht auch zu jenen verwünschten Blafgesichtern, welche gekommen sind, die Ruhe der Waldeinsamkeit zu stören und die besten Jagdgründe ihren angestammten Besitzern zu entreißen?

Endlich will er aufbrechen. Ein letztes Mal legt er seine rechte Hand auf die Brust des jungen Mannes — aber wie? — man sollte meinen, das Herz schlug doch noch? Der Indianer kniet wieder nieder, horcht, untersucht — es ist kein Zweifel mehr, das Herz schlägt noch schwach — vielleicht ist es doch noch nicht zu spät.

Mit kräftigen Armen faßt er den regungslosen Kaul, läßt ihn auf seine Schultern und entfernt sich eilenden Schrittes von dem Unglücksbaume. Die Last ist ihm keineswegs zu schwer; gewandt windet er sich, ohne sich lange zu bemühen, an seichter Stelle durch den Fluß, dessen Wasser ihm kaum etwas bis über den Gürtel reichen; dann, am andern Ufer angekommen, wandert er zwischen Weidengebüsch und Felstrümmern weiter, ersteigt den Abhang und erreicht so die weite Ebene. Jetzt setzt er sich wieder in Lauf in der Richtung nach den Wäldern, deren dunkler Ball den Horizont begrenzt.

Ein schwaches Licht schimmert zwischen dem Gebüsch hervor; dahin lenkt er seine Schritte. Am Waldestrande, inmitten gefällter Bäume liegt versteckt eine bescheidene Hütte, aus plumpen Stämmen aufgeführt, das Blockhaus irgend eines ruheloßen Ansiedlers. Hier angekommen, schlägt der Indianer mit seiner Faust wiederholt stark an die plumpe Thür und ruft mit lauter Stimme in einem so reinen Französisch, als wäre er zwischen der Loire und dem Canal geboren:

„David Michaux, raffe dich auf und öffne schnell! Ich bin es!“

Sein Ruf ist erkannt worden, sofort wird geöffnet, und beleuchtet von einem muntern Herdfeuer erscheint im Rahmen der Thür ein Mann mit langem, weißem Barte; schneeweißes Haar bedeckt sein ehrwürdiges Haupt und umgrenzt mit seinen Locken ein streng blickendes Gesicht. Er ist keine Rothhaut, sondern ein Weißer, aber trotz seines Silberhaares ein Musterbild von Gesundheit, Stärke und Abhärtung. Noch hält er in der einen Hand die Flinte, nach welcher er beim ersten Geräusch zu seiner Verteidigung gegriffen hat.



Der Hurone bringt seine Last in Sicherheit.

„Du bist es, Rotfuchs?“ spricht er zu dem Indianer. „Ich glaubte dich schon weit von hier. Was führt dich wieder an meinen Herd?“

„Der große Geist hat meine Schritte geleitet“, erwidert die Rothhaut. „Vielleicht ist es dein Enkel, welchen ich dir bringe.“

„Meinen Enkel?“ ruft der Greis mit bebender Stimme aus und entfernt sich sogleich von der Thür, damit der Indianer eintreten kann, der dann den Körper Kauls auf ein mit Pelzen bedecktes Bett niederlegt. David tritt an das Lager und betrachtet lange stumm das Gesicht des Jünglings, aber ein junges Mädchen, welches neben dem Herde steht und die Hände zum stillen Gebete gefaltet hat, ruft ängstlich fragend: „O Gott, wenn es Peter wäre?“

„Nein, Eva“, antwortet der Greis traurig und kehrt sich um, „es ist nicht Peter. Gott hat ihn uns für immer genommen und wird ihn uns nicht wiedergeben.“

„Wenn dieser junge Mann auch nicht dein Sohn ist“, nimmt Rotfuchs wieder das Wort, „so ist er doch dein Bruder, denn er ist ein Franzose. Aber Worte geben ihm das Leben nicht zurück, du mußt ihm schnell und kräftig beistehen, soll er nicht wirklich doch noch sterben.“

Von neuem nähert sich David dem Lager; er faßt zwischen seine kräftigen Finger die zarte Hand des Jünglings und fühlt, daß der Puls, freilich nur stoßweise, schlägt. „Eva“, spricht er, „gib mir die stärkenden Tropfen; der Junge hat Fieber; ihm thut vor allem ein ruhiger, fester Schlaf not.“ Und indem er das Fläschchen, welches ihm seine Tochter darreicht, öffnet, träufelt er sanft einen Schluck des bewährten Trankes Kaul in den Mund. Der Jüngling stößt einen Seufzer aus, versucht, sich zu erheben, sinkt aber schwerfällig auf das Lager zurück. Doch das heftige Schütteln, während ihn Rotfuchs den weiten Weg hierher durch den Fluß, durch Schluchten, über Felsen und dann laufend über die ganze Ebene bis zu der einsamen Hütte geschleppt hatte, mochte mehr dazu beigetragen haben, das Wiederaufflackern des Lebens zu fördern, als es die geschicktesten Reibungen eines erfahrenen Arztes gethan hätten; der belebende Trank Evas vollendete die wohlthätige Wirkung, das Blut durchkreifte rascher die Adern, allmählich wurde auch das Atmen gleichmäßiger.

„Jetzt wird er schlafen“, sprach David und deckte einen warmen Pelz über ihn.

„O Großvater“, rief Eva, „möge Gott dem Armen durch diesen Schlaf das Leben wiedergeben. Wie unser guter Freund Rotfuchs gesagt hat, ist er ja ein Franzose, unser Bruder.“

„Aber“, begann der Greis, zu dem Indianer gewendet, „erzähle uns doch, wo du auf den Unglücklichen gestoßen bist, und wie du ihn hast retten können?“

„Als ich dich gegen Abend verließ“, nahm nun dieser das Wort, „wanderte ich nach dem Flusse und durchschritt ihn. Die Sonne ging gerade hinter den Alleghaniesbergen unter. Alles war still und einsam rings um mich; ich eilte ohne besondere Vorsicht dahin, erstieg den Abhang — da sah ich in der Ferne einen

Trupp Reiter zwischen den Bäumen erscheinen. Der Boden um mich bot mir keinen Versteck, nirgends eine Höhle, eine Schlucht; so kroch ich denn auf dem Bauche bis zur alten Eiche, welche die Furt bezeichnet, kletterte auf dieselbe und verbarg mich zwischen ihren dichtesten Zweigen. Kaum befand ich mich hier in Sicherheit, als auch schon die Reiter ankamen. Wie gut war es, daß sie mich nicht sahen, denn es waren Engländer und anstatt über den Fluß zu setzen, machten sie Halt, tränkten ihre Pferde und zündeten Wachtfeuer an. Anfangs fürchtete ich, sie würden hier ihr Nachtlager aufschlagen; aber bald ward ich beruhigt, denn sich dachten nicht daran, ihre Zelte aufzurichten — die Bläßgesichter scheuen den Mondschein, wenn sie schlafen wollen.

„Die Häuptlinge der Kriegsschar hatten sich am Fuße der Eiche niedergelassen. Ich hörte, wie sie miteinander verabredeten, noch in dieser Nacht die Stadt Lanton zu überfallen und zu plündern; dann ließ einer von ihnen diesen Jungen vorkühren, welchen sie irgendwo gefangen hatten. Er verhandelte lange mit ihm und ich verstand nur, daß er etwas verraten sollte; aber der Knabe wies dies stolz zurück und weigerte sich, seine Brüder zu verkaufen. Sein Widerstand reizte den Vornehmsten der Engländer; da kam plötzlich ein Reiter angesprengt und brachte diesem einen Brief, der ihn nun vollends in höchste Wut versetzte. In seinem Zorne schalt er den Burschen einen „französischen Hund“, gab Befehl, ihn zu töten, und seine Leute knüpften den Verlassenen mit einem Stricke an den dicksten Ast der alten Eiche auf. Nachdem dies geschehen, schwangen sich die Engländer wieder in die Sättel und entfernten sich, ich aber kletterte herab, schnitt den Gehentken los, und da ich noch Leben in ihm zu bemerken glaubte, trug ich ihn hierher.“

„Du hast wohl gethan“, sprach der Greis. „Auch wenn der Knabe ein Engländer gewesen wäre, hätte er unser Mitleid verdient; da er aber ein Franze ist, danke ich dir um so mehr aus Herzensgrund.“

„Nun lebe wohl“, schloß der rote Mann die Unterhaltung. „Ich muß eilen. Bald wirst du den Kriegsruf der Huronen hier widerhallen hören, und ich verspreche dir zur Verzierung deiner Hausthür so viele englische Skalpe, daß du ihren Eingang damit völlig bedecken kannst.“

„Leb' wohl, Rotfuchs“, entgegnete David. „Wenn du wiederkommst, mag sich der junge Mann, dem du das Leben gerettet hast, selber bei dir bedanken.“ Der Indianer hüllte sich in sein Fell und verließ die Hütte.

Trotz der stärkenden Tropfen Davids schüttelte das Fieber nur noch heftiger Kauls Körper und erreichte am folgenden Tage eine beängstigende Höhe. Die furchtbaren Aufregungen und Erschütterungen, welche der Jüngling seit seinem Weggange von Newport ertragen, hatten seine sonst so kräftige Gesundheit niedergeworfen; unter den steten Gefahren und Bedrohungen war seine Widerstandskraft

zuletzt gebrochen. In grausen Fieberphantasien durchlebte er noch einmal die Schrecken der letzten Woche: die Nacht im Walde in nächster Nähe der englischen Vorposten, die Überfahrt durch die eisigen Wassermassen des Hudson, den Verlust seiner Depeſche, den Zusammenstoß mit dem treuloſen Arnold und endlich das Ende des Ringens und Widerſtehens, den Todesschlaf am Galgen.

Der ehrwürdige Greis und seine gutherzige Tochter verfolgten mit lebhaftester Theilnahme diese wilden Fieberausbrüche; doch konnten sie nur wenig thun, das Leiden des jungen Mannes zu lindern. Manche Woche wendeten sie alle Sorgfalt zu seiner Pſlege auf; oft fürchteten sie, jetzt werde er den letzten Seufzer ausstoßen; des Nachts wachten sie abwechſelnd an ſeinem Lager und kühlten ſeine glühende Stirne mit feuchten Tüchern; endlich ließ das Fieber nach, die Ausbrüche kamen ſeltener und waren minder heftig, es erſchien der Tag, an welchem Raul aus ſeinem andauernden Ohnmachtszuſtande erwachte.



Eva bei der Arbeit.

Er ſchlug die Augen auf, glaubte aber, immer noch zu träumen. In einem weiten Gemache ruhte er auf einem Lager von warmen Pelzen; die Wände waren von dicken Baumſtämmen gebildet, die Lücken mit Moos ſorgfältig verſtopft; ein Tiſch, ein paar plumpe Stühle ſtanden in der Mitte des Zimmers; über dem Herde hing an einer ſtarken Kette ein Fleiſchtopf über dem Feuer. Die eine Seite des Raumes ward von einer Bretterwand mit geöffneter Thür gebildet, durch welche man in ein hell von Sonnenschein erleuchtetes Zimmer blickte; am Fenſter aber ſaß ein einfach gekleidetes junges Mädchen, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, und ſang mit leiſer Stimme ein Lied, welches dem Wiedererwachenden erklang gleich einer ſüßen Erinnerung aus der Kindheit Tagen.

Jetzt erhob das Mädchen den Kopf, gewahrte Rauls ſtaunenden Blick, ſprang auf, eilte zu ihm und redete ihn in reinſtem Franzöſiſch an:

„Um Vergebung, Herr, daß ich Sie mit meinem Geſange geweckt habe.“

„Aber träume ich denn oder wache ich wirklich?“ fragte der Kranke. „Iſt es kein Traum mehr? Wo bin ich? Und wie bin ich hierher gekommen?“

„Mein Herr“, klang die Antwort mit ſüßer Stimme an ſein Ohr, „Sie träumen nicht mehr, und Großvater ſagte mir heute Morgen, daß er Sie nun für gerettet anſehe. Sie ſind hier bei armen Leuten, aber bei Freunden; ein Freund meines Großvaters, der „Rotfuchs“, ein Hurone, hat ſie hierher gebracht, nachdem er ſie von dem Baume abgeſchnitten hatte, an den ſie von den ſchändlichen Engländern aufgeknüpft worden waren.“

„O, Gott“, rief Raul, „ich erinnere mich; der elende Arnold rächte an mir den Tod ſeines Miſchuldigen.“ Bei dieſen Worten umwölkte ſich die Stirn des

jungen Mannes und seine Augen glänzten in einem so wilden Feuer, daß das Mädchen erschrak und besänftigend wieder das Wort nahm:

„Beruhigen Sie sich, regen Sie sich um Gotteswillen ja nicht auf; ich bereite Ihnen jetzt eine Tasse Thee, welche Sie trinken sollen, und dann sprechen wir kein Wort mehr, bis Großvater wieder zurückgekehrt ist.“

Raul trank den Thee, schlief wieder ein; diesmal war es ein erquickender, stärkender Schlaf. Als er abermals erwachte, kam gerade der alte David aus dem Walde und trug noch auf seiner Schulter die schwere Art, mit welcher er hundertjährige Stämme gefällt hatte. In herzlicher, zuthullich-heitere Weise grüßte er den Genesenden, erzählte ihm, wie ihn der Rotfuchs gerettet, und schloß mit den Worten: „Das Übrige hat die Pflege meiner Enkelin gethan.“

„O, ich danke Ihnen von ganzem Herzen“, sprach Raul, „will aber nun Ihre Gastfreundschaft nicht länger mißbrauchen; diese Wohnung ist klein, und meine Gegenwart muß Sie doch sehr belästigt haben!“

„Durchaus nicht“, erwiderte Michaux, „Eva hat ihr Gemach, und ich bin vollkommen zufrieden, wenn ich mich auf einen warmen Pelz neben den Herd legen kann.“

„Sie sind wirklich sehr gütig“, sprach Haudry wieder; „aber wenn Sie mir das Leben gerettet haben, bleibt mir noch die Aufgabe, meine Ehre zu retten, die mir dieser schändliche Arnold gestohlen hat. Ich fühle, daß bei mir die Kräfte wieder zurückkehren und will nun ohne Säumen die Armees Washingtons auffuchen.“

Mit diesen Worten richtete er sich auf, sprang vom Lager auf, kaum hatte er aber den Boden berührt, als er schwankte und seine Beine den Dienst versagten. Er wäre niedergestürzt, wenn ihn nicht David mit seinen starken Armen aufgefangen hätte.

„Wie unvorsichtig!“ rief der Greis, indem er Raul sanft wieder auf seine Felle niederlegte. „Was denken Sie? Gehen? Marschieren? Im besten Falle können Sie sich vielleicht in drei Wochen wieder auf ihren Beinen nach Wohlgefallen weiter bewegen!“

„Dann bin ich verloren“, seufzte der junge Mann und verbarg sein Gesicht in seinen Händen, während ihm die Thränen über die Wangen flossen.

„Ich weiß nicht, welche zwingende Ursache Sie treibt, aufzubrechen“, sprach David teilnehmend, „aber gegen die Unmöglichkeit kann niemand streiten wollen. Und selbst wenn Sie im Stande wären, zu gehen, könnten Sie doch in diesem Augenblicke das Haus nicht verlassen. Die Engländer durchstreifen die ganze weite Gegend um den Delaware, und beim ersten Schritte, den Sie wagen, würden Sie wieder eingefangen sein. Verhalten Sie sich daher ruhig hier, erholen Sie



Raul in Verzweiflung.

sich, und wenn Sie wirklich wieder bei Kräften sind, so geleite ich Sie, so wahr ich David Michaux heiße, wohin Sie wollen. Was schadet es auch, wenn Sie noch vierzehn Tage oder drei Wochen warten? Ich verspreche Ihnen, daß ich Sie dann ungefährdet an Ort und Stelle bringe.“

Raul fügte sich, weil er mußte. Aber die Kräfte kamen viel langsamer wieder, als er gehofft hatte. Erst nach zwei Wochen konnte er von seinem Lager sich erheben und, unterstützt von David, unsichern Schrittes die Hütte durchschreiten. Als er zum erstenmal wieder in das Freie trat, die frische Luft ihn anwehte und die Sonne ihn beschien, fühlte er sich wieder unendlich wohl. Der Alte hatte ihm einen Sitz zurecht gemacht, einen Holzstolz mit ein paar Fischeotterfellen bedeckt, und hier erholte sich der Genesende ersichtlich.

Hatte ihn Michaux hierher an seinen Platz gebracht, so ergriff er seine Art und ging in den Wald, Eva aber setzte sich mit ihrer Arbeit zu Raul und suchte ihn durch ihr heiteres Gespräch zu zerstreuen. Dankbar für soviel Liebe und Sorgfalt, entdeckte er der schwesterlichen Freundin das Geheimnis seines Lebens, erzählte seine Schicksale, schilderte sein Unglück und die Zertrümmerung seiner Hoffnungen.

„Bald“, sprach Eva, „werden Ihre Prüfungen überstanden sein, und Sie werden Ihr geliebtes Frankreich wiedersehen.“

„Und Sie“, fragte Haudry, „werden Sie sich nicht auch freuen, wieder dahin zu kommen?“

„Ich kenne Frankreich nicht“, antwortete Eva, „und für arme Leute, wie wir sind, ist es dahin viel zu weit. Alles, um was ich Gott bitte, ist, daß er uns vergönnt, wieder in das Land unsrer Väter zurückzukehren.“

„Sind Sie denn keine Franzosen, Ihr Vater und Sie?“ fragte Raul erstaunt.

„Wir sind nicht Franzosen aus Alt-Frankreich“, entgegnete das Mädchen, „wir sind Akadier.“

„Akadier?“ wiederholte Haudry. „Diese kenne ich nicht.“

„Ich sehe“, begann Eva wieder, „daß Sie von unsrer Geschichte nicht viel wissen; leider ist sie noch weit trauriger, als die Ihre. Doch ich will sie Ihnen erzählen, obwohl mein Herz blutet, wenn die Erinnerung an alle diese Leiden wieder erweckt wird. Nie ist ein Volk härter geprüft worden als wir; wohl hat keins mehr gelitten als wir.“

Es sind ungefähr zweihundert Jahre her, seit unsre Vorfahren, Landleute aus der Normandie und der Bretagne, an dem St. Lorenzgolfe landeten, sich dort niederließen und eine große Halbinsel sowie das Land südlich vom Lorenzstrom allmählich bevölkerten. Sie bepflanzten den Boden und machten ihn urbar, bauten Dörfer und nannten ihre neue Heimat Akadien; aber in ihrem Herzen blieben sie gute Franzosen und vergaßen das alte Mutterland nicht. Auf einmal kam die Nachricht, daß der König sie und ihr Land, ohne sie nur zu fragen, den

Engländern abgetreten habe. Einige junge Leute flüchteten nach Kanada, um sich dort zu sammeln und dann mit bewaffneter Hand in ihr altes Heimatland einzubrechen, um es wieder zu befreien; es kam auch zu Schlacht und Sieg, aber schließlich blieben die Engländer doch die Oberherren. Die weniger Heißblütigen, welche vor allem ihre Familien und ihre Besitztümer retten wollten, hatten sich ruhig verhalten und nicht teil an dem Kampfe genommen; sie hegten jedoch im stillen die Hoffnung, daß ihre Brüder in Frankreich sie schon eines Tages wieder aus der englischen Knechtschaft befreien würden.

Zu diesen gehörte auch unsre Familie. Mein Großvater, damals noch sehr jung (denn es sind schon über fünfzig Jahre her), wohnte mit seinen Eltern in Grand-Pre, einer der schönsten und reichsten Ortschaften von Madien.



Madischer Gutshof des älteren Michaud vor der Einäscherung.

Ihre schönen Häuser mit ihren Ziegeldächern, ihren ephenumrankten Giebeln gruppierten sich malerisch um eine einfache, nette Kirche mit einem schlanken hölzernen Turme; rundum dehnten sich saftige Weideplätze aus, belebt von zahlreichen Herden. Mein Großvater wird Ihnen erzählen, wie schön und lieblich, wie friedlich und behaglich es sich dort leben ließ. Es war ein irdisches Paradies, bewohnt von guten, ehrlichen Menschen; nie hörte man etwas von einem Verbrechen; Diebstahl war unbekannt; zum Gericht traten die ältesten Männer zusammen unter dem Voritze des ehrwürdigen Geistlichen.

Wie ich Ihnen schon sagte, war mein Großvater damals noch sehr jung. Erst zwei Jahre verheiratet, hatte er einen einzigen Sohn, meinen Vater, und wohnte noch bei seinen Eltern. Die Familie war eine der ehrbarsten und angesehensten in Grand-Pre. Eines Abends saß mein Großvater, müde von der Tagesarbeit, am Feuer, um sich zu erholen, während die Großmutter nähte. Den Alten machte es Vergnügen, den ersten Gehversuchen ihres Enkels zuzusehen.

Plötzlich wird die Thür aufgerissen, ein Nachbar, der Schmied Basil, tritt ein und ruft mit erregter Stimme: „David, weißt du schon die Neuigkeit? Die englische Flotte hat soeben in der Bai geankert, und der Kommandant den Befehl geschickt, alle Männer von Grand-Pre sollten sich morgen um die Mittagshunde in der Kirche versammeln und die Befehle des Königs vernehmen.“

„Wir sind ruhige Unterthanen“, sprach mein Großvater. „Man hat uns schon die Waffen abgenommen; was können die Engländer noch von uns wollen?“

Am andern Morgen versammelten sich alle selbständigen Männer, wie es ihnen geboten worden war, in der Kirche; alsbald marschierte auch Militär mit geladenem Gewehre auf und umstellte das Gotteshaus. Der Kommandant der Truppen trat ein und verlas eine Proklamation, die ungefähr so lautete:

„Bewohner von Grand-Pre! Der König, mein Herr, hat euch hierher kommen lassen, daß ihr seine Befehle vernehmt. Ungeachtet eurer ersten Rebellion hat man euch doch mit Milde und Sanftmut behandelt; ihr aber habt des Königs Großmut verkannt und fahret fort, im Stillen Verschwörungen anzuzetteln. Nun aber ist sein Zorn entbrannt. So wisset denn: von heute an gehen eure Ländereien, eure Häuser und euer Vieh in den Besitz der Krone über, welche die rechtmäßige Eigentümerin derselben ist; ihr aber, eure Weiber und Kinder werdet sofort auf unire Schiffe gebracht und nach andern, entfernten Gegenden transportiert, wo Gott euch möge zu guten und gehorsamen Unterthanen werden lassen. Ihr seid meine Gefangenen nach dem Willen Seiner Majestät, meines allernädigsten Königs und Herrn.“

Als die armen Landleute diese schrecklichen Worte hörten, sahen sie sich einen Augenblick stumm und starr einander an, dann drängten sie in Angst und Haß nach der Thür — aber da standen die Soldaten und hielten ihnen die Gewehre entgegen.

Ein Schrei der Wut entrang sich der Menge, und viele wollten die Reihen der Soldaten durchbrechen; aber diese stießen und zuletzt schossen sie auch unbarmherzig zu — der Boden des Gotteshauses ward mit Blut gefärbt. Da sprang der ehrwürdige Geistliche, welcher am Altare stehend dem schrecklichen Auftritte beigewohnt hatte, hervor, trat zwischen Volk und Militär und rief seinen Beichtkindern zu: „Wie? Wollt ihr das Haus des Herrn entweihen durch nutzlosen, blutigen Kampf? Sehet an das heilige Altarbild und denkt der Worte des Gekreuzigten: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!“ Seinen Händen empfiehlt euch und die Eurigen!“ Dann kniete er nieder, sprach ein lautes Gebet, und alle beteten mit ihm.

Aus der Kirche tretend, wurden sie umstellt, nach ihren Wohnungen geleitet, wo sie die nötigsten Kleidungsstücke zusammenpackten, und dann ging es in einem langen Trauerzuge dem Meere zu; sie wurden weiter getrieben gleich einer Herde Verbrecher. Es war eine entsetzliche Prüfung; die Familien, die gestern noch in Friede, Glück und Wohlstand lebten, lagen heute die Nacht auf rauher Erde.

Sie alle waren Bettler, die nichts mehr besaßen als das, was sie auf dem Leibe trugen, alles andre hatte ihnen des Königs Gewalthaber genommen. Die einen starrten stumm vor sich hin, andre weinten, beteten und beklagten ihr Los, und wieder andre riefen die Rache des Himmels herab auf die Unterdrückten. David Michaux, mein Großvater, hatte zu sorgen für einen alten, von der Last der Jahre gebeugten Vater, für eine trostlose Mutter, die von Jammer ganz außer sich war; dann für seine unglückliche Frau mit dem kleinen Kinde auf dem Arme. Vergebens suchte er die Jammernden zu trösten und aufzurichten, ihnen Mut und Hoffnung einzureden — es war alles umsonst; sie fühlten in Verzweiflung ihr Glück für immer vernichtet.

Gegen Morgen erhellte ein feuriger Schein den Horizont. Alle glaubten zuerst, es sei der Schimmer der aufgehenden Sonne; bald aber erhob sich ein dicker Rauch über Grand-Pre — das Dorf brannte, angezündet durch die Horden, welche der König von England gesendet hatte; verschreckt durch die Flammen, jagte das Vieh durch die Auen, die Luft erfüllend mit kläglichem Gebrüll. Kurz, es waren schreckliche Stunden. Die Vertriebenen, ihr Unglück in seiner ganzen furchtbaren Größe vor Augen, überließen sich der Verzweiflung. Jüngere Leute drängten gegen die Soldaten und durchbohrten sich selbst die Brust mit den Bajonetten, während Frauen und Greise sich in wahnsinnigem Schmerz auf dem Boden wälzten . . . Mein Urgroßvater unterlag der Last des Unglücks, er atmete in den Armen seines Sohnes David seinen Geist aus, und wenige Minuten nachher mußte ihn dieser in den Uferland verscharren, denn die Trompeten gaben das Zeichen zum Aufbruch, und die englischen Soldaten drängten in ihrer Gefühlslosigkeit die aus der Heimat Verbannten nach den Barken, welche die Trostlosen hinüber zu den Schiffen brachten.

David Michaux und die Seinen wurden bei Philadelphia an das Land gesetzt, dem gräßlichsten Elende preisgegeben. Die Urgroßmutter starb bald, mein Großvater aber zog nach Virginien, wo er sich in der Gegend von Yorktown niederließ und Holzfäller wurde. Mein Vater, als er groß und kräftig geworden, verheiratete sich mit einer jungen, gleich ihm vertriebenen Kadierin; nach Verlauf etlicher Jahre hatten sie einigen Trost in ihren zwei Kindern gefunden, meinem Bruder Peter und mir.

Es ging ihnen gut und sie fühlten sich glücklich, als neues Unglück mit aller Wut über sie hereinbrach. Durch den Sturz eines Baumes, welchen er fällte, ward mein Vater erschlagen; meine Mutter starb kurz darauf in Folge des Schreckens und Entsetzens, und meine Großmutter überlebte den doppelten Verlust nicht lange. So stand jetzt David Michaux mit zwei kleinen Enkeln allein da. Der Anblick des Ortes, wo er mit seiner Familie glücklich gelebt, war ihm peinlich geworden und rief seinen Schmerz stets von neuem wach. Er verließ daher die Gegend von Yorktown und zog hierher in diesen einsamen, wüsten Winkel

am Delaware. Hier wuchs ich auf, sorglos und zufrieden unter dem Schutze und der Pflege meines würdigen Großvaters; bald aber erhob das Schicksal, welches sich gegen uns verschworen zu haben schien, wiederum den Arm zu einem niederschmetternden Schlage.

Nachdem mein Bruder ein schöner, kräftiger Bursche von achtzehn Jahren geworden war, half er meinem Großvater bei seiner Arbeit; während der guten Jahreszeit schaffte er im Walde, im Winter stellte er den Mardern und Fischottern Fallen, und die Jagd auf diese Tiere lohnte sich reichlich. Da unser guter Großvater sich immer noch scheute, seine Einsamkeit zu verlassen und nur, wenn es sein mußte, unter Menschen ging, so brachte Peter die Pelze in die Stadt und schloß die Verträge mit den Holzhändlern in Layton, denen wir dann die Stämme auf dem Delaware zuführten. Voriges Jahr, nachdem der Krieg schon begonnen hatte, ging Peter auch eines Tages weg und — kam nicht wieder. Ein Kaufmann aus Layton, welcher uns jüngst besuchte, erzählte uns, daß ihn die Engländer aufgegriffen, in ein Wirtshaus geschleppt und gezwungen hätten, den bunten Rock des Königs anzuziehen. Seit dieser Zeit haben wir von meinem armen Bruder nichts mehr gehört.“

So endete Eva ihre Erzählung unter schmerzlichen Thränen. — — —

Rasch ging es mit Hauls Genesung vorwärts, täglich nahm er an Kräften zu, hoffnungsvoll dem Tage entgegensehend, an welchem er seine Kameraden wieder auffuchen und seinem Freunde La Ramée die Hand drücken könnte.

Bis dahin aber spielten sich noch manche ernste Zwischenfälle ab.





Am Wachtfeuer.

4. Der Wilde am Lagerfeuer.

In Westpoint war das Kriegsgericht versammelt.

Major André hatte im Verhör ohne Rückhalt seine Schuld eingestanden; nach Herkommen und Gebrauch gebührte ihm der Galgen. „Es thut mir leid für den sonst wackern Offizier“, sprach Steuben, „aber ihm ist nicht zu helfen. Traurig ist es, daß nur er büßen muß, und daß der Hauptverbrecher entwischt ist; André hat dem Feinde schaden wollen, aber Arnold hat sein Vaterland verraten, seinen Eid gebrochen — Schmach über ihn! Er hat den Strick zehnmal verdient; wer diesen Schurken einfängt, der soll mein Freund sein.“

Der Abscheu Steubens vor dem Berrate Benedikt Arnolds kannte keine Grenzen. Acht Tage nach der Hinrichtung des englischen Majors befand sich der Generalinspektor bei einer Truppenmusterung; als die Namen der Soldaten abgelesen wurden, erscholl auch der Name „Jonathan Arnold“. Das fuhr dem Baron wie ein elektrischer Funke durch alle Glieder; er sah sich den Mann an, welcher den verhassten Namen trug; es war ein wackerer, stattlicher Bursche mit offenem Blick und ehrlichem Gesicht. — Steuben schritt auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sprach zu ihm in freundlichem Tone: „Komm' nachher zu mir in mein Zelt!“ Und als Jonathan nach Schluß der Musterung vor den Inspektor trat, sagte dieser: „Du bist ein zu braver Soldat, als daß du den Namen eines Verräters tragen solltest, einen Namen, den ich ohne Abscheu nicht aussprechen mag. Ändere ihn, nimm einen andern an, aber jetzt sogleich; deinen bisherigen will ich nicht mehr hören.“

„Aber, Herr General“, entgegnete verlegen der Soldat, „wie soll ich dann heißen? Ich habe doch keinen andern Namen, woher soll ich einen bekommen?“

„Nimm den ersten besten, der dir einfällt“, sprach der Baron wieder, „nimm meinen, wenn du keinen bessern weißt; er steht dir zu Diensten.“

Da lächelte der Burfche und erwiderte: „Ja, wenn das der Herr General erlaubt, „Jonathan Steuben“ will ich gern heißen“, und sogleich ward die Änderung der Kompanieliste vorgenommen, und nach dem Schlusse des Krieges auch von der Regierung amtlich bestätigt.

In Nord- und Südcarolina hausten unterdessen die Engländer wie Barbaren, verwüsteten, zerstörten, plünderten, raubten und mordeten mit unmenschlicher Grausamkeit; sie wollten das Land zu Grunde richten, damit es sich nicht an dem Befreiungskampfe beteiligen könne.

„Lieber Steuben“, sprach Washington, „ich entbehre Sie hier sehr ungern, aber anderwärts sind Sie noch nötiger. General Greene soll nach Carolina gehen, um dort den Verwüstungszügen des Feindes Einhalt zu gebieten. Begeben Sie sich nach Virginia, heben sie dort Truppen aus, organisieren Sie ein Heer, legen Sie Magazine an — kurz, bringen Sie das dort fertig, was Sie bisher hier unter meinen Augen gethan haben. So leid es mir ist, Sie gehen lassen zu müssen, aber dort, an so bedrohter Stelle, will nichts in rechten Gang kommen — dort muß ein energischer Charakter und Organisator sich der Sache annehmen; mit einem Worte: Es fehlt den Leuten dort an einem Steuben.“

Alle Mängel und Übelstände, welche der Baron im Norden vorgefunden und zu einem großen Teile beseitigt hatte, fand er in Virginia in erhöhtem Maße vor; es war eine übermenschliche Arbeit, hier gesunde, ja nur leidliche Zustände herzustellen. Die Bedeutung des Werkes wurde aber verzehnfacht durch die Aufgabe, welche Greene lösen sollte; wollte dieser Carolina befreien, den Engländern entreißen, so mußte er sich auf Virginia stützen; dort mußte ihm der Rücken gedeckt sein, von dort aus mußte die Verbindung mit Washington erhalten werden; durch Virginia mußten ihm Verstärkungen, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Munition, Pferde und Geschütze zugeführt werden.

Welche Bedeutung der Wirksamkeit des Barons hier beizumessen war, erkannte der Feind gar wohl. Steubens Maßnahmen zunichte oder unschädlich zu machen, dahin ging der Hauptplan des englischen Oberfeldherrn. Virginia bildete die große Kornkammer für den Süden; wurden hier die Hilfsquellen vernichtet oder verkümmert, so konnte Greene sich nicht in Carolina halten. Es galt also, dem umsichtigen, erfahrenen und thatkräftigen Gegner einen ihm gewachsenen Mann gegenüber zu stellen, und da ein solcher nicht bei der Hand war, geriet Clinton auf den Gedanken, Arnold dahin zu senden, der sich als rasch entschlossener Heerführer bewährt hatte, und das, was ihm in Vergleichung mit Steuben noch abging, durch die Glut seines Hasses ersetzte. Arnold selbst hatte ja gewünscht, als Würgengel durch die reiche Provinz ziehen zu können und befand sich bereits mit Dragonern und hessischer Infanterie auf dem Wege dorthin.

Er erhielt nun die nötige Verstärkung, während er sich noch an den Ufern des Delaware umhertrieb, und hätte nun nach Süden vordringen können. Allein es preßte ihn nicht damit; erst wollte er in Pennsylvania und New Jersey reine Arbeit machen, d. h. plündern und zerstören, dann durch Maryland nach Virginia ziehen. So kam es, daß Steuben früher dort anlangte als er.

Rochembeaus Plan wegen New York war bekanntlich durch Kauls Gefangennahme vereitelt worden. Als der französische Oberbefehlshaber nun Kenntnis von Arnolds Aufbruch erhielt, erging sogleich an Herrn de l'Éstrade der Befehl, jenem alsbald zu folgen und weiterhin nach bestem Ermessen zu verfahren. Wenn irgend möglich, sollte der Verräter eingefangen werden; dabei konnten die den Amerikanern befreundeten Indianerstämme unbezahlbare Dienste leisten, namentlich die Huronen, Washingtons treueste Bundesgenossen.

Es war eine kalte Nacht. Beim bleichen Schimmer des anbrechenden Tages lagerte dichter Nebel über der Flur; Boden, Bäume und Gesträuch waren mit weißem Reife bedeckt. Ruhe herrschte noch in dem französischen Lager. Die vorgeschobenen Posten stampften den Boden mit ihren Füßen, um sich zu erwärmen und warfen sehnsüchtige Blicke nach den Wachtfeuern, die weit hinter ihnen loderten und deren Schein den Nebel nur schwach durchdrang.

Einige Soldaten hatten ihre weißen Leinwandhütten verlassen, sich um ein solches Feuer geschart, und suchten nun sitzend oder stehend sich zu erwärmen. Sie streckten die Arme über das Feuer aus, oder rieben die Hände aneinander, dabei leise die Unterhaltung weiterführend; denn die schlafenden Kameraden sollten nicht in ihrer Ruhe gestört werden. Sie trugen sämtlich weiße Röcke mit hellblauen Kragen und Aufschlägen und gehörten dem Regimente Royal-Muvergne an.

„Herr Gott“, fing der eine an, ein baumlanger, schlanker Burfsche, „ist das eine Nacht! In diesem Hundeland ist es noch kälter als im kältesten Winkel der Vogesen, wo wir während des berühmten Winters von 1768 kampierten.“

„Ach, was“, entgegnete ein anderer. „Es ist ein wenig frisch . . . das ist alles!“

„Wißt ihr“, erklärte ein dritter lachend, „La Fortune ist so groß, daß er erstens doppelte Oberfläche hat, daher kann auch doppelt soviel Kälte auf ihn einwirken; zweitens reicht er höher hinauf als wir, und oben, auf hohen Bergen ist es immer kälter als hier unten bei uns.“

„Schwätzt, was ihr wollt“, sprach La Fortune, „und macht meinethwegen schlechte Witze nach Belieben; es hat keiner von euch auf der Feldwache zugebracht, ohne Feuer, im kalten, feuchten Nebel, auf dem gefrorenen Boden sitzend. Und doch gebe ich diese Wache nicht um einen Silienthaler, denn es ist mir das tollste Abenteuer passiert, das ich hierzulande noch erlebt habe.“

„Heraus damit! — Was ist's?“ fragten alle durcheinander und sahen den Sprecher neugierig an, der, um Rede und Antwort zu stehen, sich räusperte.

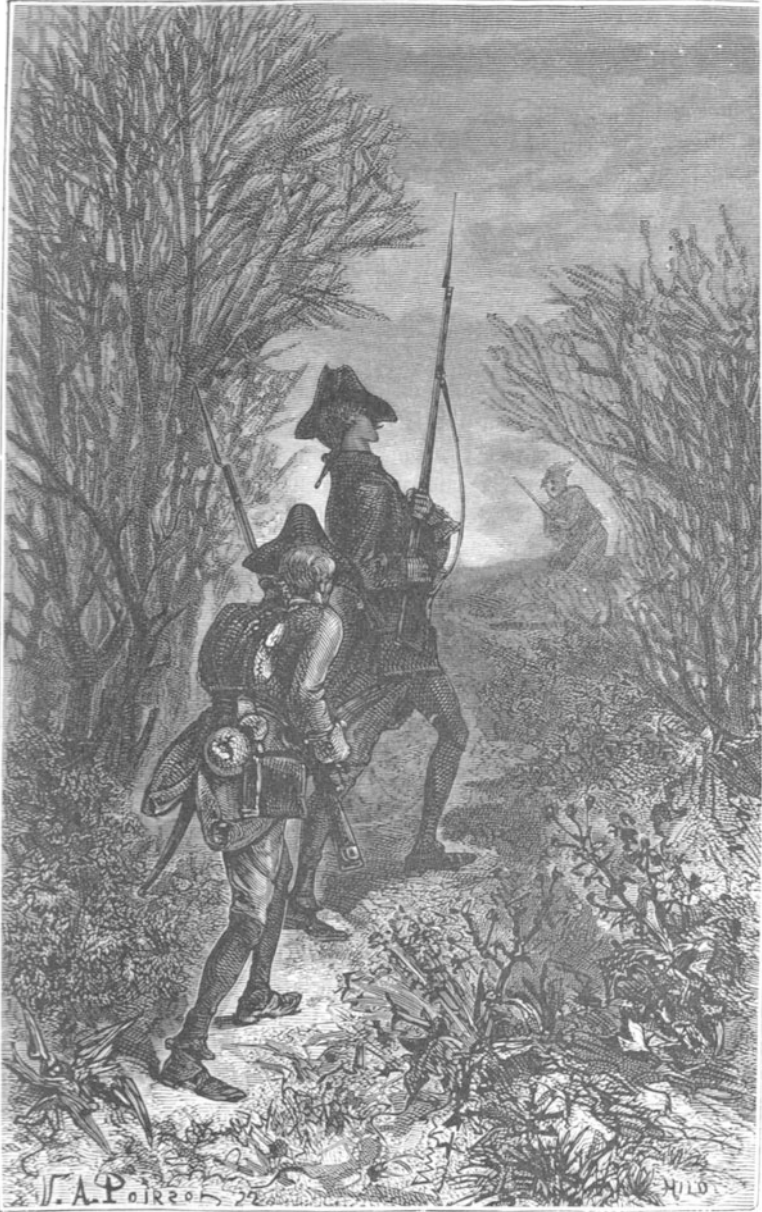
„Also“, begann La Fortune, „ihr wißt, daß unser Oberst, der Baron de l'Éstrade, Befehl gegeben hat, die Wachen auf den äußersten Vorposten zu verdoppeln. Man weiß nicht, wo die Engländer im Augenblicke stehen, und wir können, ohne es zu ahnen, uns in ihrer Nähe befinden. Nachdem ich meine Leute aufgestellt hatte, machte ich selbst die Runde, um mich zu vergewissern, daß jeder an seinem Platze sei und die Augen offen halte. Und wie gut war es! Auf einmal finde ich einen meiner Posten, Paumier, den Rekruten von Montrichard, eingeschlafen und schon von Kälte halb erstarrt. Wie ich ihn nun rüttelte und schüttelte und aufwecke, ist mir's, als bewege sich etwas zwanzig Schritte von uns in der Dunkelheit. „Halt! Wer da?“ rufe ich, und wie sich's hinterm Busche doch weiter bewegt, lege ich an — in demselben Augenblick tönt in gutem Französisch die Antwort herüber: „Gut Freund!“ — „Vorwärts!“ kommandiere ich und halte mich fertig, ihn gebührend zu empfangen, wenn es doch ein Feind wäre; auf solch gewöhnliche Kriegslisten und Kniffe, wißt ihr, lasse ich mich nicht ein. Der Mensch nähert sich, und als er vor mir steht, kann ich beim ersten Grauen des Tages auch die Gestalt erkennen. Ihr mögt es nun glauben, oder nicht — ich war doch etwas perplex geworden und hätte schier beinahe meine Flinte aus der Hand fallen lassen — mir gegenüber steht ein leibhaftiger Wilder.“

„Was? Ein Wilder?“ riefen die Zuhörer, noch neugieriger gemacht. Wohl hatten sie schon von Indianern sprechen hören, gesehen aber bis dahin noch keinen.

„Ja, ein rothhäutig-brauner Wilder“, nahm La Fortune wieder das Wort, „ein wahrer und wirklicher, mit braunem Gesichte, Federn oder sonst was auf dem Kopfe, in einem langen Mantel oder auch großem Fell — wie ihr wollt. Kurz, ich sehe deutlich das, was man einen Indianer oder auch eine Rothhaut nennt, wahrscheinlich, weil sie sich die Nase mit Zinnober oder Zimt anstreichen. Wir gloßen uns einen Augenblick einander an, wie versteinerte Götzen, bis mein Herr Wilder seinen Mund aufthut und anfängt zu sprechen: „Der Hurone ist der Freund seiner Brüder aus Frankreich; führe mich zu deinem Hauptmann!“ Nun wußt' ich anfangs gar nicht, ob ich so recht bei Sinnen sei. Verstehe ich denn auf einmal die Sprache der Wilden, oder versteht der Rothhäutige Französisch? Der aber läßt mich gar nicht zu mir selber kommen und fängt wieder an: „Schnell, schnell, führe mich hin, oder laß mich meinen Weg weiter verfolgen — der Tag bricht bald an, und ich muß deinen Hauptmann vorher sprechen!“

„Wie? Was?“ warfen die andern ein, „dein Wilder sprach wirklich französisch?“

„Ja“, fuhr La Fortune fort, „so gut wie ihr und ich, und vielleicht noch besser. Darauf antwortete ich ihm: „Herr Hurone, Ihr wißt vielleicht nicht, daß man zu dieser Stunde den Obersten nicht belästigt; auch kann ich meinen Posten nicht verlassen, aber noch viel weniger darf ich Euch allein in das Lager gehen lassen.“



„Halt! Wer da?“ (zu S. 130).

„Der Wilde redet daraufhin kein Wort mehr, hockt sich auf den Boden und sitzt da regungslos wie ein Klotz. Endlich, nach einer Stunde, zieht die Wache auf, wir kehren in das Lager zurück, ich nehme meinen Wilden mit, und sobald wir hier angekommen sind, führe ich ihn zu unserm Hauptmann, dem Herrn von Sireuil. Als ich diesem die Sache vorgetragen und gesagt hatte, daß ich den Wilden schon eine Stunde bewacht und beobachtet hätte, heißt er mich einen zehnhörnigen Ochsen und ein Rindvieh aus dem ff, schickt mich mir nichts dir nichts ohne weiteres fort, während er dem verwünschten Indianer mit aller möglichen Höflichkeit begegnet. Es thut mir fast leid, daß ich den Kerl nicht ohne weiteres zusammengeschoffen habe. Aber das müßt ihr doch zugeben, daß dies eine ganz sonderbare Geschichte ist.“

„O, du Dummrian von Dummkopf! Eselhafter Schafskopf!“ rief jetzt einer der Umstehenden. „Hast du denn nicht begriffen, daß dein Wilder gar keine echte Rothhaut ist, so wenig als du und ich? Es war ein verkleideter Bote aus dem amerikanischen Lager, oder — ein Spion.“

„Natürlich“, stimmten die andern Soldaten im Chöre bei. „La Ramée hat recht; du hast dich durch irgend einen Kundschafter anführen lassen.“

Gereizt durch den Einwurf des Lambourmajors, sprach La Fortune mit Bitterkeit: „La Ramée behauptet, es sei ein Spion gewesen — nun, er versteht sich freilich auf Spione; denn er stand ja auf dem besten Fuße mit dem kleinen Trommler, welcher mit den Depeschen des Generals durchgegangen ist.“

„Davon still!“ sagte La Ramée, und dicht vor den Unteroffizier tretend und seinen Arm schüttelnd, fügte er hinzu: „Du weißt, ich habe dir verboten, je in meinem Beisein von Haul Gaudry zu sprechen. Laß dir's gesagt sein!“

„Hoho! Was fällt dir ein?“ entgegnete herausfordernd La Fortune, indem er ernstlich böse ward. „Hältst du mich für einen deiner armseligen Trommler, daß du eine Sprache gegen mich führst, wie wenn du mir Befehle geben wolltest?“

Ein ärgerlicher Zusammenstoß schien unvermeidlich, als ein junger Offizier herbeieilte und mit lauter Stimme rief: „La Ramée! Wo ist La Ramée?“

„Hier, Herr Leutnant!“ antwortete der Gesuchte und trat aus dem Kreise.

„Slink, mein Bursche“, sprach der Offizier. „Rufe deine Trommler zusammen und laß sie sogleich Generalmarsch schlagen. Befehl des Obersten!“

Bei diesen Worten lief La Ramée eiligst davon, und die andern Soldaten sprangen nach ihren Zelten. Einen Augenblick später ertönte Trommelschlag durch das Lager, die Mannschaft trat aus den Zelten, den Tornister auf dem Rücken, die Flinte auf der Schulter; die Kompanien formierten sich, des Befehls zum Aufbruch gewärtig. Eben ging die Sonne auf, mit ihren blassen Strahlen nur schwach den Nebel durchdringend, als die Männer von Royal-Auvergne aus dem Lager marschierten, wo nur eine kleine Abteilung zur Bewachung zurückgelassen wurde. Voran ritt Baron de l'Éstrade, sich mit dem Indianer unterhaltend, der an

seiner Seite schritt. „Wie hast du uns hier auffinden können?“ fragte der Oberst. „Meine Kolonne ist erst seit zwei Tagen nach dieser Gegend vorgerückt.“

„Häuptling“, antwortete der Hurone, „meine Krieger durchstreifen schon seit acht Tagen Ebene und Busch; durch sie erfuhr ich, wo du warst.“

„Und bist du sicher, Rotfuchs“, nahm der Baron wieder das Wort, „daß Arnold selbst in diesem Augenblicke am Delaware ist?“



Beschleichen des Feindes.

„Rotfuchs' Augen täuschen ihn nicht“, erwiderte stolz der rote Mann. Rotfuchs hat den Verräter selbst gesehen und hat ihn erkannt. Drüben, auf dem jenseitigen Ufer hat einer meiner Freunde, ein Bruder, am Waldessaume seinen Wigwam erbaut; bei ihm fand ich stets Unterkunft, wenn mich der Jagd- oder Kriegspfad in dieses Land führte. Nachdem sich nun meine Krieger gesammelt hatten, folgten wir dem Laufe des Delaware, um am Hudson zu deinen Freunden, den Amerikanern, zu stoßen. In der Nähe der Hütte meines Gastfreundes angekommen, wollte ich doch sehen, wie es ihm gehe. Allein schon von weitem gewahrte ich, daß das Haus von Rotröcken umgeben war; da ließ ich schnell meine Krieger vorgehen und sich im Walde verbergen in den Gebüsch und den dunklen Schatten der Fichten; Rotfuchs aber kroch wie die Schlange am Boden hin von Busch zu Busch, von Strauch zu Strauch und kam so nahe an das Haus, daß er die Engländer sprechen hörte. Ich glaubte zuerst, sie hätten meinen Freund getötet; aber bald sah ich diesen aus dem Hause kommen, und an seiner Seite schritt ein hoher Offizier, den ich bei näherem Betrachten für Arnold erkannte.

Nun schlüpfte ich zu meinen Leuten zurück und machte mich fertig, die Engländer zu überfallen — da brachten mir meine Kundschafter die Nachricht, ihr Franzosen marschirtet gegen den Delaware heran. So verschob ich denn meinen Angriff, suchte dich auf und denke, wenn wir beide zusammen die Engländer fassen, soll uns kein Mann durchgehen — auch nicht einer!“

„Sehr klug und wohl gethan“, sprach der Oberst. „Sie werden schöne Augen machen, wenn wir sie so unversehens überfallen.“

Nach dreistündigem Marsche kam man in die Nähe des Flusses. Der Baron de l'Éstrade ließ seine Mannschaft halten und sich lagern, er aber, mit Herrn von Sireuil an der Seite, geleitet von dem indianischen Führer, näherte sich dem Strome, um die Stellung des Feindes zu erkennen. Sich hinter den Gebüsch verbergend, welche die Ebene bedecken, kamen sie bis an die steile Böschung, an deren Fuß der Delaware seine Wogen wälzt. Auf dem jenseitigen Ufer, in der Mitte zwischen Fluß und Wald, sah man die Zelte aufgeschlagen; hoch oben und hinten am Walde wehte auf der Hütte Davids das englische Banner; unten am Ufer des Flusses bewachten Reiterabteilungen den Übergang.

Herr de l'Éstrade überschaute sinnend alles. Dann sprach er zu Rotfußs: „Gibt's noch eine andre Furt als diese, wo wir den Delaware durchschreiten könnten?“

Stolz erwiderte der Indianer: „Du hast meine Gedanken erraten und ich die deinen. Da unten hinter jenen Bäumen sind meine Leute und erwarten das Zeichen zum Angriff. Sie sind bereit, allein vorzugehen, aber da ihrer nur wenige Flinten haben, wäre es besser, du gäbst ihnen 200 Mann mit, die ich schnell an einem andern Punkte durch den Fluß führen werde.“

„Recht so!“ schloß der Oberst. „Herr von Sireuil begleite dich mit einer Abteilung; er mag den Kampf eröffnen. Ist die Schlacht im besten Gange, und sind hier unten am Ufer die Reiter zur Hilfe hinaufgesprengt, dann passiere ich mit dem ganzen Regiment hier den Fluß und greife die Engländer von vorn an, während ihr sie von hinten gefaßt habt. Und nun vorwärts! Wir dürfen keine Zeit verlieren, wenn wir heute Nacht in der Hütte deines Freundes schlafen wollen.“





Zum Sturm.

5. Wiederfinden.

Auf seinen Streifzügen hin und her war Arnold wieder in die Gegend der Furt gekommen, auf deren östlichem Ufer er den jungen Tambour hatte aufknüpfen lassen. Raul hatte sich inzwischen so weit erholt, daß er Abschied nehmen und seine Kameraden wieder auffuchen wollte; David war gerüstet, ihn so zu führen, daß er ohne Gefahr Westpoint erreichen könne — da vereitelte das unerwartete Erscheinen der Engländer den Plan. Der alte Michaux schaute eben vor der Hütte nach Wind und Wetter aus, siehe — da erblickte er die verhassten roten Uniformen, welche das Thal herauf kamen. Arnold lenkte, sobald er des Hauses ansichtig wurde, seine Schritte dahin, um in demselben sein Hauptquartier aufzuschlagen. Wenig nur hätte gefehlt, so wäre Raul in die Hände seines Todfeindes gefallen. David besann sich jedoch keinen Augenblick, sprang in die Hütte zurück und zog den jungen Mann in einen kleinen, hinten an dem Hause angebrachten Anbau, und zwang ihn, sich da zu verstecken; kaum war er in Sicherheit gebracht, so trat Arnold auch schon zur Thür herein.

Er wollte, wie er sagte, nur wenige Tage hier verweilen, aber er unterließ nicht, als erfahrener Kriegsmann alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er postierte demgemäß seine Wachen an den Fluß, stellte Posten im Walde auf, obwohl es höchst unwahrscheinlich war, daß man ihn von dort her angreifen sollte, und ließ um die Hütte her eine große Zahl von Bäumen fällen, so daß er hierdurch nicht nur einen freieren Ausblick gewann, sondern auch zu einer Schutzwehr gelangte, indem die am Boden liegenden Stämme einem andringenden Feinde bedeutende Hindernisse bereiteten. David und Eva schwebten in steter Angst, ihr Gast könnte entdeckt werden, zumal dieser in hohem Grade ungeduldig wurde und die Flucht ergreifen wollte, was nach ihrer Ansicht sein sicherer Tod gewesen wäre.

So verging ein Tag um den andern bis zu der Stunde, da Rothfuchs mit den Seinen und einer kleinen Schar Franzosen durch den Wald heranrückte. Es war gegen die Mittagszeit, als, weithin widerhallend, Schüsse im Walde fielen.

Mit einem Satze sprang Arnold auf und eilte hinaus; in demselben Augenblick erscholl auch schon das Kriegsgeschrei der Indianer. Beruhigt blieb der General stehen und sprach zu den heraneilenden Offizieren: „Es sind nur Indianer! Ich hatte zuerst gefürchtet, es könnten amerikanische Hunde von der Bande Washingtons sein. Jetzt hat's keine Gefahr. Zertreten wir dieses Gewürm! Und, wohl gemerkt: Es wird kein Pardon gegeben; alles wird ohne Gnade niedergestochen. Vorwärts!“

In einer Minute war die Mannschaft auf den Beinen; schnell waren die Kompanien zusammengetreten und im Lauffschritte dem Waldestrande zugeeilt. Zwischen den Bäumen erschienen bereits die zurückkehrenden Vorposten, und hinter



diesen sah man die Reihen der mit lautem Kriegsruf vorrückenden indianischen Krieger, die einen Hagel von Kugeln herüberjandten. Mutig drangen die Engländer nach dem Walde vor, und ihr energisches Feuer brachte die Indianer zum Stehen; ja, einige Minuten später ließ das Schießen nach — denn, wie auf einen Zauberschlag, waren sämtliche Rothhäute verschwunden! — Sie krochen am Boden weiter, sprangen in Erdhöhlen, kauerten hinter Büschen — — und an ihrer Stelle ward eine lange Linie stattlicher Grenadiere sichtbar, weiß und blau. Sie gaben Feuer, fällten das Gewehr und stürmten laut jubelnd mit aufgezplanten Bajonett vorwärts.

„Franzosen!“ schrien die Engländer, ganz außer Fassung gebracht durch die plötzliche Erscheinung; sie machten kehrt und liefen nach der Hütte Davids zurück. Aber hier hielt sie Arnold auf. „Was?“ rief er mit Donnerstimme, „ihr lauft vor einer Handvoll Franzosen? Schämt ihr euch nicht? Seid ihr Engländer? Vergesst ihr, daß ihr die besten Soldaten der Welt seid, und daß die Franzosen hundertmal in Kanada vor euch geflohen sind? Vorwärts!“ Und hoch den Degen schwingend, sprang er in die vorderste Linie und führte diese wieder gegen den Feind; mit Ungeßüm folgten die Truppen, und jetzt kam an die Franzosen die Reihe, zurückzweichen.

Bei ihrem Rückzuge gerieten sie unter die Indianer; es gab nun ein greuliches Durcheinander, und den Engländern war es leicht, die ersten Reihen über den Haufen zu werfen. Vergebens bemühte sich Herr von Sireuil, seine Grenadiere wieder zu sammeln und in Linie zu stellen — die Engländer drangen unwiderstehlich vor und warfen alles vor sich nieder. Das Spiel schien verloren, und Arnold triumphierte bereits, als er mit einem Male hinter sich ein lebhaftes, kräftiges Feuer vernahm. Wie ein Blitz drehte er sich um, eilte in der Richtung vorwärts. Siehe, eben hatte das Korps des Obersten de l'Étrade die Furt durchschritten,

die Posten geworfen und ging nun zum Angriff vor. In einem Augenblicke hatte Arnold die Sachlage und die Größe der Gefahr erkannt. Schnell raffte er die Nächststehenden zusammen, riß sie mit sich fort, dem neuen Feinde entgegen, denn alles kam jetzt darauf an, diesen aufzuhalten. Aber Royal-Auvergne hatte sich in Schlachtordnung gestellt, La Ramée schwang seinen Stab, die Trommler schlugen Sturm, und im Lauffschritt ging es die Anhöhe hinan zum Bajonettangriff.

Skaum eine einzige Minute noch konnten die Engländer standhalten, Arnold erfaßte alles mit sicherem Blicke, die Partie war unrettbar verloren, jeden Augenblick konnte er eingeschlossen und gefangen werden; da warf er sich auf ein Dragonerpferd, gab ihm die Sporen und jagte davon. Seine Flucht aber gab das Zeichen zum allgemeinen Ausreißen. Nur an Davids Hütte hielten sich die Feinde noch, denn hier hatten sie eine günstige feste Stellung; die rundum liegenden, erst vor wenig Tagen gefällten Bäume machten die Annäherung äußerst schwer und gefährlich; allein das Ende des Kampfes war doch nicht zweifelhaft, sobald de l'Éstrade mit seinem Regimente bei dem Hause angekommen und dieses von allen Seiten umstellt war. Von dieser Überzeugung durchdrungen, ließ der Oberst das Feuer einstellen und forderte die Engländer auf, sich zu ergeben. Flintenschüsse waren die Antwort, und jetzt begann das letzte blutige Ringen. Mann gegen Mann kämpften die Weißen mit den Roten, und zwischen ihnen sprangen wie wilde Tiger die febergeschmückten Krieger des Rotfuchses hin und her: hier und da ertönte noch ein Schuß, aber die Kämpfenden nahmen sich nicht mehr die Mühe, neu zu laden; sie stritten nur noch mit blanker Waffe.

Von der Masse erdrückt, fielen die Engländer nach und nach oder ergaben sich; nur das kleine Häuflein, welches in der Hütte selbst stand, verteidigte sich noch mit dem Mute der Verzweiflung.



Arnold auf der Flucht.

Was war unterdessen aus Kaul geworden? Bei dem ersten Flintenschusse sprang er nach der Thür des Anbaues, wo er eingesperrt war; aber als er sie öffnete, trieb ihn David zurück und forderte ihn auf, den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Kaul gehorcht. Durch die Ritzen der Wand seines Verstecks verfolgte er die Entwicklung des Gefechtes; er sah, wie die Engländer, mit dem Rücken an der Mauer stehend, die Indianer abwehrten; deutlich erkannte er die Uniform seiner Kameraden, und das Herz klopfte ihm in der Brust vor freudiger Erregung — er wäre so gern hinaus, zu ihnen hinübergeeilt, aber Arnolds Krieger harreten in ihrer Stellung aus, und David ließ sich nicht wieder sehen.

Was machen? Kaul konnte nicht länger unthätig bleiben, während alle seine Kameraden im Feuer standen; da fiel ihm ein, daß der Anbau, in welchem

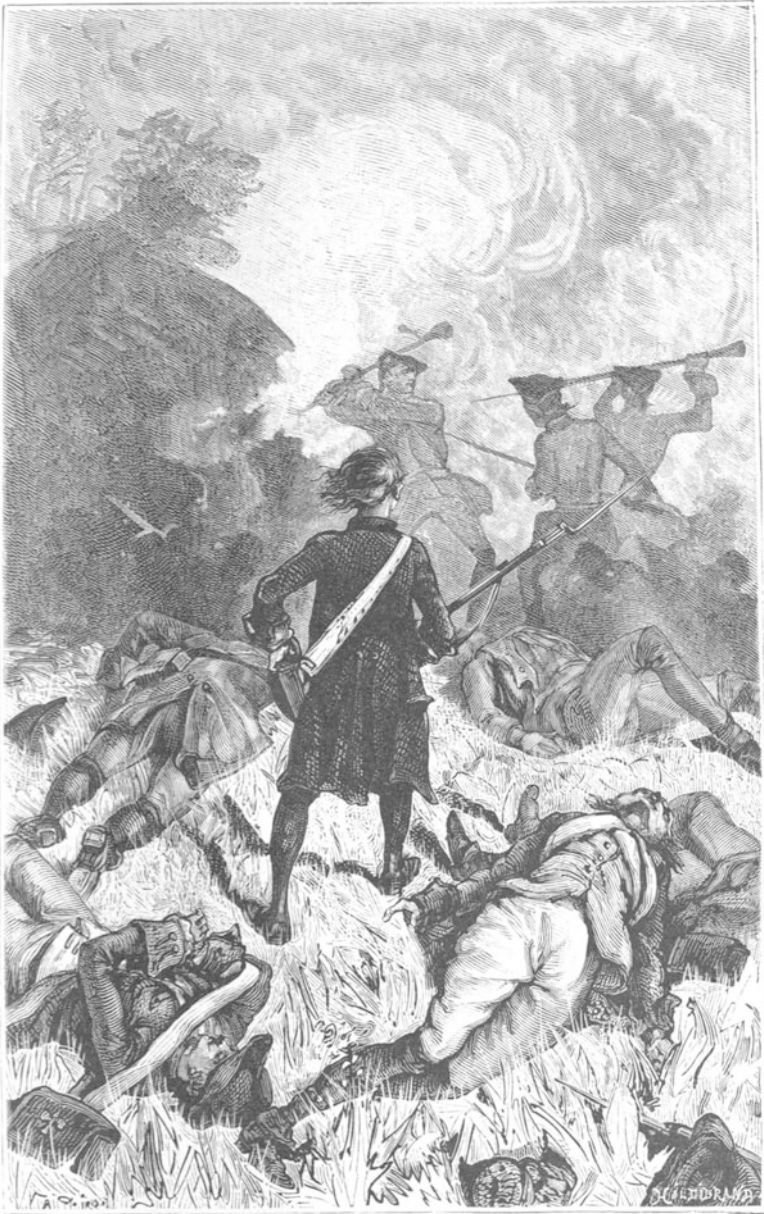
er sich befand, durch eine kleine Öffnung mit dem Innern des Hauses in Verbindung stand. Diese Öffnung diente dazu, durch sie das Holz zur Unterhaltung des Herdfeuers aus dem Nebenraum zu holen, und war zur Zeit nur durch einen Stoß Reisbündel geschlossen. Schnell machte sich Raul an die Arbeit; die Reisbündel flogen beiseite — vorsichtig trat der Tambour ein. Er befand sich jetzt in einer Ecke des großen Raumes, wo er solange krank gelegen, bewußtlos und in Fieberphantasien. Anfangs konnte er vor dichtem Pulverdampf kaum etwas erkennen, doch überjah er bald die Lage. Etwa zehn Engländer standen an den Fenstern, luden, schossen und hörten und sahen nicht, was hinter ihnen vorging. Raul hockte sich hinten in die Ecke, unschlüssig, was er thun sollte; allein als eine Kugel durch das Fenster flog und dicht neben seinem Kopfe in die Wand drang, ward ihm klar, daß er sich in einer gefährlichen Lage befinde und keinesfalls hier weilen dürfe.

Wo waren David und Eva? Was war aus ihnen geworden? Die Schlafstelle der letzteren stand offen. Haudry kroch leise und vorsichtig hinten an der Wand hin — die von ihren letzten Anstrengungen ermüdeten Engländer bemerkten ihn nicht — der Nebenraum war leer — leer wenigstens von Lebenden — auf dem Boden lagen jedoch zwei tote Feinde — das Fenster stand weit offen. Kein Zweifel, die beiden hatten in Verteidigung ihrer kleinen Festung hier ihren Tod gefunden. Schnell entschlossen, nahm Raul dem einen die Patronentasche ab, hing sie um, ergriff ein Gewehr, stieg das Fenster hinaus und befand sich nun im Freien.

Das Gefecht nahte seinem Ende. Hier und da kämpften noch einzelne kleine Gruppen hartnäckig miteinander, der Boden rund um die Hütte war mit Toten, Sterbenden und Verwundeten bedeckt — Blut, Stöhnen, überall Silber des Jammers. Raul, der nie in seinem Leben Ähnliches gesehen, war tief ergriffen; von langer, schwerer Krankheit genesen, seit Beginn des Kampfes eingesperrt, trat er jetzt heraus in das Gewirre. Unentschlossen stand er eine kleine Weile da, den Blick auf die letzten schrecklichen Szenen der Schlacht gerichtet.

Da sah er auf einmal durch den Pulverrauch einen schlanken, stattlichen Franzosen in der ihm so lieb gewordenen weiß und blauen Uniform, welcher sich gegen zwei ihn angreifende Engländer verteidigte. Diese gingen ihm mit dem Bajonette zu Leibe und bedrängten ihn arg; sein Landsmann hatte keine andre Waffe, als einen mächtigen Stock mit großem kupfernen Knopfe; aber er schlug mit diesem so kräftig um sich, handhabte ihn so geschickt, parierte so erfolgreich jeden Stich, daß es eine Freude war, ihm zuzusehen. Doch Raul empfand ein ganz andres Gefühl. Das war La Ramée, sein alter, treuer, väterlicher Freund.

„Gott sei Dank, ich bin noch zur rechten Zeit gekommen!“ dachte der Tambour, lud seine Flinte, ließ sich auf ein Knie nieder, legte an, zielte mit zitternder Hand — der Schuß krachte und der eine Engländer lag am Boden. Entsetzt durch die plötzliche Wendung, wandte sich der andre zur Flucht — ein wuchtiger Hieb mit dem schweren Stocke streckte ihn neben seinem Kameraden nieder.



Raul eilt La Ramée zu Hilfe.

Jetzt sprang Raul auf, eilte zu seinem Freunde und rief mit freudebebender Stimme: „Mein guter La Ramée!“ — Bei dieser Erscheinung wurde der Tambourmajor so verblüfft, daß er seinen Stock aus der Hand fallen ließ; starr blickte er den Wiedergefundenen einen Augenblick an, dann beugte er sich zu ihm nieder, umarmte ihn herzlich und drückte ihn krampfhaft an seine Brust.

„O“, sprach Raul mit tiefer Erregung, „wie bin ich so glücklich, daß ich wieder bei dir bin und dir beistehen konnte!“

Doch La Ramée trat einen Schritt zurück, betrachtete den so plötzlich Aufgetauchten mit weit aufgerissenen Augen und rief: „Unglückseliger, was willst du hier? Wie kommst du hierher? Schnell, rette dich, ehe dich jemand bemerkt!“

„Ich, mich retten?“ fragte Raul. „Du bist nicht gescheit!“

„Also willst du lieber erschossen sein?“ nahm jener wieder das Wort. „Mein Gott, wie konntest du eine solche That begehen!“

„Ah“, sprach Haudry, „jetzt fange ich an, zu begreifen; du meinst, es laßte eine Schuld auf mir? Es ist nicht recht von dir, daß du mir etwas Schlechtes zutraust“ ...

„Ich glaube dir, was du sagst“, entgegnete La Ramée traurig. „Aber die andern? Wie willst du dich rechtfertigen und deine Unschuld beweisen?“

„Ich schwöre dir, daß ich schuldblos bin; man muß mich vor Gericht stellen“, rief Raul stolz und warf den Kopf in die Höhe, „man muß mich hören!“

In diesem Augenblicke kam Herr von Sireuil heran und sprach zu dem Tambourmajor: „Ramée, sammelt eure Trommler, das Feuer wird eingestellt!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“ erwiderte der Lange und eilte hinweg, indem er noch einen traurigen Blick auf Raul warf. Als sich Herr von Sireuil entfernen wollte, bemerkte auch er den jungen Mann und fragte ihn: „Wie kommt Ihr hierher? Gehört Ihr etwa zu den Bewohnern dieses Hauses?“

„Erkennen Sie mich nicht, Herr Hauptmann?“ entgegnete Raul. „Ich bin der Tambour Haudry von Ihrem Regimente!“

Sireuil traute seinen Augen kaum. „Was?“ rief er. „Du? Haudry? Unglückseliger, was thust du hier? Nachdem du uns verraten hast, läßt du dich auch noch fangen, die Waffen in der Hand und deine Brüder bekämpfend! Du hast den Tod verdient, und ich sollte dich auf der Stelle erschießen lassen.“

„Gnade, Herr Hauptmann“, sprach Raul mit flehender Stimme. „Lassen Sie mich nicht erschießen, ehe man mich gehört. Nicht der Tod erschreckt mich; er und ich, wir sind alte Bekannte; aber erlauben Sie mir, ehe ich sterbe, meine Ehre zu retten.“

„Gut, Tambour Haudry“, sagte der Hauptmann, „der Herr Baron de l'Éstrade wird über dein Schicksal entscheiden“, und dann sich zu ein paar Soldaten wendend, die in der Nähe standen, fügte er hinzu: „Dieser Mann ist euer Gefangener; ihr seid für ihn verantwortlich!“



Saundry gerät vom Regen in die Traufe.

6. Treue bis zum Tode.

Wie Arnold, so hatte auch der Baron de l'Étrade sein Hauptquartier in der Hütte des Holzfällers aufgeschlagen. Aber dieser konnte dem Franzosen keine Gaifreundschaft erweisen; er war mit seiner Enkelin seit dem Beginne des Kampfes verschwunden; niemand wußte, was aus ihm geworden, sein Haus stand leer. Durch ein eignes Spiel des Schicksals wurde Raul an denselben Ort, der ihm zum Berstreck gedient hatte, jetzt als Gefangener gebracht; ein Posten hielt vor seiner Thür die Wache.

Ruhe war wieder gekommen über die Gegend, in welcher vor wenig Stunden noch Schüsse krachten, Kriegsgeschrei ertönte und der Kampf toste. Die Soldaten schleppten die Verwundeten unter die von den Engländern verlassenen Zelte, wo der Regiments-Wundarzt und sein Gehilfe sich abmühten, die Schmerzen der Leidenden zu lindern. Am Fuße der Anhöhe hatte man eine tiefe Gruft gegraben, und da hinein wurden die Toten gelegt, Freund und Feind friedlich nebeneinander. Der Kampf war mörderisch gewesen, die weite Gruft füllte sich mit Leichen.

Was Rotfuchs und seine Indianer betrifft, so hatten sie sich aufgemacht, die fliehenden Engländer zu verfolgen und zu vertilgen, was ihnen in die Hände fiel.

Die Nacht war gekommen. Einsam und verlassen in seinem Gefängnisse, dachte Raul über seine traurige Lage nach. Er hatte nicht daran gezweifelt, daß es genügen würde, offen und ehrlich zu erzählen, wie es ihm bisher ergangen, um seine Unschuld darzuthun, oder wenigstens seine Schuld zu verringern. Welchen Schmerz empfand er nun, als weder La Ramée noch Herr von Sireuil seinen Worten hatten Glauben schenken wollen — warum sollten die andern gläubiger sein?

In der That schien sich aber auch alles gegen das Unglückskind verschworen zu haben: Ergriffen in dem Hauptquartier der Feinde, eine englische Patronatache umhängend, eine englische Flinte in der Hand — mitten im Kampfe. — Alles dieses schien doch seine Schuld unwiderleglich darzuthun. Ein einziger Mann hätte ihn retten, die Wahrheit verkündigen können — David; aber dieser war mit seiner Entelin verschwunden; sie befanden sich weder unter den Vermundeten noch unter den Toten, mithin mußten sie die Flucht ergriffen haben.

Kein Verteidiger stand für den armen Kaul auf, und er stand zum zweitenmal vor einem entehrenden Tode. „Wenn es sein muß“, dachte er, „dann doch lieber durch französische Kugeln fallen, als an Arnolds Galgen hängen.“

Da war es ihm, als höre er ein leises Geräusch. Mit großer Vorsicht ward die Thür geöffnet, und in der durch den Schein der Wachtfeuer erleuchteten Einmündung zeigte sich eine große Gestalt.

„Still!“ flüpfelte der Hereintretende. „Keinen Lärm! Ich bin es.“

Es war La Ramée, der mit derselben Vorsicht die Thür wieder schloß und in der Dunkelheit um sich tastend vorwärts schritt. Bald fanden sich die Hände der beiden Freunde und drückten sich innig und herzlich.

„Was führt dich hierher, La Ramée“, fragte Kaul. „Wenn's der Oberst wüßte!“

„Ja, ja“, murmelte der Tambourmajor. „Ich habe es nicht aushalten können. Gegen gutes Geld hat mir der Marktender eine Flasche Brantwein verkauft, die habe ich mit hierher genommen und mit dem Posten schwazend ihn einmal über das andre Mal trinken lassen, bis er eingeschlafen ist; jetzt liegt er draußen und schläft wie ein Murmeltier.“

„Ich bin glücklich, dich zu sehen“, sagte Kaul, „aber um mir diese Freude zu verschaffen, hättest du doch nicht thun sollen, was du gethan hast.“

„Darum handelt es sich jetzt nicht“, nahm La Ramée wieder das Wort, „sondern darum, dir die Freiheit zu verschaffen. Nun, laß uns keine unnötigen Worte machen; packe auf und mache, daß du fort kommst. Nimm dich aber ja in acht, daß sie dich nicht wieder kriegen. Du findest schon irgendwo ein Schiff, welches dich mit nach Frankreich nimmt, und komme ich je dorthin zurück, dann ist Zeit genug, dich bei mir zu bedanken.“

Erstaunt, wußte Kaul erst nicht, was er antworten sollte, dann fragte er verächtlich: „Und kannst du wirklich glauben, daß ich durchgehen würde?“

„Warum nicht?“ antwortete sein Freund. „Jeder ist sich selbst der Nächste, und niemand kann es einem verübeln, wenn er seine Haut in Sicherheit bringt. Nach dem, was ich heute Abend gehört habe, gebe ich für dein Leben keinen Pfennig mehr.“

„Wie kannst du mir aber eine solche feige Handlung vorschlagen“, sprach jetzt Kaul im Tone schmerzlichen Vorwurfs, „du, der biedere, rechtschaffene La Ramée! Du willst den armen Posten für mich büßen lassen? Er, von dir getäuscht und verführt, er soll erschossen werden!“

„O, was das betrifft“, entgegnete sein Freund treuherzig, „ihm soll niemand ein Haar krümmen. „Ich bleibe hier an deiner Stelle, und wenn sie kommen, dich abzuholen — — —“

„Ja“, unterbrach ihn Raul, „wenn sie kommen, mich abzuholen, dann finden sie dich; du hast mir zur Flucht verholfen und du wirst an meiner Stelle erschossen. Guter La Ramée, jetzt verstehe ich dich und erkenne dich darin ganz wieder.“ Damit umarmte er den wackern Freund und drückte ihn an sein Herz.

„Also willst du nicht?“ stammelte La Ramée.

„Nein, mein guter, treuer Freund“, antwortete Haudry, „ich will nicht. Eritens habe ich noch nichts für dich gethan, was ein solches Opfer rechtfertigen würde, und zweitens und hauptsächlich, weil ich unschuldig bin und darum lieber sterben will, als durch feige Flucht zugeben, mir einer Schuld bewußt zu sein. Übrigens ist noch nicht alles verloren; ich werde zu meinen Richtern sprechen, und sie werden vielleicht einsehen, daß ich nichts verbrochen habe.“

„Ach, ich sehe wohl, daß du unschuldig bist“, sprach der Freund gerührt, „aber du mußt andern gegenüber es durch Beweise darthun können. Die ganze Armee weiß, daß du die Depesche des Generals dem Verräter Arnold übergeben hast, und daß durch deine Schuld das Regiment Bourbonnais, welches nach Danbury marschierte, beinahe in einen Hinterhalt gefallen wäre, den ihm die Rottröcke bereitet hatten.“

„Meine Richter werden mich hören“, sagte Raul, „und alles wird sich aufklären. Aber nun lebe wohl, La Ramée. Die Dämmerung bricht an, und man darf dich nicht hier finden. Umarmen wir uns noch einmal, und dann gehe, treue Seele.“

Die beiden Soldaten nahmen Abschied und La Ramée ging geistesgegenwärtig vor dem Hauptes weg. Wieder wie damals bei dem Abschiede vor Newport flossen ihm Thränen über die Wangen, aber er achtete nicht darauf.



Vor Rauls Arrestlokal.

Das Gewehr im Arme, holten am Morgen vier Grenadiere Raul ab und führten ihn vor das Kriegsgericht, welches im Wohnraume Davids tagte. Hinter einem Tische saßen obenan der Oberst; als Beisitzer längs der Tafel vier Offiziere verschiedener Grade und ein Unteroffizier — der arme La Ramée. Festen Schrittes trat Raul ein, ehrfurchtsvoll den Hut in der Hand, aufrecht stand er da, bescheiden, seiner Unschuld sich bewußt. Herr de l'Étrade betrachtete ihn einen Augenblick mit strengem, aber zugleich traurigem Blicke, dann sprach er: „Tambour Haudry, ich erinnere Euch daran, daß Ihr ungeachtet des Kleides, welches Ihr jetzt tragt, doch immer noch Soldat seid, und ich fordere Euch auf, mir als Soldat zu antworten.“

„Ich verjpreche es“, antwortete Raul ruhig und sicher.

„Ihr seid beschuldigt“, nahm der Oberst wieder das Wort, „dem General

Arnold, welcher seinen Eid gebrochen und sein Vaterland verraten hat, die Depesche ausgeliefert zu haben, welche Euch der Herr Graf Nothambeau übergab, um sie dem General Washington einzuhandigen. Dadurch habt Ihr dem Euch gewordenen Auftrag zuwider gehandelt, Eure Vorgesetzten verraten — habt die französische und die amerikanische Armee in Gefahr gebracht. Erkennt Ihr diese Thatfache an?"

„Ja, Herr Oberst“, erwiderte Kaul, „ich erkenne an, daß ich den erhaltenen Auftrag nicht habe ausführen können, aber ich schwöre vor Gott und den Menschen, daß ich meine Vorgesetzten nicht verraten. Ich selbst bin durch einen Schurken getäuscht worden, aber ich habe meine Depesche nur auf strengsten Befehl eines Mannes abgegeben, den ich glaubte als meinen Oberen ansehen zu müssen.“

Darauf erzählte Kaul mit bewegter Stimme in Kürze seine traurige Irrfahrt von seinem Weggange von Newport an; die Begegnung mit dem Hirten im Walde, die Fahrt über den Hudson, den Verrat Arnolds und endlich seine Beurteilung, seine Hinrichtung und die langsame Genesung im Hause Davids. „Sie sehen also, Herr Oberst“, schloß er seine Mitteilung, „daß die Umstände meine Bemühungen vereitelt haben, und wenn ich schuldig bin, so kann meine Schuld nur darin bestehen, daß ich einen Auftrag annahm, der meine Kräfte überstieg.“

Er schwieg und hoffte, seine Zuhörer überzeugt zu haben; aber er erbleichte, als der Oberst, nachdem er einen Augenblick sich mit seinen Beisitzern beraten hatte, mit strenger Stimme zu ihm sprach: „Lambour Haudry, haltet Ihr uns wirklich für so leichtgläubig, Eure geschickt erfundene Geschichte für Wahrheit anzunehmen? Es sind dem Oberbefehlshaber Berichte zugegangen, woraus erhellt, daß Ihr, wenn auch anfangs durch Arnold getäuscht, diesem doch dann freiwillig gefolgt seid. Man weiß, daß Ihr auf seinem Marsche frei zwischen seinen Reitern dahinschritten. Und endlich seid Ihr hier gefangen worden, in den Reihen derer kämpfend, von welchen Ihr betrogen worden sein wollt. Bevor Ihr Eure Strafe erleidet, beschwöre ich Euch nochmals, die Wahrheit zu sagen.“

„Die Wahrheit, Herr Oberst“, sprach Kaul, „habe ich gesagt, nichts als die Wahrheit; was ich hinzufügen könnte, würde das Urtheil doch nicht ändern.“

„In diesem Falle“, schloß der Vorsitzende nach kurzer Beratung die Verhandlung, „gebe ich Euch eine Stunde Zeit, Euch auf den Tod vorzubereiten. Das Kriegsgericht hat in seiner Mehrheit entschieden, daß Ihr erschossen werdet.“

„Ich bitte um eine Gnade, Herr Oberst“, begann Kaul noch einmal.

„Sprecht!“ verfügte Herr de l'Étrade.

„Nicht nach meinem Willen, sondern auf Ihren ausdrücklichen Befehl habe ich die Kleidung angezogen, welche ich gegenwärtig trage“, sprach Haudry. „Ich bitte Sie also, mir zu erlauben, daß ich die Uniform von Royal-Luvergne wieder anlege, ehe ich erschossen werde.“ — „Es sei!“ schloß der Oberst die Verhandlung. „Und nun, Soldaten, führt diesen Mann wieder in sein Gefängnis!“



Am Wachtfeuer der Huronen.

7. Rotfußs.

Die Offiziere hatten den Raum verlassen, in welchem das Kriegsgericht abgehalten worden war und den armen Kaul zum Tode verurteilt hatte. La Ramée war zurückgeblieben und konnte sich nicht entschließen, wegzugehen. Mit zitternder Hand sammelte er die auf dem Tische zurückgelassenen Papiere des Gerichtes, Protokoll, Briefe und andre Aktenstücke, machte ein kleines Päckchen daraus, ließ aber bei dieser Beschäftigung den Obersten keinen Moment aus den Augen. Traurig und niedergeschlagen sah dieser, bei dem großen Kamine sitzend, gedankenlos in das Feuer auf dem Herd; als er sich aber einmal umdrehte und La Ramée wahrte, fuhr er ihn barsch an: „Was thust du da?“

„Ich“, stotterte dieser, „ich“ — aber die Zunge versagte ihm den Dienst, er vermochte kein Wort weiter herauszubringen.

„Ich weiß wohl, was du willst“, sprach der Oberst, „du möchtest für den armen Jungen bei mir bitten.“

„O, Herr Oberst“, rief nun La Ramée, „haben Sie es nicht gehört: Er ist unschuldig. Ich weiß gewiß, daß er unschuldig ist!“

Den Kopf schüttelnd, antwortete Herr de l'Étrade: „Vielleicht ist das wahr. Aber alles, was er uns gesagt hat, stützt sich auf gar keinen Beweis, auf keine einzige nachweisbare Thatsache; gegen ihn aber zeugen handgreifliche,

erdrückende Vorgänge. Gerade so wie du, möchte ich den jungen Mann gern unschuldig sehen, ihn dem Tode entreißen, denn auf mir lastet die Verantwortlichkeit, ihn zu diesem gefährlichen Gange gewählt zu haben. Aber der bestimmte Befehl des Grafen Rochambeau geht dahin, daß der treulose Bote erschossen werde, sobald er in unsre Hände fällt — vorausgesetzt natürlich, daß er nicht beweisen kann, nur der Gewalt gewichen zu sein.“

„Aber, Herr Oberst“, erlaubte sich La Ramée in bescheiden flehendem Tone zu entgegnen, „hat er Ihnen nicht gesagt, daß er durch den treulosen, verräterischen Arnold hintergangen worden sei? Wie kann man verlangen, daß ein Kind — denn ein solches ist doch Kaul noch — daß ein Kind klüger sei als selbst der große Washington, der doch dieser Schlange, diesem Arnold, den wichtigsten Platz, das Zeughaus Amerikas, anvertraut hatte?“

„Dringe nicht weiter in mich, La Ramée“, sagte Herr de l'Étrade, „wie dir, zieht sich mir das Herz zusammen bei dem Gedanken, daß dieser Junge vielleicht doch unschuldig ist; aber ich selbst würde strafbar sein, wenn ich einen Augenblick zögerte, dieses Gefühl zu unterdrücken, sobald es sich darum handelt, die unumstößliche Gewalt der Disziplin aufrecht zu halten. Du bist ein zu guter Soldat, und du kennst mich zu lange, um nicht zu wissen, welche Grundsätze mich leiten. Aber ich kann dir auch sagen, daß unsre Lage eine sehr gefährliche ist: wenn wir nicht unerbittliche Festigkeit zeigen, sind wir verloren. In Washingtons Armee dient eine große Zahl zweifelhafter Leute; täglich kommen schwere Fälle von Ausreißerei vor, erst neulich mußte im Morristown ein Bataillon umzingelt und je der zehnte Mann der Aufrührer erschossen werden. Wir als reguläre Truppen müssen also ein gutes Beispiel geben; bei uns darf weder auf der einen Seite Desertion, noch auf der andern Schwäche vorkommen. Leider sprechen die gewichtigsten Beweise gegen Haudry — er muß sterben! Die einzige Wohlthat, die ich ihm erweisen kann, ist, daß ich seine Hinrichtung nicht hinauschiebe, sondern so schnell als möglich vornehmen lasse, damit er nicht lange die Todesangst auszustehen hat. Geh', alter La Ramée, denke an die Ehre von Royal-Auvergne, und ermahne den jungen Menschen, als Mann zu sterben.“

„Wenn einer erschossen werden muß“, nahm der Tambourmajor noch einmal das Wort, „könnten Sie mir dann nicht die Gnade erweisen, mich an die Stelle dieses Kindes treten zu lassen? Ich bin doch nur ein altes Gerümpel, und ich fühle, daß ich, wenn der Junge tot ist, zu nichts mehr taugen werde.“

„Du wirst immer noch dazu taugen“, sagte der Oberst gerührt und reichte La Ramée die Hand, „für den König und für Frankreichs Ehre zu fallen. Geh', mein Braver, und verliere keine Zeit; die Hinrichtung findet in einer Stunde statt.“

Gesenkten Hauptes ging La Ramée aus dem Zimmer und richtete sogleich seine Schritte nach dem kleinen Anbau, in welchem Kaul gefangen gehalten wurde.

Ein Posten mit geladener Flinte hielt Wache vor der Thür, aber auf Befehl des Obersten ließ er den Tambourmajor eintreten.

„Siehst du“, rief Raul, als er die traurige Miene zu Gesicht bekam, „was hatte ich dir gesagt?“

„Ja, leider“, sprach La Ramée, „es ist aus. Ich habe mein möglichstes gethan, aber alles ist vergebens gewesen. Du mußt dich vorbereiten.“

„Siehst du nicht, daß ich vorbereitet bin?“ entgegnete Gaudry, und jetzt bemerkte sein Freund erst, daß der junge Mann die Uniform der Trommler von Royal-Nuvergne angelegt hatte. „Der Oberst“, fuhr Raul fort, „hat Wort gehalten und mir diese Kleider geschickt. Jetzt fürchte ich den Tod nicht mehr; die Kugeln treffen keinen Spion, sondern einen ehrlichen Soldaten, der stirbt, indem er seine Pflicht thut. Sei überzeugt, La Ramée, es wird ein Tag kommen, an dem man einseht, daß ich meinen Eid nicht gebrochen, und daß ich, um dem Grafen Rochambeau zu gehorchen, alles gethan habe, was Menschenkraft zu leisten vermag.“



„Der Augenblick ist gekommen, Gaudry!“ (zu S. 195).

„Ich weiß es wohl“, murmelte La Ramée mit ersticker Stimme und schluchzte. „Herr de l'Étrade wird eines Tages beklagen, was er heute gesehen läßt“, begann Raul wieder, „denn ich weiß sicher, daß er Teilnahme für mich hatte; daher grolle ich ihm auch nicht, weil ich überzeugt bin, daß er mich retten würde, wenn er könnte. Was dich betrifft, mein alter Ramée, ich liebte dich so sehr, aber ich hoffe, daß du dich über meinen Abgang trösten wirst; das Schicksal hat es so gewollt. Wenn der Krieg beendet ist, und du in unser schönes Frankreich zurückkehrst“ — — jetzt konnte Raul selbst vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Er warf sich seinem Freunde an den Hals und weinte still.

Bald aber diese Schwäche überwindend, nahm er wieder das Wort. „Mein schönes Land Touraine! Nicht umsonst nennt man dich den Garten Frankreichs;

ich werde dich nicht wiedersehen! Lieber La Ramée, ich bitte dich, thue, was ich dir jetzt sage: Wenn du nach Frankreich zurückgekehrt bist, gehe nach der Stadt Pontlevoy in der Graffschaft Touraine, von der ich dir so oft erzählt habe; laß dir den Friedhof zeigen, und auf das Denkmal, welches in der Mitte desselben steht, laß die Worte eingraben: „Raul Haudry, letzter Baron von Charmoüe, im Dienste Frankreichs gestorben am 10. März 1781.“ Willst du? Kann ich mich darauf verlassen?“

„Gewiß! Ich thue, was du verlangst“, seufzte La Ramée.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und Herr von Sireuil erschien auf der Schwelle.

„Lambour Haudry“, sprach er feierlich, „der Augenblick ist gekommen!“

„Herr Hauptmann“, sagte Raul, „ich bin bereit“, und dann sich zu seinem Freunde wendend, fügte er hinzu: „Lebe wohl! Und denke an dein Versprechen!“

„Aber ich verlasse dich jetzt noch nicht“, sprach der Lambourmajor, „mit Erlaubnis des Herrn Obersten bleibe ich bei dir bis zum Ende.“ — — —

Sie gingen hinaus und traten zwischen eine doppelte Reihe von Soldaten: dann setzte sich der Zug in Bewegung, die Hütte Davids umschreitend. Als sie auf der Ebene angekommen waren, sah Raul das ganze Regiment in Linie aufgestellt, und wie er näher kam, rührten die Tamboure ihre schwarz überzogenen Trommeln und schlugen einen Trauermarsch. Vor dem Regiment, zu Pferde, umgeben von seinen Offizieren, hielt Herr de l'Éstrade.

Das Herz des armen Jünglings klopfte lebhafter in seiner Brust beim Anblicke aller der Vorbereitungen, aber er hielt die Thränen zurück, welche seine Augen füllten, und als er an dem Obersten vorbeisritt, kehrte er sich vorschriftsmäßig zu ihm und grüßte ihn in militärischer Weise. Und Herr de l'Éstrade erwiderte den Gruß mit seinem Degen — die höchste Ehre, welche hier durch die Zweifel gestattet erschien, von denen das durch Majoritätsbeschluß gefaßte Urteil umgeben war.

Auf ein Zeichen des Herrn von Sireuil hielt die Eskorte an, der Profos trat vor, berührte leicht den Arm Rauls und führte diesen an eine Eiche, welche in einer kleinen Entfernung stand. Da angekommen, wollte er dem Verurtheilten die Augen verbinden, aber dieser sprach:

„In dieser Gegend, nicht weit von hier war es, daß vor einigen Monaten schon einmal die Schreckgestalt des Todes an mich herantrat. Ein Wort hätte genügt, sie zu entfernen; aber ich habe das Wort nicht ausgesprochen. Meine Feinde gestatteten mir damals, offenen Auges dem Tode entgegen zu gehen; will man mir nicht heute dieselbe Gnade erweisen?“

„Es sei, wie Ihr es wünscht“, erwiderte der Profos. „Und auf ausdrücklichen Befehl des Herrn Barons de l'Éstrade sollt Ihr selbst das Zeichen geben: erhebt nur den Arm, sobald Ihr bereit seid.“

„Ich danke“, sprach Haudry und drückte dem Manne die Hand.

Jetzt gab es keine Hoffnung mehr; zwanzig Schritte entfernt stand die zur Vollstreckung des Urteils kommandierte Abteilung, das Gewehr bereits anschlagend und auf das Zeichen wartend, das Raul selbst geben sollte. Es genügte, daß er die Hand erhob, und der Tod war da — diesmal gewiß, schnell und unausbleiblich: denn er wußte, daß ihn seine Kameraden zu sehr liebten, um ihn lange leiden zu lassen, und daß ihre wohlgezielten Schüsse seine Brust durchbohren würden.

Alles war ihm wie ein Traum — einige Minuten harrte er — stumm, unbeweglich; dann machte er sich einen Vorwurf aus diesem Zögern, das ja für Furcht gehalten werden konnte — eben wollte er den Arm erheben, da hörte er neben sich ein dumpfes Schluchzen. Er blickte zur Seite — da stand der gute La Ramée.

„Was thust du hier?“ fragte er mild. „Umarmen wir uns zum letztenmal, und dann eile, daß du wegkommst; ich habe unsre Kameraden schon zu lange warten lassen.“

Jetzt, mit einem Male, erscholl aus dem Walde ein furchtbares Geheul wie das Brüllen einer Herde reißender Tiere, und mit Blitzesschnelligkeit rannten zwischen den Bäumen hervor die Krieger des Rotfuchses. Wie von Raserei ergriffen, sprangen sie gleich Tigern näher und hatten in wenigen Augenblicken die Front des aufgestellten Regiments erreicht. Wohl in der Meinung, ihnen sei hier ein feierlicher Empfang bereitet, begannen sie ihren schrecklichen Kriegstanz; ihre Lanzen und Schlachtbeile schwingend, ließen sie in der Luft blutige Skalpe wehen und begleiteten ihre Sprünge mit seltsamem, wildem Geschrei.

Geseffelt durch diese eigentümliche und grausige Erscheinung, vergaßen die Soldaten das traurige Werk, zu dem man sie hierher beordert, und selbst Raul ward von seinen Todesgedanken abgezogen.

Jetzt erhob der Rotfuchs die Arme, und in demselben Augenblicke standen alle seine Krieger da, stumm und unbeweglich. Dann schritt er gegen den Anführer der Franzosen vor und sprach zu ihm:

„Rotfuchs und seine Huronen haben ihr Versprechen erfüllt. Er hat dir die Rotröcke in deine Hände geliefert, daß du sie erwürgen konntest. Ein Haufen deiner Feinde suchte sein Heil in der Flucht. — Rotfuchs verfolgte sie, umzingelte sie und bringt dir hundert Skalpe, die von den Weibern an die Thüren der Hütten aufgehängt werden können zum ewigen Wahrzeichen. Du siehst, der Hurone ist dein Freund, und mit dir im Bunde wird er unsre Feinde vernichten.“

Und indem er einen langen, gewaltigen Schlachtrup ausstieß, begann wieder dre wilde Kriegstanz der Indianer, und Rotfuchs tanzte, sprang und heulte mit seinen Gefährten.



Die letzten Augenblicke.

Der Oberst war in höchstem Grade peinlich berührt von einer solchen Unterbrechung in einem überaus ernstem Augenblicke — da eben ein Verurteilter durch Pulver und Blei gerichtet werden sollte, und zwar ein Verurteilter, für den alle trotz seiner Schuld die lebhafteste Teilnahme empfanden. Er hätte so gern die Indianer aufgehalten, zur Ruhe gebracht; aber es war nicht möglich, er wäre nicht gehört worden. Bei seinen wilden Sprüngen kam Rotfuchs auch in die Nähe der schußbereiten Mannschaft, die noch immer unbeweglich auf der Stelle stand — aber, als er eben vorbeispringen wollte, gewahrte er Kaul unter der Eiche. Erstaunt blieb er einen Augenblick stehen, da er den jungen Mann in seiner Uniform nicht sogleich wieder erkannte, als er sich aber über dessen Person klar geworden war, eilte er auf ihn zu und fragte: „Bläßgesicht, wo ist David Michaur?“

„Ich kann es dir nicht sagen“, antwortete Kaul erstaunt. „Er hat ohne Zweifel die Flucht ergriffen.“

„Wie kommst du aber hierher, ohne ihn?“ fragte der Hurone weiter. „David hatte mir doch versprochen, dich zu überwachen und für dich gut zu sorgen.“

Als ihr Anführer so plötzlich stehen blieb, hatten auch die übrigen Rothäute mit ihrem Tanze eingehalten, und es war dadurch einige Ruhe und Ordnung wiedergekehrt. Diese Pause benutzte Herr de l'Étrade, seinem Pferde die Sporen zu geben und gegen die Gruppe vorzusprengen, indem er rief: „Laß ab von diesem Mann, Rotfuchs; es ist jetzt nicht Zeit zu tanzen und zu springen!“

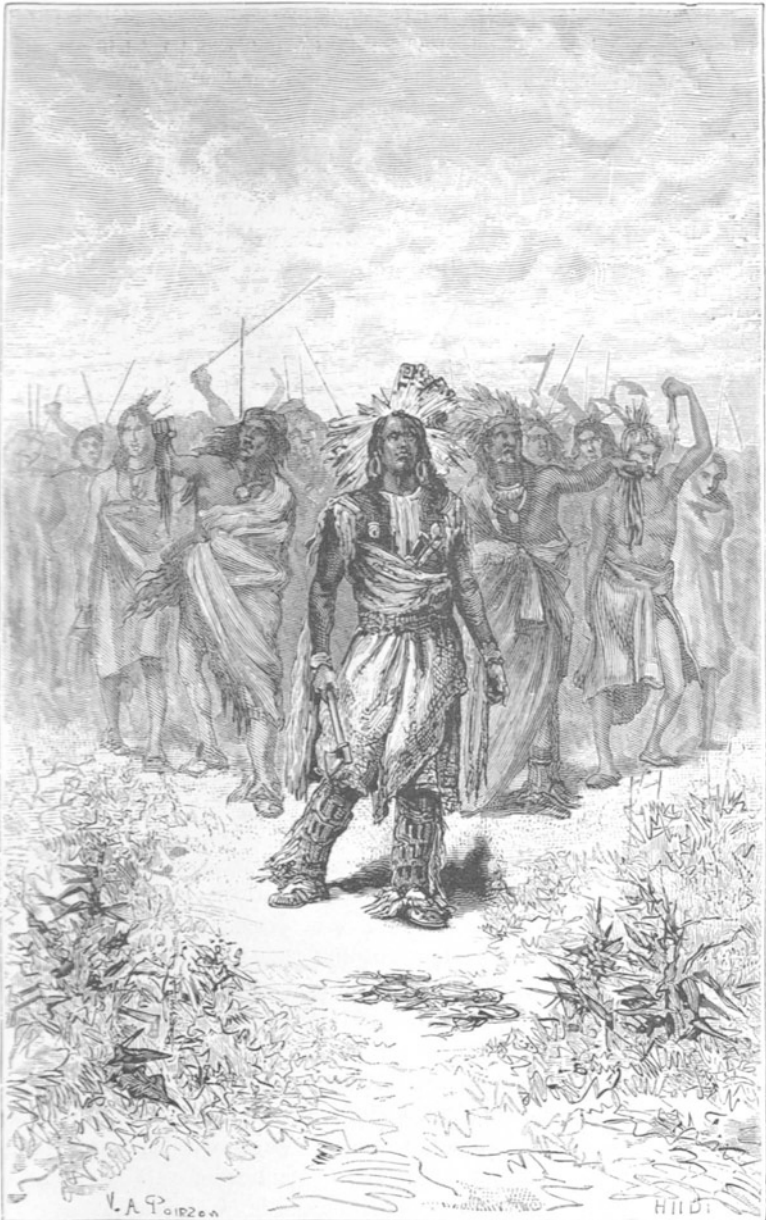
„Warum soll ich von ihm lassen?“ entgegnete der Indianer. „Er ist mein Freund. Ich selbst habe ihn hier ganz in der Nähe dem Tode entrissen, da ihn dein Feind Arnold an den Ast einer Eiche hatte aufhängen lassen.“

„Ah — du bist Rotfuchs!“ schrie Kaul laut auf vor Freude. „Jetzt sehen Sie, Herr Oberst, daß ich Ihnen nur die reine Wahrheit sagte.“

Herr de l'Étrade, erregt, verwirrt — sprang alsbald von seinem Pferde. Er veranlaßte den Indianer, ausführlich die Geschichte des jungen Tambours zu erzählen, wobei er selbst eine so wichtige Rolle gespielt hatte.

Diese Mittheilungen änderten den Stand der Dinge mit einem Male vollständig. Nach den durch den Indianerhäuptling gegebenen Aufklärungen war die Unschuld Kauls nicht nur vollkommen erwiesen, sondern seine Ergebenheit, Treue und Selbstverleugnung erschienen in dem hellsten Lichte. Dem Obersten war nun alles klar geworden. Gerührt wandte er sich zu Kaul und sprach:

„Mein wackerer Junge, heute noch soll das Kriegsgericht zum zweitenmal zusammentreten und die Angaben des Huronen vernehmen; ich will aber nicht bis dahin warten, sondern dir jetzt schon hier im Beisein aller Kameraden sagen, daß du dich als pflichttreuer und braver Franzose benommen hast, und daß dein Mut und dein Verhalten unter allen Umständen ein wahrhaft heldenmäßiges gewesen ist. Komm her, daß ich dich umarme!“ — Er breitete seine Arme aus, und Kaul warf sich an seine Brust, vor Freude weinend.



„Warum soll ich von ihm lassen? Er ist mein Freund!“

„Unser Oberbefehlshaber, Graf Rochambeau“, fuhr der Oberst fort, „soll alsbald erfahren, wie aufopfernd du dich bewiesen und was du geleistet hast. Er wird es sich nicht nehmen lassen, dich, mein Sohn, für dein Verhalten zu belohnen.“

Da ertönte lauter Jubelruf: „Es lebe unser Oberst, Herr de l'Étrade! Es lebe Frankreich! Hoch! Hoch!“

Der gute La Ramée war es, der, jedes Gebot der Disziplin beiseite setzend, vor Freuden so laut aufschrie, Sprünge machte wie ein Wilder und seinen Hut durch die Lüfte schwang. Aber auch die Indianer thaten ihre Schuldigkeit — im Heulen, Springen und Tanzen.



Der Häuptling.

Einige Stunden später trat das Kriegsgericht abermals in der Wohnung Davids zusammen, vernahm die Erzählung des Huronenhäuptlings, wie er, im Geäste einer Eiche am Delaware verborgen, dem Verhöre und der Verurteilung Nauls durch Arnold beigewohnt, und wie es ihm gelungen war, nach dem schnellen Aufbruche der Engländer den jungen Tambour zu retten und, dem Tode nahe, in die Hütte des Holzfällers zu tragen. Nach Beendigung dieser Erzählung fragte Herr de l'Étrade abermals:

„Ist der Tambour Raul Gaudry schuldig, nachdem ihm der Graf Rochambeau, Oberbefehlshaber der französischen Hilfstruppen, eine vertrauliche Depesche an den General Washington übergeben, diese Depesche freiwillig einem General der englischen Armee ausgeliefert zu haben?“ — einstimmig ward die Frage verneint. Raul war freigesprochen und wurde sogleich in Freiheit gesetzt.

Als er aus dem Hause trat, umringten ihn seine Kameraden unter lautem

Zurufe und beglückwünschten ihn; vier der Begeistertsten faßten ihn an, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn so im Triumphe durch das Lager. Und unter diesen Vierern war auch sein ehemaliger Widersacher, La Fortune, der nicht wenig stolz darauf war, sich Kamerad eines so braven Soldaten nennen zu dürfen.

Gegen Abend ließ Herr de l'Étrade Raul zu sich rufen. Sobald dieser eingetreten war, streckte ihm der würdige Oberst die Arme entgegen und sprach:

„Komm' heran, mein Sohn, daß ich dich noch einmal umarme! Glaube mir, daß ich bei den traurigen Vorgängen der letzten Stunden so viel gelitten habe wie du selber; ich bin glücklich, daß du so ehrenvoll daraus hervorgegangen bist.“

Raul erwiderte darauf bescheiden: „Sie haben wahrlich zu viel Güte für mich, Herr Oberst; ich habe in allem doch nur meine Pflicht gethan. Aber dessenungeachtet empfand ich es hart, sterben zu müssen, da ich mir nichts vorwerfen konnte, als zu viel Vertrauen zu einem Manne gehabt zu haben, den ich doch als meinen Vorgesetzten ansehen durfte.“

„Jeder hätte gehandelt, wie du — ich ganz gewiß“, fuhr der Oberst unter Ausdrücken sichtbaren Wohlwollens fort, „und ich schaudere bei dem Gedanken, daß ohne die Ankunft des Huronenhäuptlings — — doch, sprechen wir nicht mehr davon! Alles soll begraben und vergessen sein, nur nicht dein mutiges, standhaftes Benehmen und deine ruhrende Treue. Ich wünsche, daß du wieder die Stellung bei mir einnähmest, die du, mein Sohn, vorher bei mir bekleidet hast — wenn dir dies zusagt.“



„Gewiß, Herr Oberst“, erwiderte Haudry, „und ich würde glücklich sein, wenn sich recht bald eine Gelegenheit darböte, bei der Sie meine Bereitwilligkeit in Ihrem Dienste erproben könnten.“

Damit verabschiedete er sich und trat hinaus.

Doch draußen vor der Hütte stand La Ramée und sprach zu ihm:

„Unser Oberst hat mich rufen lassen; jetzt komme ich an die Reihe.“ Und er ließ sich beim Obersten anmelden. Dieser hieß ihn eintreten.

Als ihn Herr de l'Étrade erblickte, sprach derselbe: „Ich habe das Verzeichniß derer durchlaufen, die wir bei diesem Gefechte einbüßten, und habe ersehen, daß einer deiner Korporale getötet worden ist. Hast du mir jemand vorzuschlagen, den man in dessen Stelle einrücken lassen könnte?“

„Ja, sehen Sie, Herr Oberst — ich müßte — —“, stotterte La Ramée verlegen und wußte nicht, wie er fortfahren sollte.

„Gut“, sprach der Oberst, „ich sehe, daß du noch keine bestimmte Wahl getroffen hast; vielleicht sagt dir die meine zu. Der Mann, an welchen ich für diesen Posten dachte, dient zwar noch nicht lange in dem Regimente, aber er

scheint mir ein verständiger, einsichtsvoller Bursche zu sein, der seinen Stand und seine Kameraden liebt und auf welchen man sich verlassen kann. Ich wäre sehr geneigt, ihn zum Korporal zu ernennen, wenn — — —“

„Und wer ist dieser Mann?“ fragte La Ramée kleinlaut.

„Dieser Mann ist der Tambour Haudry“, antwortete Herr de l'Étrade. „Aber wenn dir meine Wahl nicht zusagt, so schlage mir einen andern vor; du bist ein zu guter Vorgesetzter, als daß ich jemand gegen deinen Wunsch in deinem Korps zum Korporal machen sollte.“

„O, Herr Oberst“, rief La Ramée, „wie gütig sind Sie! Sie wissen wohl, daß ich Haudry liebe wie meinen Sohn, und daß ich doch nie gewagt hätte, selber von Ihnen zu erbitten, was Sie mir soeben gütigst vorschlugen.“

„Ich weiß alles“, schloß de l'Étrade die Besprechung, „und ich freue mich, daß ich deine langjährigen treuen Dienste belohnen kann, indem ich diesem wackern, prächtigen Jungen Gerechtigkeit angedeihen lasse. Du kannst jetzt gehen; der Tagesbefehl wird morgen die Ernennung deines Schützlings bekannt geben.“

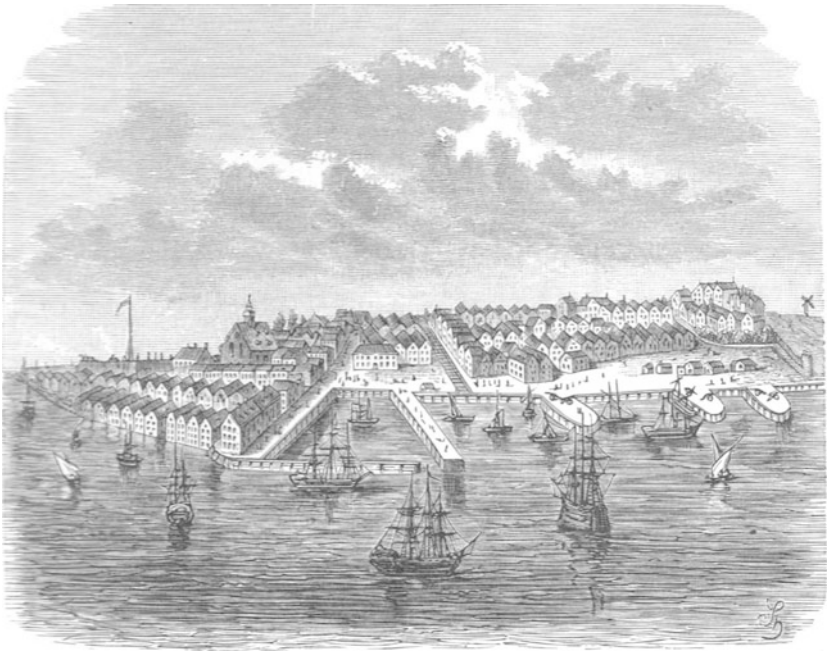
Wie närrisch lief La Ramée nach dem Zelte der Trommler, und als er Raul erblickte, winkte er ihn zu sich heran und sprach mit dem Ausdruck hoher Befriedigung:

„Gute Botschaft! Soeben hat mir der Oberst mitgeteilt, daß er dich zum Korporal bei den Trommlern ernannt hat. Ich weiß recht gut, daß das noch nicht die Stellung ist, auf die ein Baron von Charmoise Anspruch machen kann; aber, siehst du — —“

„Was sagst du da?“ unterbrach ihn Raul lebhaft. „Wenn du mein Freund sein willst, sprich nie diesen Namen vor mir aus. Ich habe dir mein Geheimnis anvertraut, weil ich glaubte, unmittelbar vor dem Tode zu stehen, nun erwarte ich aber und hoffe zuversichtlich, daß du es als das Bekenntnis eines Sterbenden aniehst und bewahrst.“

„Sei nicht böse“, sagte der Unteroffizier, „du weißt, daß dein Geheimnis gut verwahrt ist da, wo es ist, und daß ich mir eher den Kopf abschlagen, als mir es entreißen ließe. Also, abgemacht! Sprechen wir nicht mehr davon! Aber das sage ich, daß du der feinste Korporal bist, den die Tamboure von Royal-Auvergne je gehabt haben!“





New-York im Jahre 1763.

Die Deutschen in Nordamerika.

1. Jakob Leisler.

Steuben hatte unterdessen schwere Arbeit; die Engländer wichen ihm aus, verdrängten aber das Land auf grauenhafte Weise. Die Zahl der amerikanischen Truppen war nicht groß genug, daß man den Feind von allen Seiten hätte umstellen und einfangen können. Einmal schien es, als lächle das Glück: Arnold warf sich mit seiner Schar nach Richmond, leerte die Magazine, plünderte die Stadt und machte von hier aus seine Raub- und Zerstörungszüge; täglich gingen benachbarte Orte in Flammen auf. Mit Eifer und Hingebung eilte Steuben herbei, obwohl er nur ein kleines Häuflein von Kriegerern bei sich hatte; aber wenn der Feind nur einmal standgehalten hätte, dann wäre ja alles gut gewesen.

„Wenn ich ihn nur packen kann“, sagte der Baron; „daß er geschlagen wird, dafür will ich schon sorgen. Denn so es gilt, ficht jeder meiner Soldaten für Zehn; die Amerikaner werden zu den besten Kriegerern der Welt gehören, wenn sie einmal ordentlich geschult sind und gut kommandiert werden.“

Allein Arnold wußte auch recht wohl, wessen er sich von dem verhassten Deutschen zu verziehen hatte. Er ließ noch, als Steuben sich näherte, die öffentlichen Gebäude Richmonds anzünden und verließ dann mit großer Hast die Stadt; Tag und Nacht ging es in Eilmärschen nach Südost, und erst in Portsmouth (in Virginia, südlich am Eingange zur Chesapeakebai) machte er Halt. Hier setzte er sich fest; eine englische Flotte kam zu seiner Unterstützung heran, und nun konnten seine Leute sich wieder erholen von den Strapazen der letzten Tage.

Kaum waren zweimal vierundzwanzig Stunden vergangen, so erschien aber auch der Vortrab der Amerikaner, und wieder einen Tag später hatte Steuben sein Lager vor der Stadt aufgeschlagen und es dem treubruchigen Arnold dadurch wenigstens unmöglich gemacht, die Umgegend auszurauben. Portsmouth selbst anzugreifen und zu stürmen, war bei der kleinen Truppenzahl und dem Mangel an Geschützen nicht möglich. Der Dienst war ohnehin beschwerlich genug, denn man mußte mit der größten Aufmerksamkeit darauf achten, daß man nicht selber durch einen plötzlichen Ausfall überrumpelt wurde.

Arnold war ein kühner, waghalsiger Gegner, unternehmend und immer schlagfertig; doch Steuben wußte ihm die Spitze zu bieten. Tag und Nacht auf den Beinen, immer aufmerksam, bald hier, bald da — die Soldaten pflegten zu sagen, er sei überall zu gleicher Zeit — hielt er strengste Wacht; ein paar mal machten die Engländer einen Ausfall, fanden aber stets die Amerikaner auf ihrer Hut, wurden mit blutigen Köpfen zurückgejagt und ließen jedesmal Gefangene in den Händen der Belagerer.

Es war ein reges Leben in dem amerikanischen Lager; die Notwendigkeit der äußersten Wachsamkeit hielt die Leute munter und frisch, und da Steuben alle Strapazen ehrlich mit den Truppen teilte und die Offiziere, durch sein Beispiel hingerissen, ein Gleiches thaten, so trug sich jede Last leichter. Des Nachts, ohne Ausnahme, durchschritt der Oberkommandierende das Lager, sah selbst nach den Vorposten, kümmerte sich um alles, sorgte für alles; seinem Scharfblick entging nicht das Geringste. Wenn die Krieger um ihr Wachtfeuer saßen, einander Erlebnisse, Märchen und Anekdoten erzählten, und es kam eine große, martialische Gestalt dahergeschritten, hieß es: „Eben kommt der Baron!“ Sie sprangen auf, riefen ihm ihr „Hurra, Hurra!“ entgegen, stellten sich in Reih' und Glied und erwiesen ihm die militärischen Ehren, obwohl sie davon im Lager dispensirt waren. Wenn er sie dann freundlich grüßte und ihnen sagte: „Gut, Kinder! Aber wenn der Kanonenschuß ertönt, da singt ihr nicht mehr, sondern legt euch hübsch aufs Ohr und schlaf!“ — dann baten sie ihn: „Herr Baron, ein Viertelstündchen nur setzen Sie sich zu uns; sehen Sie hier, wir machen Ihnen einen prächtigen Platz zurecht!“ —

In einer schauerlichen Nacht, da die Wolken wie Sturmvögel am Himmel hinfliegen, der Wind brauste und toste, daß er manches Zelt und manche Baracke

zusammenriß, befand sich Steuben wieder auf dem Wege, die äußersten Vorposten zu visitieren. „Das ist gerade das rechte Wetter, einen Ausfall zu unternehmen“, sprach er für sich. „Die Posten hören nichts vor diesem Pfeifen und Säusen des Orkans; ihre Aufmerksamkeit wird durch die Unbehaglichkeit ihrer Situation gelähmt. Wenn uns der da drinnen vielleicht heute Nacht seine Aufwartung machen wollte, gilt's, am Platze zu sein und bereit, ihn mit Ehren zu empfangen. Warte nur, Treulofer, wir zwei rechnen schon noch miteinander ab!“

Von Posten zu Posten schlich der General; aber alle waren munter und machiam, donnerten ihm ihr „Halt! wer da?“ entgegen, und einigemale geriet er sogar etwas in Gefahr. Doch hatte er nur Grund, über den Eifer und die Zuverlässigkeit seiner Untergebenen sich zu freuen.

Er blieb die ganze Nacht auf den Beinen, und erst als die Reveille das Zeichen zum Aufstehen gab, trat er den Rückweg ins Lager an. Als er gerade an einem Häuflein von etwa zwanzig Mann vorüberging, die dichtgedrängt um ein Wachtfeuer lagerten, erkannte ihn einer der Leute. Dieser sprang auf aus dem Kreise, trat zu dem General heran und sprach zu demselben:

„Mit Verlaub, Herr Baron, soeben hat Leisler begonnen, aus seinem Leben und aus der Vergangenheit seiner Familie zu erzählen; vielleicht interessiert selches auch Sie; denn der Leisler ist deutscher Herkunft, ein braver Dutchman vom Kopf bis zur Zehe. Der kann sagen, wie es hier zugegangen ist, lange bevor Sie zu uns ins Land kamen. Wenn es Ihnen gefällig ist, unsern braven Kameraden anzuhören, so machen wir Ihnen einen bequemen Sitz auf dem Holzstoße zurecht, über den wir etliche unsrer Mäntel ausbreiten. Nehmen Sie bei uns Platz, Herr General! Wir bitten recht sehr darum und helfen Ihnen auch gewiß noch, den elenden Verräter, den Arnold, fangen. Kommen Sie!“

„Recht gern; aber den Namen jenes Schändlichen dürft ihr in meiner Gegenwart nicht aussprechen! Ich möcht' ihn nicht wieder hören, als bis ich den Schurken baumeln sehe“, entgegnete Steuben. „Wer von euch ist der Leisler?“

Unterdessen hatte man dem General einen leidlich bequemen Sitz bereitet und der bisherige Redner rief: „Kommen Sie hierher, Herr General — alles in Ordnung!“ — Damit erhoben sich alle und begrüßten ihren Feldherrn mit einer Ehrerbietung und zugleich mit einer Herzlichkeit, wie sich beides nur entwickelt, wenn der Befehlshaber Strapazen, Entbehrungen und Gefahren gemeinsam mit seinen Leuten getragen hat und ihr unbedingtes Vertrauen besitzt; wenn sie mit Verehrung und Hingebung zu ihm aufblicken.

„Nun, da säßen wir!“ sprach Steuben, in dem Kreise der wackeren Leute umherblickend. „Also Leisler heißt Ihr, mein Freund?“ fragte er den ihm gegenüber Sitzenden, und mit einem gewissen Selbstgefühl antwortete dieser: „John Leisler, Urenkel des Jakob Leisler aus Frankfurt am Main.“

Lächelnd erwiderte der General: „Euren Urgroßvater habe ich nicht die

Ehre gehabt zu kennen“; aber John ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen und sprach: „Er ist von den Engländern gehängt und geköpft worden.“

„Gehnt und geköpft?“ rief Steuben. „Das ist etwas zu viel auf einmal! Eines wäre schon genug gewesen. Aber nun laßt uns hören, wie das zuging!“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, Herr Baron“, begann Leisler, „aber sie bleibt unsrer Familie allezeit gegenwärtig; ich will mich kurz fassen.“

„Im Jahre 1613 ward von Holländern die erste Faktorei auf der Insel Manhattan gegründet, und acht Jahre später bildete sich die „Westindische Kompanie“ und begann mit einer planmäßigen Besiedelung der ganzen Gegend. Das Gebiet wurde Neu-Niederland geheißen, und 1625 ward der Grund zu der Hauptstadt Neu-Amsterdam gelegt, derselben Stadt, die später von den Engländern in New-York umgetauft wurde. Holland galt damals nicht nur für den freiesten und reichsten Staat auf der ganzen Erde, sondern beherrschte auch das weite Meer und bildete die Zufluchtsstätte aller Verfolgten und Unterdrückten. Die aus Portugal verjagten Juden, aus Frankreich vertriebenen Huguenotten, in Deutschland gepeinigten Protestanten fanden alle freundliche Aufnahme im freien Holland und in seinen Kolonien, das durch den steten Zuwachs tüchtiger Menschen immer reicher wurde.“

Die Kolonisation von Neu-Niederland wollte aber keinen rechten Fortgang nehmen. Die „Westindische Kompanie“ hatte es in der Grundlage verfehlt; es entwickelte sich dort eine Herrschaft der Geschlechter und der Reichen, die jeden fröhlichen Aufschwung hemmte und nach zwanzig Jahren schon eine scharfe Scheidung in Vornehme und Geringe, Großeigentümer oder Patrizier und Plebejer hervorgerufen hatte. Unter den letzteren befand sich eine große Zahl Deutscher, die nach Tausenden ihre Heimat am Rhein, in Thüringen, Hessen, Schwaben und Franken verlassen hatte; hier in der Neuen Welt verdienten sie als Handwerker ihr Brot und waren als fleißige und geschickte Arbeiter geachtet. Daher gelangten sie zu immer höherem Ansehen; handgreiflichen Einfluß aber gewannen sie erst, als einem aus ihrem Kreise die höchste Würde zu teil ward. Da es in keiner Beziehung recht vorangehen wollte, ernannte die „Westindische Kompanie“ den Handelsherrn Peter Minnewit aus Wesel am Rhein zum Generaldirektor. Seit dieser umsichtige Mann mit klarem, scharfem Blick die Angelegenheiten der Kolonie überschaute und leitete, ging es sicheren und raschen Schrittes vorwärts.

Doch schon nach fünf Jahren waren im Schoße der Kompanie selbst solche Zwistigkeiten ausgebrochen, daß sie sich in zwei feindliche Lager teilte, die einander befehdeten. Die schließlich den Sieg davortragende Partei glaubte nun alles ändern und umstürzen zu müssen und entließ auch Peter Minnewit von seinem Posten. Das war das größte Unglück für das nun aufblühende Neu-Niederland und zugleich der schwärzeste Undank gegen den Mann, welcher den raschen Verfall des Unternehmens so glücklich aufgehalten hatte.



Jakob Leislers Haus in Neu-Amsterdam.

Im Jahre 1632 legte der deutsche Gouverneur sein Amt nieder; damit schwand auch zusehends der Flor der Kolonie; die Reichen und Vornehmen durften wieder ihr Haupt erheben und wurden allmächtig, das geringe Volk aber ward unterdrückt und mißachtet. Die Folgen zeigten sich bald. Ein Menschenalter später rückten die Engländer gegen die niederländischen Kolonien heran, sie für sich zu erobern, und nun war niemand da, der sich mit Opfermut dem Feinde entgegen geworfen hätte. Die Regierung kaufte Truppen, aber das Volk sprach: „Uns kann es gleich sein, ob wir niederländische oder britische Unterthanen sind! Man hat uns schlecht genug behandelt; für ein solches Regiment lassen wir uns nicht tothschießen. In Gottes Namen mögen die Engländer ihre Fahne aufpflanzen — schlimmer als bisher kann es in Zukunft auch nicht werden.“ Infolge dieser Stimmung fiel Neu-Niederland nach schwacher Gegenwehr im Jahre 1664 den Engländern zu, und die Hauptstadt Neu-Amsterdam erhielt jetzt den Namen New-York.

Gebeffert wurden die bisherigen Verhältnisse durch diese Umgestaltung auch nicht; erst als man sich in England gegen die Mißregierung des letzten Stuarts erhob und als in New-York wieder ein Deutscher das Ruder des Staatsschiffes ergriff, trat ein segensbringender Wechsel der Zustände ein.

König Karl II., obwohl selbst der herrschenden englischen Hochkirche angehörig, begünstigte dennoch den Papismus; er verfolgte die Puritaner, führte Krieg gegen die protestantischen Niederländer und schloß ein Bündnis mit dem katholischen Selbstherrscher von Frankreich; dabei war er ein Despot der schlimmsten

Art und zwang Tausende seiner puritanischen Unterthanen zur Auswanderung nach Amerika. — Sein Nachfolger, Jakob II., trieb es um nichts besser; er trat ungefehlt zum Katholizismus über und gab sich der Hoffnung hin, diesen zur Staatsreligion erheben zu können. Da aber empörte sich das Volk, erklärte den König der Krone verlustig und rief den protestantischen Statthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, auf den Thron. Als dieser im Jahre 1688 an der englischen Küste landete, floh Jakob nach Frankreich, und das Parlament beschloß nun, daß jeder König von England sich zur protestantischen Religion bekennen müsse.

Übrigens war der Streit um die Religion doch nur Nebensache. Adel und Bürgertum bekämpften das Königtum, um selber zu größeren Rechten und politischen Freiheiten zu gelangen; die Masse des Volkes, das durch den Wechsel mehr Selbstständigkeit nicht zu erwerben vermochte, kümmerte sich auch um jene politischen Gerechtigkeiten nicht, von denen es keinen Gebrauch machen konnte. Diesen beschränkten Leuten rief man nun zu: „Seht euch vor, euer Glaube ist in Gefahr!“ und als Jakob II. gar zum Katholizismus übertrat, gab dieses Ereignis nur den erwünschten Vorwand, den König zu verjagen und ein neues, freiheitliches Regiment zu begründen.

In New-York war seit zwanzig Jahren die Mißregierung im Steigen; die Gouverneure führten eine so üble Wirtschaft, daß das Volk aus seiner Aufregung nicht herauskam. Nur Papisten wurden zu Beamten ernannt; blinde Anhänger der Regierung, waren sie willenslose Werkzeuge des jeweiligen Statthalters; Verschwender, welche ihr Vermögen sorglos vergeudet hatten, erhielten die höchsten Stellen und zeigten nur das einzige Streben, sich nach obenhin beliebt zu machen und Reichthümer für sich zu erpressen. Mit den von England herüberkommenden Abenteurern machten die altadligen, reichen Familien gemeinsame Sache; für sie fielen große Landschenkungen ab, ihnen wurde Gelegenheit geboten, in wenig Jahren bedeutende Vermögen zusammenzuscharren; das Volk, d. h. die Farmer, Handwerker, Krämer, die steuerzahlende Masse, blieb unterdrückt und ward mißhandelt. Kein Wunder, wenn der Groll gegen die Beamten von Tag zu Tag wuchs.

Im Februar 1689 brachten niederländische Schiffer die Nachricht von der Vertreibung der Stuarts nach New-York, allein der Vizegouverneur Nicholson verbot ihnen, ein Wort davon zu reden und bedrohte die Seeleute mit den schwersten Strafen, wenn durch sie der Umsturz bekannt würde. So erfuhr man denn auch in der Stadt nichts davon.

Indes eine Woche später erhielt auch mein Urgroßvater, der Kaufmann und Reeder Jakob Leisler aus Frankfurt am Main, Kunde des Geschehenen, und dieser ließ sich den Mund nicht zubinden — in vierundzwanzig Stunden wußte die ganze Stadt, daß der Tyrann Jakob Stuart nichts mehr zu sagen hatte, und daß nun der kluge Staatsmann Wilhelm von Oranien regiere.“ —

„Halt!“ unterbrach einer der Zuhörer den Erzähler, „ich muß mir zu Ehren des Biedermanns erst ein Glas einschenken“, und nachdem er dies gethan, fuhr er fort:

„So, jetzt stoßt mit mir an! Der alte Jakob Leisler soll im Andenken aller braven Leute fortleben! Was? Ihr habt keine Becher zur Hand? Thut nichts — ich trinke für euch alle!“ — Und die Kameraden lachten laut auf und riefen: „Leisler hoch, hoch, und noch einmal hoch!“

„Der Gouverneur Nicholson that noch immer, als wisse er nichts von der in England vorgegangenen Veränderung und regierte in gewohnter selbstherrlicher Weise im Namen des Königs Jakob; als sich aber die Nachricht verbreitete, die Bewohner von Boston hätten ihren Herrn Gouverneur, welcher gleichfalls von dem Thronwechsel nichts wissen wollte, gefangen genommen, gebunden, auf ein Schiff gepackt und dem König Wilhelm nach London zugesandt, da rottete sich auch in New-York das unruhige Volk zusammen, marschierte in großen Haufen durch die Straßen, und obwohl es keine Gewaltthatigkeiten verübte, bekam Nicholson doch Angst und zog sich in das Fort Amsterdam zurück. Die Behörden stellten jetzt ihre Amtshandlungen ein; die regulären Truppen aber waren gar nicht in der Stadt, sondern in der Provinz Maine — und so gab es keine Obrigkeit mehr in New-York — die Bewohner waren vollständig ratlos.

Es mußte irgend einem Manne des allgemeinen Vertrauens die Leitung aller städtischen Angelegenheiten in die Hand gegeben werden, und als ein solcher Mann galt mein Urgroßvater. Geboren in Frankfurt am Main, von wo er 1660 nach New-York gekommen, betrieb er hier seine Handelsgeschäfte mit Eifer und Einsicht, und da er haushälterischen Sinnes war und in eine reiche Familie geheiratet hatte, gehörte er bald zu den angesehensten Kaufleuten der Stadt. Was ihm aber den höchsten Grad der Achtung seiner Mitbürger erwarb, das war seine edle Gesinnung, sein zuverlässiger Charakter. Wohlwollend, freigebig, gerad und offen, festhaltend an seiner Überzeugung, dabei bescheiden und anspruchslos, genoß er als ein Muster eines wackeren Bürgers allseitig Liebe und Verehrung.

Als eine große Anzahl Bewohner von New-York den Bemühungen des Gouverneurs zur Ausbreitung des Papsttums Widerstand entgegensetzte, wurden sie, da sie sich einen Eingriff in die Rechte der Regierung erlaubt haben sollten, mit einer hohen Geldstrafe belegt; Leisler aber, der auch zu den hiervon Betroffenen gehörte, erklärte: „Ich habe nichts verbrochen und bezahle daher auch nichts!“ Darauf wurde ihm mit Gefängnis gedroht, allein er sprach: „Wenn ich bezahlte, so würde ich dadurch eingestehen, daß ich ein Unrecht gethan; das ist aber nicht der Fall. Die Gewalt kann mich unterdrücken, aber ich beuge mich nicht!“ Und er ließ sich ins Gefängnis werfen, obwohl er als reicher Mann die Geldbuße durchaus nicht gespürt haben würde und nichts weniger als geizig war. — Ein Beispiel! Als einjt eine arme, aus Frankreich vertriebene Hugenottenfamilie sich auf ein Schiff geflüchtet hatte und nach Amerika gefahren war, ohne die Überfahrtskosten bezahlen zu können, da sollten Mann, Weib und Kind so lange als Gefauste dienen müssen, bis sie soviel erworben, um ihre Schuld zu bezahlen.

„Holla“, sprach mein Urgroßvater, „die Leute sollen nicht zu Sklaven werden; hier ist das Geld“ — und er bezahlte die Überfahrt und Verpflegung bei Heller und Pfennig, ja er gab den Armen noch ein Stück Geld, um gegen Mangel wenigstens auf so lange geschützt zu sein, bis sie einen passenden Erwerbszweig gefunden.“ —

Während des letzten Theils dieser Erzählung gab Steuben dem Manne, welcher vorhin das Hoch auf den alten Leisler ausgebracht, durch Zeichen zu verstehen, er möge ihm auch ein Glas einschenken, was dieser natürlich mit Freuden that. Jetzt erhob der General den Becher und sprach, zu dem Erzähler gewendet: „Zur Ehre und zum Andenken Ihres braven Urgroßvaters — ich trinke für euch alle — der alte Leisler hoch!“ — Das Häuflein aber sprang auf wie ein Mann und jubelte: „Der Herr Baron soll leben hoch, hoch und nochmals hoch!“

„Am 31. Mai 1689“, fuhr der Erzähler fort, „verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, der Gouverneur habe erklärt, am nächsten Sonntag, 2. Juni, das unbotmäßige New-York an allen vier Ecken anzünden zu lassen. Wie auf Kommando füllten sich alle Straßen mit aufgeregten Menschenmassen; dem drohenden Unglück mußte unter allen Umständen vorgebeugt, die Stadt vor solchem Gewaltakte bewahrt werden. Aber dazu war es nötig, daß ein entschlossener Mann als Befehlshaber an die Spitze gestellt wurde, und alle entschieden sich für den Führer einer der fünf Milizkompanien, den ältesten Hauptmann des Bürgermilitärs. „Zu Leisler! zu Leisler!“ scholl es tausendstimmig, und die Menge zog nach dem Hause des verehrten Bürgers und verlangte, daß er das Regiment in die Hand nehme. Zwar weigerte sich mein Urgroßvater anfangs; denn die Verantwortung schien ihm viel zu groß und er hielt sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Als man aber darauf hinwies, daß zur Erhaltung der Ordnung und Sicherheit eine Leitung und Überwachung der Bewegung durchaus nötig sei, und daß niemand in solchem Grade das allgemeine Vertrauen besäße, wie er, willigte er ein, erließ einen Aufruf an die Bürgerschaft, besetzte das Fort im Namen des Königs Wilhelm und stellte überraschend schnell die Ruhe in der Stadt wieder her.

Der Gouverneur Nicholson und dessen Räte gingen zu Schiff und fuhren auf Nimmerwiedersehen nach England; seine Anhänger dagegen bequerten sich, die von Leisler entworfene Deklaration, wodurch sie sich zur Aufrechterhaltung des Friedens verpflichteten, zu unterschreiben. Die adligen Großeigentümer, die es mit König Jakobs Regierung gehalten hatten und den Dranier nicht anerkennen wollten, flüchteten nun auf ihre Güter; ein bestellter Sicherheitsausschuß, bestehend aus den angesehensten Bürgern der Stadt, sorgte für Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit, und Jakob Leisler ward zum Gouverneur erwählt. Bald darauf kam ein Schiff aus London und brachte die offizielle Ankündigung von der Thronbesteigung Wilhelms, der zu Ehren man eine großartige Huldigungsfeierlichkeit veranstaltete. Ohne daß ein Tropfen Blutes vergossen worden, hatten sich alle Verhältnisse in New-York geändert und neue Behörden waren eingesetzt.

Das war eine Zeit frischer, regster Tätigkeit! Hingabe an das Gemeinwohl war überall sichtbar, es wurde mit Eifer gewirkt und geschafft, die Geschäfte blühten, aus allen andern Provinzen Neu-Englands liefen Glückwunschschreiben ein, und die Gouverneure dieser Staaten traten in amtlichen Verkehr mit Leisler. In dem Hafen von New-York wurde das erste Kriegsschiff Amerikas gebaut, der Hafen selbst ward befestigt, das Fort verstärkt, eine Verbindung sämtlicher Kolonien zur Abwehr gemeinsamer Feinde angebahnt, feindlich gesinnte Franzosen und Indianer wurden mit gutem Erfolg zurückgeworfen — kurz, der alte Jakob Leisler brachte mehr zustande, als alle englischen Gouverneure vor ihm zusammengenommen.



Rickson und seine Räte verlassen die Stadt; seine zurückgebliebenen Anhänger unterschreiben die Deklaration.

Die Hauptsache aber war die vollständige Änderung der Grundlage der Regierung. Bisher befahl der Gouverneur, ordnete alles an, schrieb alles vor, das Volk hatte nur zu gehorchen und zu bezahlen; jetzt aber redete das Volk bei öffentlichen Angelegenheiten auch mit; es wurde ihm ein gesetzlicher Einfluß auf Regierung und Verwaltung zugesprochen; seit jenem Tage ist es nicht mehr unmündig, hat die Kinderschuhe ausgetreten und ist ein Mann geworden.

Mein Urgroßvater sandte nun eine Deputation nach London, um der Regierung Mitteilung zu machen von dem, was in New-York vorgefallen, und zugleich die Versicherung auszusprechen, daß er für die Wohlfahrt der Stadt sorgen und die

Geschäfte so lange leiten werde, bis der König einen neuen Gouverneur ernannt habe. Die Deputation hatte eine Audienz bei König Wilhelm, erhielt die Erlaubnis, ihm die Hand zu küssen, und bald darauf lief ein königliches Schreiben in New-York ein, welches den Jakob Leisler ermächtigte, als Vizegouverneur im Namen der Krone die Regierung zu führen bis zur Ankunft eines wirklichen Statthalters.

Jetzt, nachdem die königliche Bestätigung und Gutheißung vorlag, verdoppelte sich die Thätigkeit des braven Mannes, auf dessen Schultern die Sorge für das Wohl der Stadt gelegt war; Tag und Nacht an der Arbeit, nach allen Richtungen hin thätig, entfaltete er eine Wirksamkeit, die alle mit sich fortriß; der Aufschwung der Geschäfte, des Wohlstandes und des Patriotismus war ein großartiger.

So ging es fort bis zum 19. März 1691 — da traf der neue wirkliche Gouverneur Slaughter ein, und was bisher Bürgertugend hieß, wurde nun plötzlich als Hochverrat erklärt. Slaughter war ein durch leichtsinniges, verschwenderisches Leben herabgekommener, arm gewordener Edelmann, der seine Verhältnisse hier verbessern und schnell wieder zu Vermögen kommen wollte. Mit ihm hatten die Adligen und die Großeigentümer leichtes Spiel; sie kamen ihm schon auf sein Schiff entgegen, bearbeiteten ihn nach ihrem Sinne, und da er habüchtig, ausschweifend und geldbedürftig war, hatten sie ihn bald für sich gestimmt.

Nachdem er seinen Einzug in die Stadt gehalten, ward auf seinen Befehl mein Urgroßvater verschiedener Dinge bezüchtigt; daraufhin in das Gefängnis geworfen und vor einem eignen Gericht als Rebell angeklagt. Dieses Gericht, aus lauter Feinden Leislers zusammengesetzt, war der größte Hohn auf jegliche Rechtsprechung. Der Angeklagte hatte das königliche Schreiben in der Hand, durch welches er zum Vizegouverneur ernannt war — man erklärte, das habe für den Prozeß keine Bedeutung. Des Hochverrats beschuldigt, sollte er sich gegen diese Anklage verteidigen. Da sprach mein Urgroßvater:

„Gegen diesen Gerichtshof, der eigens zu einer Verurteilung und nur aus solchen Männern zusammengesetzt ist, die meine persönlichen Feinde sind, verteidige ich mich nicht; er beschließe und thue, was den Herren wohlgefällt!“

Man hätte nun gern die Form einer ordentlichen Verhandlung und Verurteilung aufrecht erhalten, aber der Angeklagte hüllte sich in stolzes Schweigen, gab auf keine Anrede mehr Antwort und blickte mit Verachtung auf seine Richter herab.

Diese waren in der größten Verlegenheit, denn es ließ sich durchaus nichts Strafwürdiges auffinden, was Leisler zum Verbrechen angerechnet werden konnte; doch — der Mann der Volksfreiheit und der Volksrechte, der die Bevorzugung des Adels gebrochen und den Bürgern die gesetzmäßige Befugnis errungen hatte, in ihren Angelegenheiten auch ein Wort mitzusprechen, der mußte vernichtet werden. So verurteilte man ihn denn ohne weiteres zum Tode. Allein jetzt zeigte sich auf einmal ein Hindernis: als der Gouverneur das Todesurteil unterschreiben sollte, machten sich bei ihm, trotz seiner Parteilichkeit, Bedenken geltend; Leisler hatte

in Wirklichkeit kein Verbrechen begangen, und Sloughter brachte es nicht über's Herz, seinen Namen unter einen so blutigen und ungerechten Spruch zu setzen. Er weigerte sich beharrlich und schob die Unterzeichnung von Tag zu Tage auf. — Was war zu thun? Die Sache mußte schnell abgemacht, der sogenannte Rebell sobald als möglich aus der Welt geschafft werden; denn er zählte ja doch auch Anhänger unter den Vornehmen — diese konnten die Sachlage dem König Wilhelm von ihrem Standpunkte aus darlegen, und wer konnte wissen, was dann geschah?

Da richteten die Großeigentümer und Vornehmen mit verschwenderischer Pracht ein glänzendes Gastmahl zu Ehren des neuen Herrn Gouverneurs aus; die wohl-schmeckendsten Speisen und feinsten Weine reizten den Gaumen des gefeierten Gastes; es ward ihm fleißig zugetrunken, und als er von dem Genuße der starken, geistigen Getränke genugsam betäubt schien, brachte man die Rede auf Leisler, erzählte, daß das Volk sich bereits in großer Aufregung befinde und anfangs, sich zusammenzurotten; wenn dem Verbrecher nicht bald das Lebenslicht ausgeblasen würde, drohe ein neuer Aufstand auszubrechen, und dann werde man zu allererst dem Herrn Gouverneur zu Leibe gehen. So war hin und her gesprochen worden, als plötzlich einer der Gäste, welcher sich auf einen Augenblick entfernt hatte, um auf dem Balkon frische Luft zu schöpfen, in das Zimmer stürzte und rief: „Der Pöbel versammelt sich, zieht schreiend und lärmend durch die Straßen, um den Gefangenen zu befreien. Es steht alles auf dem Spiele, unser aller Leben ist in Gefahr; diesem Zustande muß ein Ende gemacht werden!“

Der Gastgeber brachte nun schleunigst das schon ausgefertigte Todesurteil, Feder und Tintenfaß herbei und sprach: „Hier, Herr Gouverneur, unterschreiben Sie; heute sind Sie noch Herr der Lage; wenn der Hochverräter nicht jetzt auf der Stelle hingerichtet wird, so unterschreibt er morgen Ihr Todesurteil!“

„Was soll ich schreiben? Wohin soll ich schreiben?“ fragte Sloughter.

„Hier, Herr Gouverneur, hierher; nur Ihren Namen“, drängte der Wirt — und der Gouverneur schrie.

Es blieb aber durchaus ruhig auf den Straßen, nirgends hatte sich Volk zusammengeworrtet, keine Gefahr drohte — man hatte den Statthalter festlich belogen, aber seine Unterschrift erlangt. Am andern Morgen in aller Frühe, als Sloughter infolge des übermäßigen Weingenußes noch im festen Schlafe lag, wurde mein Urgroßvater hinaus zu dem Richtplatze geschleppt, um ein Verbrechen zu büßen, das er nicht begangen hatte. Es war Samstag, den 16. Mai 1691, ein naßkalter, unfreundlicher Tag; der Himmel hatte sich in ein graues Trauergewand gehüllt, die Sonne ließ sich nicht blicken, feiner Regen durchnäßte die Zuschauer. Vor seiner Hinrichtung sprach der Verurteilte noch von dem Schafott herab zu dem Volke, erklärte sich für unschuldig und legte in ergreifenden Worten dar, wie er stets nur mit ehrlichen Mitteln für das Wohl der Stadt und ihrer Bürger gewirkt habe — was half's? Die Schergen fielen über ihn her, er ward gehenkt —

nachdem der Tod eingetreten, wieder abgenommen und noch geköpft — dann scharrte man die Leiche neben dem Galgen ein — alles war vorüber. —

Das Vermögen des Hingerichteten wurde konfisziert, die Familie war zu Grunde gerichtet. Doch der Sohn des Verstorbenen beruhigte sich nicht dabei, er wandte sich klageführend nach London, und nach Verlauf eines Jahres kam von dort her die Antwort, dem Gerichteten sei sein Recht widerfahren, allein aus königlicher Gnade sollte den Kindern das Vermögen des Vaters zurückgegeben werden.



Eyrenbegräbnis der überreste Jakob Leislers.

Damit gab sich mein Großvater aber nicht zufrieden; er erwiderte: „Ich begehre keine Gnade, sondern verlange mein Recht; die Ehre unsres Namens soll und muß hergestellt werden.“ Er wandte sich nun an das Parlament, ließ nicht nach, kam immer wieder, und Anno 1695 ward das gegen Jakob Leisler gefällte Urteil als rechtsungültig umgestoßen, sein Vorgehen und Verfahren in allen Stücken

durch das Parlament gerechtfertigt und das Vermögen von Rechts wegen der Familie wieder zugestellt. — Uebermals drei Jahre später grub man die Leiche bei dem Galgen aus und setzte sie unter großen Feierlichkeiten und unter Teilnahme fast der ganzen Stadt auf dem Friedhofe der holländischen Kirche bei; der Gouverneur Bellomont erklärte in einer öffentlichen Bekanntmachung: daß Jakob Leisler sich durch seine Bürgertugenden um die Stadt hoch verdient gemacht habe und in der ungerechtesten und schmachvollsten Weise hingemordet worden sei; er werde deswegen eine Entschädigung für die Hinterbliebenen bei der Krone beantragen. Das that er denn auch, und im Jahre 1700 wurde meinem Großvater die Summe von tausend Pfund Sterling ausbezahlt.

So ist unser Name wieder zu Ehren gekommen.

Noch ein halbes Jahrhundert lang hießen die Anhänger der Volksfreiheit und die Verteidiger der Volksrechte: Leislerianer. — Bis zum Jahre 1733 gab es in der ganzen Kolonie nur eine einzige Zeitung, und diese stand unter der Aufsicht und Überwachung des Gouverneurs; jetzt gründeten die Leislerianer eine zweite mit dem ausgesprochenen Zwecke, das Organ der Volkspartei in Stadt und Land zu sein. Der Drucker Johann Peter Zenger, der Sohn einer armen, aus der Pfalz eingewanderten Witwe, ward der Verleger, und seit beinahe einem halben Jahrhundert ist sein Blatt die Schutzwehr der Freiheit. Barfuß, als Betteljunge stieg der deutsche Knabe in Amerika ans Land; seine Zeitung aber ist eine Macht geworden. So wechseln Zeiten und Geschick! Meinen armen Ur Großvater hat man hingerichtet, aber ich bin doch stolz auf ihn.“ —

Damit schloß John Leisler seine Erzählung, Steuben aber sprach:

„Ihr Ur Großvater war ein rechtschaffener Mann, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß Sie, der Nachkomme eines Märtyrers der Bürgerfreiheit, heute in den Reihen derer stehen, die mit ihrem Herzblut für die Sache der Freiheit eintreten. Es freut mich, daß es zwei Deutsche waren, Minnewit und Leisler, welche New-York zu dem machten, was es heute ist; daraus sehen wir doch, daß die Engländer nicht allein die Leistungsfähigen sind, sondern daß wir Deutsche auch etwas zustande bringen können.“

Mit diesen Worten erhob er sich und wollte sich entfernen, aber John Leisler sprach: „Ja, so ist es — und heute ist es wieder ein Deutscher, der mit an unsrer Spitze steht und gleich nach dem Oberfeldherrn kommt; Washington ist der Kopf, aber der Herr Baron ist sein starker Arm. Hurra! Hurra! Er lebe hoch!“ Und alle fielen laut jubelnd ein und riefen wiederholt: „Der Herr Baron soll leben! Hurra! Hurra!“

„Schon gut, Kinder; ich danke euch“, sprach der General, „bleibt nur an meiner Seite, wenn es gilt, den Engländern ihre roten Röcke auszuklopfen; es treibt jetzt aufs Ende zu, bald wird der kehraus getanzt; ehe ein Dreivierteljahr vergangen, wird alles vorbei sein!“



Überfall einer Pfälzer Niederlassung im Mohawkthal.

2. Herckheimer und die Pfälzer.

Gegen Abend des andern Tages stellte sich dem General ein stattlicher Krieger vor, redete ihn deutsch an und sprach: „Herr Baron, ich bin der Oberst Friedrich Fischer, kommandiere das Mohawkbataillon und bringe Ihnen die Nachricht, daß wir ein halbes Duzend Hessen gefangen haben.“ Steuben, einesteils erfreut durch die Anrede in seiner Muttersprache, andernteils neugierig gemacht durch die Bezeichnung „Mohawkbataillon“, sprach: „Setzen Sie sich zu mir, Oberst, und erzählen Sie mir, was für Leute das sind, die Sie befehligen.“

„Die Pfälzer aus dem Mohawkthale, Herr General“, erwiderte Fischer; aber der Baron gab sich damit noch nicht zufrieden; er selbst kannte Land und Leute der schönen Rheinpfalz und wollte nun von den Pfälzern in Amerika etwas mehr wissen; darum bat er Friedrich Fischer, welcher ein belesener und kenntnisreicher Mann war, ihm ausführlicher die Geschichte der Pfälzerkolonie zu erzählen.

„Die Rheinpfalz“, begann Fischer, „dieser herrlichste und schönste Teil Deutschlands vom Neckar bis zur Nahe, hatte infolge des Verhaltens seines Kurfürsten im Dreißigjährigen Kriege furchtbar zu leiden; bald kamen die Spanier, bald die Schweden, heute die Kaiserlichen, morgen die Weimaraner, erst der Mansfeld,

dann der Tilly; es ward geraubt, geplündert, alles weggenommen, das Getreide auf dem Felde angezündet, Wälder gingen in Flammen auf, Städte und Dörfer wurden eingeeäschert. Und an Roheit und Raubsucht waren alle Heere einander gleich; die Soldaten nahmen alles, was sie mitschleppen konnten. Damals entstand dort die Redensart: „Sie lassen nur glühendes Eisen und Mühlsteine liegen.“ Die Bürger und Bauern gerieten in die furchtbarste Not, verwilderten selber, fielen übereinander her und nahmen einer dem andern das letzte Brot, welches etwa die abziehenden Truppen noch zurückgelassen hatten. So ward das Land zur Wüste, es entstand eine grauenhafte Hungersnot. Gras, Kraut, Wurzeln, Baumblätter, Hunde, Katzen, Mäuse, Frösche, gefallene Pferde dienten zur Nahrung, auch wenn sie schon in Verwesung übergingen. Noch ärger: die Geheften wurden von den Galgen geholt, die Toten auf den Kirchhöfen ausgegraben und verzehrt; bei Worms trieb sich eine Bande umher, welche die Vorüberziehenden anfiel, totschlug, am Feuer röstete und aufaß. Als der Dreißigjährige Krieg zu Ende war, lebte von den Bewohnern der ehemals so geeigneten Pfalz nur noch der fünfzigste Teil; Städte und Dörfer waren von dem Erdboden verschwunden und wurden nie wieder aufgebaut.

Ein Vierteljahrhundert später kam eine neue fürchterliche Heimtuchung. Die Franzosen begannen ihre Verwüstungszüge; Heidelberg und Mannheim, Speier und Worms wurden in Asche gelegt; die Kriegshorden Ludwigs XIV. hausten so barbarisch, daß man weit und breit den Hunden die Namen der französischen Feldherren gab — Melac, Montelas und Louvois wurden allenthalben gebräuchliche Hundennamen.

So ging es fort bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts, und als die Kriegsdrangsale ein Ende hatten, wurde die Pfalz durch ihre eignen Fürsten vollends zu Grunde gerichtet. Der Kurfürst Karl Philipp errichtete in Mannheim und Schwetzingen einen Hofstaat, der an verschwenderischer Üppigkeit seinesgleichen nicht hatte; er wollte den „großen Louis“ mit seinen nichtswürdigen Feiten in Versailles und Trianon nachahmen, erreichen und übertraf ihn noch an sinnloser Verschwendung. Es entwickelten sich Zustände, die hier bei uns in Amerika vollständig undenkbar sind: der Kurfürst verkaufte z. B. die noch auf dem Felde stehende Frucht der Bauern an die Franzosen und steckte die Bezahlung dafür in seine Tasche; Ämter und Stellen wurden käuflich, hatten ihre bestimmte Tage und konnten von denen, die sie erstanden, wieder um höhern Preis an andre verkauft werden. Gegen 2000 meist gewissenlose Menschen bildeten den Hofstaat des Kurfürsten und lebten dahin in Saus und Braus; die Zahl der Einwohner des Landes aber nahm mit jedem Jahre ab, die Zahl der Bettler, Diebe und Straßenräuber dagegen wuchs fortwährend.

Wie in der Pfalz, so ging es auch in Württemberg und kaum um ein Härlein besser in Baden und in Hessen; das Volk hatte kein menschenwürdiges

Dasein mehr, es blieb ihm nichts andres übrig als die Auswanderung. Erst griffen einzelne zum Wanderstabe; aber wie eine Lawine wuchs die Schar der Wegziehenden, und 1709 kam die erste Massenauswanderung zustande. Im Mai des genannten Jahres lagen in London ungefähr 14000 Pfälzer und Schwaben auf den Straßen und in Ställen und Scheunen und warteten darauf, bis man sie nach Amerika führte. Zum Teil wurden sie in England, Schottland und Irland untergebracht, zum Teil starben sie jämmerlich hin in ihrem Elende, zum Teil endlich wurden sie nach New-York geschafft. Von hier aus siedelte sie der Gouverneur etwas nördlich rechts und links vom Hudson an, wo sie in den Tannenwäldern Teer bereiten mußten, um dadurch die von der Regierung für sie aufgewandten Kosten abzuverdienen.

Die Lage der Deutschen war aber eine ganz erbärmliche; sie waren kaum besser als leibeigne Knechte, wurden von ihren Aufsehern mißhandelt und standen fortwährend unter militärischer Überwachung; von dem aber, was sie erarbeitet, wurde der größte Teil durch die Beamten unterschlagen und den Ärmsten nicht an ihrer Schuld abgeschrieben; sie wurden schlechter wie die Soldaten verpflegt, dabei fortwährend auf das schamloseste betrogen. Der Verpflegungskommissar ward ein steinreicher Mann, die armen Deutschen litten Hunger und Not.

Endlich riß ihnen die Geduld. Gegen Ende des Jahres 1712 brach ein großer Teil von ihnen auf, wandte sich nach Nordwesten und zog unter vielen Mühseligkeiten und Strapazen bis in das gesegnete, überaus fruchtbare Thal des Schoharie, ließ sich da von den freundlichen, gutgesinnten Indianern Land abtreten und bebaut nun seinen eignen Grund und Boden. Im März des nächsten Jahres folgte bei der schneidendsten Winterkälte und drei Fuß hohem Schnee der Rest den Vorausgegangenen nach. Es war ein schwerer Schritt, ein mühsamer Anfang, aber die Pfälzer waren doch frei, litten nicht mehr von dem Übermut und der Habjucht der Engländer, vertrugen sich in Frieden mit den Rothhäuten, und diese verbanden sich sogar mit ihnen zu Schutz und Trutz, als sie hörten, daß die bisherigen Herren und Peiniger der Pfälzer Anstalten trafen, ihre ehemaligen Knechte wiederzuholen.

Mit dem Wiederholen ging es übrigens nicht so rasch, wie sich die Herren Engländer dachten; es entstanden jahrelange Reibereien und Plackereien, kein Deutscher kehrte jedoch in das alte Knechtschaftsverhältnis zurück, im Gegentheil lenkten Hunderte von Familien ihre Schritte nach Norden, ließen sich in dem herrlichen Mohawktale nieder und lebten da in Frieden und Einigkeit mit den Rothhäuten. Es gab oft blutige Kämpfe mit den Franzosen, die sich nach dieser Gegend ausdehnen wollten; aber die Pfälzer, unterstützt von ihren Indianerfreunden, blieben stets Sieger, gewannen ihre neue Heimat immer lieber und wurden nach und nach freie, stolze Männer, die sich nicht mehr vor einem englischen Könige und seinen Statthaltern beugten. Wir alle, die wir jetzt hier vor Portsmouth liegen, sind ja

in Amerika geboren und aufgewachsen; aber wir haben unsre deutsche Sprache und unsre deutschen Sitten beibehalten, wir freuen uns, wenn man uns noch immer die biederen Pfälzer und die ehrlichen Schwaben nennt — freilich, die unterthänigen Seelen, wie unsre Großeltern, sind wir längst nicht mehr — Krieg, Jagd, strenge Arbeit in der Wildnis haben uns gestählt, und da kein Landesvater gut oder übel für uns sorgte und wir nur auf uns selbst angewiesen waren, sind wir selbständige Leute geworden, die sich selber zu helfen wissen. Und so standen wir da, als von neuem der Kriegsruuf erklang.



Heranziehen der Rothhäute.

Diesmal galt es den Engländern, die sich so schwer an uns veründigt hatten. Die Bewohner des Schoharie- und des Mohawkthales erklärten sich offen für die Sache der vereinigten Provinzen, organisierten sich, ernannten den General Nikolaus Herckheimer, auch einen Pfälzer, zu ihrem Oberanführer, und alles ging gut voran. Unsre Wahl ward von dem Kongresse bestätigt, General Schuyler kam zur Inspektion, auf dem gefrorenen Mohawk hatten wir Revue zu passieren, und nach wenig Tagen gelang es uns, den englischen General John Johnson mit seinem ganzen Stabe gefangen zu nehmen. Da er sein Ehrenwort gab, nicht zu entfliehen, brachten wir ihn nach Fishkill am Hudson und wiesen ihm diesen Platz zu seinem Aufenthalte an. Allein er hielt seine Ehre nicht sehr hoch, brach nach einigen Monaten sein Wort, ging nach Montreal durch und betrieb nun von Kanada aus den Krieg gegen uns auf das eifrigste.

Was uns die meiste Sorge machte, war die Haltung der Indianer.

Wir hatten zwar bisher in gutem Einvernehmen mit ihnen gelebt, allein ihnen wohnt eine unüberwindliche Kriegslust und Raubgier inne, und da die Engländer fortwährend an ihnen hetzten und sie in ihren Dienst zu nehmen suchten, fürchteten wir, daß wir an ihnen schlimme Feinde bekommen würden, wenn es einmal wirklich losginge. Und unsre Befürchtung war nur zu wohl begründet; als der Kampf ausbrach, überboten sich Briten und Rothhäute an blutdürstiger Grausamkeit, und es würde schwer sein, zu entscheiden, wer wilder und barbarischer verfuhr.

Als im Juni 1777 General Burgoyne seinen Zug längs den Ufern des Hudson antrat (i. S. 75) sandte er den Obersten St. Leger in das Mohawktal, wo dieser zuerst das Fort Stanwix



Niederlassung der Pfälzer im Mohawktal.

wegnehmen und dann den Amerikanern in den Rücken fallen sollte. St. Leger handelte im Geiste seines Auftraggebers, verwüstete, zerstörte, mordete mit teuflischer Bosheit, und seine von Weißen angeführten Wilden waren ihm ebenbürtige Kampfgenossen; als er aber vor Stanwix ankam, das auf einer Anhöhe lag, mit Erdwällen geschützt und von 600 Mann unter dem Obersten Gansevoort besetzt war, da stimmte er ein andres Liedchen an. Gansevoort lachte hell auf, als ein Bote Legers ihm die Aufforderung zur Übergabe brachte. „Wenn der Oberst das Fort haben will, soll er's nehmen“, sprach er. Auf eine so höhnische Antwort blieb nichts andres übrig, als zur regelmäßigen Belagerung zu schreiten, und diese ward denn auch sogleich begonnen.

Aber auf dem Fuße folgten wir unter der Führung unsres unvergeßlichen Herckheimer den Engländern, und als jene Stellung genommen, sandte unser General heimlich einen Boten nach Fort Stanwix und ließ dem Kommandanten sagen: „Durch drei Kanonenschüsse zeige du uns an, wann du mit deiner ganzen Mannschaft einen Ausfall machst; dann rücken wir sogleich vor, packen die Feinde im Rücken, und sie werden vernichtet werden.“

Wir Bewohner der Thäler des Schoharie und des Mohawk waren Feuer und Flamme und brannten vor Begierde, uns auf die boshaften Feinde zu stürzen; Herckheimer hielt uns jedoch zurück und wollte durchaus nicht eher vordringen, als bis die drei Kanonenschüsse ertönten. Ich muß nun sagen: Er war viel erfahrener und einsichtsvoller als wir; aber wir, die Offiziere seines kleinen Heeres, ließen

nicht nach, drangen in ihn, verlangten, daß er uns vorwärts führe — kurz — es ist mir peinlich, das zu erzählen — wir ließen ihm keine Ruhe, warfen ihm Unentschiedenheit, Feigheit vor, und so entschloß er sich denn gegen seine bessere Überzeugung und rückte am Morgen des 6. August mit uns vor.

Eine halbe Stunde von Driskany und zwei gute Stunden von Stanwix entfernt, marschierten wir durch eine enge, so morastige Waldschlucht, daß man den Boden erst durch einen Knüppeldamm hatte passierbar machen müssen.



Tod des Generals Herckheimer.

Diese Schlucht war nun in der Quere zu durchschreiten; Herckheimer befand sich bereits drüben auf der jenseitigen Höhe, ein Teil unsrer Mannschaft stieg mühsam den steilen Abhang hinan, ein anderer war noch unten in der Tiefe, wieder andere stiegen erst hinab in die Schlucht, und gerade mein Bataillon, der Nachtrab, war noch auf der östlichen Anhöhe — da brachen die im Walde versteckten Engländer und Indianer mit Wutgebrüll aus ihrem Hinterhalte hervor und warfen sich auf uns. Mit Flinte, Säbel, Speer, Schlachtbeil und Dolchmesser begann der Kampf — es war grauſig!

Ich sehe noch unfern unvergleichlichen Herckheimer vor meinen Augen, wie er, auf seinem Schimmel sitzend, das Schlachtfeld überblickt und mit Ruhe und Geistesgegenwart seine Befehle gibt — er, der einzige, der seine Kaltblütigkeit

keinen Augenblick verlor, während wir andern alle nicht mehr wußten, was wir thaten. Ein großer Theil meiner Leute wurde niedergemetzelt, ein großer Theil ergriff die Flucht, die Feinde wütheten in unsern Heerhaufen — es war ein greuliches, blutiges Durcheinander.

Etwa um 11 Uhr waren wir in die verhängnisvolle Schlucht eingetreten; es mochte ungefähr 12 Uhr sein, da ward Herckheimers linkes Bein durch einen Schuß zerschmettert und sein Pferd getödet. Der General wurde vom Boden aufgehoben, ließ sich seinen Sattel an den Stamm eines alten Baumes tragen, setzte sich darauf und erteilte ruhig seine Befehle weiter. Die Offiziere machten ihm Vorstellungen über den gefährlichen Platz, wo er jeder Kugel preisgegeben war, er antwortete jedoch: „Ich will dem Feinde in das Gesicht sehen; um meine Sicherheit handelt es sich nicht, sondern darum, daß wir siegen.“ Bei diesen Worten zog er seine Pfeife aus der Tasche, schlug Feuer, zündete die Pfeife an und rauchte, mit kaltblütiger Ruhe seine Befehle erteilend. Dieser Heroismus des Führers wirkte begeisternd auf Offiziere und Soldaten, sie sammelten sich um den Helben und hielten Stand gegen jeden Angriff; von Minute zu Minute ward ihre Haltung eine bessere und festere, die Erschrockenen, die Fliehenden fanden sich wieder. Es wurde nicht mehr geladen und geschossen, mit Messer, Bajonett und Gewehrkolben ging es auf den Feind: selbst die blutleczenden Indianer entsetzten sich über die Todesverachtung und den Kriegsmuth der deutschen Bayern, wollten nicht mehr vorwärts und zogen sich schließlich zurück. Jetzt aber ertönten auf einmal drei Kanonenschüsse aus Fort Stanwix, und die Engländer, die nun von hinten angegriffen zu werden fürchteten, nahmen Reißaus, stürzten, mit den Indianern zu einem unlösbaren Knäuel verbunden, schreiend davon und suchten ihr Heil in wilder Flucht.

Die Schlacht bei Driskany war glänzend gewonnen worden, und wenige Tage nachher mußte auch St. Leger die Belagerung von Stanwix aufheben. Die Engländer bekamen das Mohawkthal nicht, und die Indianer hatten sich vor uns fürchten gelernt. Wir hatten der Welt gezeigt, was auch ungeschulte Truppen zu leisten im stande sind, wenn sie die Liebe zur Freiheit durchglüht. Unserm wackeren Herckheimer mußte das zerschmetterte Bein abgenommen werden — am 17. August 1777 erlag er einer Verblutung. —

Und jetzt, Herr Baron, will ich vor Ihnen noch ein Bekenntnis ablegen und noch um Verzeihung bitten für ein Vergehen. Auch ich war unter denen, die unsern gefallenen General gegen seine bessere Überzeugung vorwärts trieben; ich war es, der ihm zurief: „Königsknecht“, und der von mir geführte Nachtrab war es, der zuerst die Flucht ergriff. Wir haben nach Kräften unsern Fehler wieder gut gemacht; seit vier Jahren kämpfen wir ehrlich und unerschütterlich für des Volkes Unabhängigkeit, aber nie mehr ist es uns eingefallen, den Feldherrn tabeln oder das Kriegsführen besser verstehen zu wollen als er. Wir haben

gelernt zu kämpfen und zu streiten als gute Patrioten, aber die Pläne zu machen, das überlassen wir dem, der uns befehligt, der höher steht als wir, und der einen weitem Blick hat. Ohne unsern Unverstand hätten wir vielleicht heute unsern Herckheimer noch; wir haben ihn geopfert.“

Mit bewegter Stimme schloß Oberst Fischer seine Erzählung. Steuben drückte ihm trumm die Hand und sprach erst nach einer kleinen Pause: „Wie ging es weiter an den Ufern des Schoharie und des Mohawk?“

„Da ist nicht mehr viel zu erzählen“, antwortete Fischer. „Die Engländer setzten einen Preis von acht Dollars für jeden eingelieferten Amerikaner-Skalp, und die Indianer führen nun schon vier Jahre lang den kleinen Krieg gegen uns; bald hier, bald da, bald dort brechen sie hervor, überfallen Dörfer, Meierhöfe, einzelne Hütten, ja, den Arbeiter auf dem Felde und das Kind, das am Wege spielt; denn es ist einerlei, ob sie Greis, Mann, Weib oder Kind erlegen, den Knaben, das Mädchen oder einen Säugling — jede Kopfhaut, die sie abliefern, wird ihnen von dem englischen General mit acht Dollars bezahlt.“

Zuweilen kamen auch reguläre königliche Truppen in unsre Thäler, doch wurden wir mit diesen am leichtesten fertig. Ein Teil von uns Pfälzern blieb zu Hause, um Herd, Weib und Kind zu verteidigen; ich mit meinem Bataillon folge unserm deutschen Heerführer und weiß, daß er und Washington uns noch zum endlichen Siege führen. Fest stehen wir in dem großen Freiheitskampfe und helfen ihn ausfechten, auf daß unser gestreiftes Sternbanner der-eint lustig in den Lüften wehe, wenn alle Glocken Sieg läuten und auf allen Wegen der Jubelruf erschallt: Viktoria!“ —

„Dieser Tag wird gewiß bald kommen, lieber Oberst“, sprach Steuben, stand auf und reichte dem Offizier abermals die Hand, indem er zu dem wackern Pfälzer freundlich sagte: „Nun bringt mir die sechs gefangenen Hefen!“

Steuben war erstaunt, als sechs stattliche, kräftige Männer, ein prächtiger Menschenschlag, vor ihn geführt wurden. Er freute sich über seine deutschen Landsleute und fragte, nachdem er mit Wohlgefallen sein Auge auf ihnen hatte weilen lassen: „Sagt mir, Kinder, wie seid ihr nach Amerika gekommen?“ —



3. Die verkauften Landeskinde.

Fünf der Gefangenen waren ohne Zweifel Bauernsöhne, der sechste hatte ein feingeschnittenes Gesicht und einen geistreichen Blick; er gehörte jedenfalls einer höheren Bildungsstufe an. — Einer der Landsleute ergriff ohne Verzug das Wort und antwortete: „Unser Landgraf hat uns eben an die Engländer verkauft, Herr General. Aber das Nähere können wir nicht so angeben, das muß da der Professor erzählen, der weiß alles auf Lateinisch.“

„So“, sprach Steuben und wandte sich an den Bezeichneten, „Sie sind also ein studierter Mann, sind Professor? Nun, so erzählen Sie.“

„Um Vergebung, Herr General“, erwiderte dieser, „meine Kameraden nennen mich nur so, ich bin aber kein Professor, sondern ein Mediziner, ein Arzt. Wie wir armen Geschöpfe in den Soldatenrock gesteckt und zum Vorteil unsres allergnädigsten Landesherrn dem Könige von England zum Gebrauche übergeben wurden, das wissen Sie, Herr General, zur Genüge. Es ist ja weltbekannt, daß die deutschen Fürsten das Kriegsmaterial für alle Welt lieferten; im spanischen Erbfolgekriege wurden Hessen und Braunschweiger an England, Kölner und Bayern an Frankreich verkauft; deutsche Regimenter fochten in Spanien und Ostindien, und unter dem englischen Heere, das im Siebenjährigen Kriege in Westfalen stand, befanden sich 20 000 Hessen und 6 000 Braunschweiger, aber kein geborner Engländer.“

„Ach“, seufzte der Erzähler, „das ist eine lange und traurige Geschichte; wie der Landwirt eine Herde Hammel verkauft, so verkauft der Fürst ein Regiment Soldaten, und was ihm an verkäuflicher Ware abgeht, das wird eingefangen — die Werboffiziere sind die Fanghunde.“

„Es scheint“, sprach Steuben, „Sie sind wohlbewandert in diesen trauervollen Geschichten, Herr Doktor; vielleicht besser als ich, der ich doch so manches erlebt und mitgemacht habe. Lassen Sie hören, was Sie wissen; ich lerne gern noch etwas.“

„Herr General“, entgegnete der Arzt, „zu Ihnen kann ich sprechen frisch von der Leber weg, denn Sie stehen im Dienste der Freiheit, und jetzt sage ich: Deutschland bekommt mich nicht mehr zu sehen. Die Deutschen sind ein biederes, ehrenwertes, gediegenes Volk; aber die vielen kleinen und großen Herren, die zum Guten ohnmächtigen, zum Schlimmen übermächtigen Gewalthaber, jene der dreihundert Fürsten, von denen jeder einen Hof halten und es treiben will, wie der König von Frankreich, die ruinieren Land und Leute; und weil das Geld für all die Pracht und Verschwendung nicht anders aufzutreiben ist, werden die eignen Landeskinde wie Schlachtvieh verkauft, um sich im Kampfe gegen die Türken oder die Schottländer totschießen zu lassen.“

Als hier der Krieg in Amerika ausbrach, hatten die Engländer in dem ganzen Lande vom St. Lorenzstrom bis zur Südspitze von Florida, also einer Strecke von etwa 800 Stunden Weges, nicht mehr als 14 000 Mann stehen; sie mußten aber wenigstens das Doppelte haben, um überhaupt Krieg führen zu können.

Doch auf dem großen Menschenmarkt Deutschland fanden sie, was sie brauchten. Der Herzog Karl I. von Braunschweig, prachtliebend, leichtsinnig und in Schulden bis über den Kopf, verkaufte 4300 Mann nach England und erhielt dafür von König Georg III. unter dem Titel Werbegeld 220 000 Thaler (660 000 Mark); außerdem bekommt er jedes Kriegsjahr noch 11 500 Pfund Sterling, und nach beendigtem Kriege, wenn er seine Truppen zurückerhalten hat, noch zwei Jahre lang das Doppelte, also jährlich 23 000 Pfund Sterling (460 000 Mark).



Hessische und hannöversche Mietstruppen.

Der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel trieb das Geschäft noch großartiger. Im österreichischen Erbfolgekriege stellte er beiden Teilen Truppen; Maria Theresia bezog von ihm 6000 Mann, und eine gleiche Zahl ließ er ihrem Gegner, dem Kurfürsten von Bayern, ab, so daß also auf Befehl ihres Landesherrn — schmachvoll genug — hier Hessen gegen Hessen fochten. Daher kam es, daß das Land förmlich von jungen, dienstfähigen Männern entblößt

zu sein schien; da ließ man denn einige Jahre verstreichen, bis die Knaben herangewachsen waren, und der Handel begann flott wieder von neuem. — Den Engländern lieferte dieser Landesvater für den Krieg gegen die Amerikaner 12 000 Mann und erhält dafür jährlich 772 600 Thaler (über 2 Millionen Mark), und diese Summe wird nach Heimkehr der Truppen auch noch für ein Jahr ausbezahlt. Es sind nun bereits fünf Jahre verstrichen; in dieser Zeit hat der Landgraf an sogenannten Subsidien, Werbegeld oder Jahrgelt schon über 5 Millionen Thaler bezogen.

Jeder der kleinen Fürsten that übrigens, was er thun konnte, um durch Verkauf von Landeskindern Geld herauszuschlagen; der Fürst von Hanau lieferte 800, der Fürst von Waldeck 670 Mann — kurz, es wurde den Engländern viel mehr Kriegsmaterial angeboten als sie brauchen konnten. Der Kurfürst von Bayern offerierte auch einige Tausend Mann, sein Angebot wurde aber zurückgewiesen; der Herzog von Württemberg wollte 3000 Mann stellen, seine Armee bestand aber nur aus 1700, und ihm fehlten die Mittel, weitere tausend Mann zu uniformieren und zu bewaffnen. So zerشلagen sich die Verhandlungen.

Es ist eine schmäbliche Geschichte, daß die Söhne Deutschlands — wie Friedrich II. von Preußen sich ausdrückte — „wie Vieh verkauft“ werden konnten. Recht glatt ging es dabei auch nicht immer ab. Erstens ergriff alles, was durchgehen konnte, die Flucht, um nicht ausgehoben zu werden; von Recht und Gesetz war bei dem ganzen Geschäft keine Rede, nicht einmal von einer Form des Rechtes. Auf dem Acker wurde der Bauer vom Pfluge weggeholt, der Handwerksburche auf der Landstraße aufgegriffen, in den Soldatenrock gesteckt, gedrillt und dann den Engländern abgeliefert. Dann desertierte ein großer Teil der so gewaltsam für den Kriegsdienst Gepreßten; vom ersten Januar bis zum letzten Dezember wurden Ausreißer verfolgt, und als die Seelenverkäuferei so recht im Gange war, mußten die Verschacherten wie Verbrecher bis ans Meer transportiert werden. Umringt von andern Soldaten mit geladener Flinte, wurden sie wie Gefangene bis zu ihrer Verladung auf englische Schiffe getrieben. Aber trotz der Strenge, mit der sie auf dem Transport behandelt wurden, gingen ihrer doch viele durch. Von den 841 Mann, welche der Fürst von Anhalt-Zerbst lieferte, desertierten unterwegs 347; nur 494 kamen am Orte ihrer Bestimmung an.

Markgraf Karl Alexander von Ansbach und Baireuth war ein arger Verschwender, das getreue Abbild Ludwigs XIV. von Frankreich. Ihn drückten seine fünf Millionen Thaler Schulden endlich sehr, und so bot er seine Landesfinder den Engländern zur „Vermietung“ an und lieferte denselben auch 1285 Mann. Anfangs waren sie geduldig dahin marschirt und am 9. März 1777 in Dshjenfurt angekommen. Hier wurden sie auf Mainschiffe verladen; in diesen viel zu kleinen und engen Fahrzeugen konnte sich jedoch die Mannschaft kaum bewegen, auch war es recht schneidend kalt geworden — kurz, die armen Schelme vermochten in der

Nacht kein Auge zuzuthun. Auf's äußerste gebracht, brachen sie am Morgen des 10. in einen Aufruf aus. Das Ansbacher Regiment legte von seinem Schiffe aus ein langes Brett nach dem Ufer und gewann so festen Boden; dann zog es die andern Boote heran, die Baireuther folgten dem Beispiel ihrer Kameraden, und nach Verlauf einer Stunde befand sich kein Mann mehr auf den Schiffen. Die Offiziere tobten allerdings entsetzlich und drohten mit den härtesten Strafen; doch als das nichts half, ließen sie Brot, Fleisch, Gerste, Holz aus der Stadt herbeischaffen. Die Bewohner von Ochsenfurt fühlten auch Mitleid mit den armen Schluckern und brachten ihnen Wein; je mehr aber die Soldaten tranken, desto unbändiger wurden sie.

Gegen Mittag machte sich die Menge auf, wandte sich nach den südlich der Stadt gelegenen Bergen und es schien, als wolle sich die kleine Armee auflösen. Bei den Truppen befand sich nun auch eine Kompanie Jäger von 100 Mann; diese hatte sich am Aufruhr nicht beteiligt und ward nun nach den Bergen geschickt, sich dort zu verteilen und auf alle zu schießen, die herankämen. Das geschah auch; aber die Musketiere hatten auch Pulver und Blei, erwiderten die Schüsse und es kam zu einem kleinen Treffen, so daß die Ochsenfurter fürchteten, in Händel verwickelt zu werden, vorsichtshalber ihre Thore schlossen und die Zugbrücke aufzogen.

Der Oberst von Eyb verkündigte nun den Zurückgebliebenen, die Mannschaft solle nicht eingeschiffet werden, sondern wieder zurückmarschieren; sie möchten das ihren Kameraden nur mitteilen. Auf dieses Versprechen hin und weil niemand da war, der sich an die Spitze der Unzufriedenen stellen wollte, der einzelne Mann aber ratlos war, fanden sich die meisten gegen Abend wieder an dem Ufer ein und fügten sich dem Zureden der Offiziere. Oberst von Eyb hatte aber auch Boten an den Fürstbischof von Würzburg und an den Markgrafen nach Ansbach gesandt, jenen um militärische Hilfe ersucht und von diesem sich Verhaltungsbefehle erbeten. Von Würzburg kam ein Regiment Dragoner und eine Schwadron Husaren, der Markgraf aber selbst, schon in früher Morgenstunde des 11. März. An die angetretene Mannschaft aber richtete Karl Alexander eine donnernde Anrede. „Wie, ihr untersteht euch, gegen euren allergnädigsten Landesherrn zu revoltieren? Wer weigert sich, nach Amerika zu gehen, wenn ich es befehle? Über was beklagt ihr euch? Ich will noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen und denen verzeihen, die sich ruhig einschiffen lassen, obwohl alle den Tod verdient hätten. Wer aber halsstarrig bleibt, der verliert sein Vaterland, sein Vermögen und ihn trifft meine Ungnade. Wer nun nicht nach Amerika ziehen will, der trete jetzt heraus. Marsch! — vor die Front, wer nicht gehorchen will!“ Während der ganzen Rede hielt der Markgraf seine geladene Jagdbüchse in der Hand und spannte jetzt den Hahn zum Zeichen, daß er jeden niederichöffe, der sich widerspenstig zeigen würde. Dieses entschlossene Auftreten und die Anwesenheit der Dragoner und Husaren wirkte entscheidend; die Truppen ließen sich wieder auf die Schiffe verpacken und wurden pünktlich an die Engländer abgeliefert. Karl Alexander

begleitete seine Leute bis an das Meer, um jede neue Revolte zu verhüten; bei Tag und Nacht hatte er seine geladene Büchse in der Hand oder neben sich liegen.

Bei dem Aufstande in Dshensfurt waren etwa hundert durchgegangen; die Musketiere aber faßten grimmigen Haß gegen die Jäger, weil diese auf sie geschossen hatten, und diese Feindschaft machte sich noch hier geltend. Die Leute begegnen einander immer noch feindselig, und den Ansbacher und Baireuther Musketieren ist ein Jäger verhaßter als ein Amerikaner. Natürlich — die Amerikaner haben ihnen ja nichts zuleide gethan.“ — Damit schloß der Arzt seinen Bericht.

„Sie erzählen“, nahm hierauf Steuben das Wort, „das alles wie am Schnürchen; woher kennen Sie alle diese schlimmen Händel?“

„Herr General“, lautete die Antwort, „ich habe das Treiben von Anfang an mit Interesse verfolgt, denn dieser Menschenhandel hat mich empört, und so habe ich nie und nirgends ein Blatt vor den Mund genommen, sondern überall frei bekannt: „Wir Menschen sind keine Herde Schlachtvieh, die man nach Belieben verkaufen kann“, und dann habe ich fleißig gelesen, was die Zeitungen brachten und mir alles wohl gemerkt. Ach, ich dachte nicht, daß ich selbst noch in die Uniform des Landgrafen gesteckt werden würde.“

„Wie ist denn das zugegangen?“ fragte Steuben.

„Sehr einfach“, antwortete der Doktor; „in England, Frankreich und Holland sprach man sich mit größter Verachtung über jenes unwürdige Treiben aus, und in Kleve erschien eine von einem Franzosen, Namens Mirabeau, verfaßte Flugchrift unter dem Titel: „Rat an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands“. Diese Ansprache begann mit den Worten: „Unersehene Deutsche! Welches Schandmal laßt ihr euch auf eure edle Stirn brennen?“ Der Landgraf von Hessen ließ eiligst die ganze Auflage dieses begeisterten Aufrufs aufkaufen und vernichten; allein einzelne Exemplare waren vorher doch unter die Leute gekommen; auch mir war es geglückt, eines zu erlangen, und ich machte den ausgiebigsten Gebrauch davon. Daß ich mit aller Entschiedenheit den Menschenhandel verurteilte, mich offen, frei, rückhaltslos dagegen aussprach, das war auch in höheren Kreisen bekannt geworden.

„Nun ward ich eines Tages auf ein benachbartes Dorf zu einem Kranken gerufen, und als ich eiligen Schrittes auf der Landstraße dahinging, begegneten mir ein paar Werber. Ehe ich mich dessen versah, stürzten sie sich auf mich, banden mir die Hände, schleiften mich in die Kaserne, und ich ward eingekleidet. „Jetzt haben wir den frechen Doktor“, riefen sie, und mit tausend andern wurde ich herübergeschafft, um in unsern Regimentern die Lücken auszufüllen, die der Tod gerissen hatte. . . . Es ist jammervoll — Gott sei's geklagt!“

In diesem Augenblicke erschien eine Deputation aus Portsmouth, um wegen Austausch von Gefangenen zu unterhandeln, und Steuben beeilte sich, die Offiziere in der würdigsten Weise zu empfangen.



Landung der Hilfstruppen.

4. Johann Gottfried Seume.

Als die Herren Platz genommen, fragte Steuben dieselben — wie es schien, ganz harmlos: „Wie nennt sich der Herr Befehlshaber, welcher Sie an mich sendet?“

„Seine Excellenz, General Benedikt Arnold“, antwortete der Gefragte; aber in demselben Augenblicke richtete sich Steuben hoch auf und sprach mit scharfer Betonung: „Ich kenne nur einen, der diesen Namen trägt, welchen ich nur mit Abſcheu ausſpreche — und dieſer eine iſt ein Schurke! Mit Verrätern unterhandelt Friedrich Wilhelm von Steuben nicht! Ihre Sendung iſt erledigt.“ Dann fügte er milder hinzu: „Sie perſönlich, meine Herren, ſind mir ehrenwerte Kameraden, und wenn Sie mit einem friſchen Trunk vorlieb nehmen wollen, ſo ſind Sie dazu höflichſt eingeladen.“ Er gab einem ſeiner Offiziere ein Zeichen und dieſer entfernte ſich mit den Unterhändlern.

Eine Viertelſtunde ſpäter trat Steuben hinaus und ſah an einem Marktender-tiſche einen jungen Menſchen ſitzen, welcher ſich vorhin als Ordonnanz in der Begleitung eines der englischen Offiziere befunden hatte; um ihn ſtanden mehrere Amerikaner und hörten ſeinen Erzählungen zu. Sofort trat einer der letzteren auf Steuben zu und ſprach: „Herr Baron, hier iſt wieder ein geſtohlener Heſſe!“ In der englischen Armee durfte kein Soldat einen höheren Offizier anreden, bei den amerikaniſchen Milizen aber war das anders; im Dienſte wurde auf ſtrengſte Diſziplin gehalten, aber außer dem Dienſte konnte ſich jeder dem General in beſcheidener Weiſe nähern. Die Bezeichnung „geſtohlener Heſſe“ erweckte das In-tereſſe Steubens; er trat näher und hörte, wie der feindliche Unteroffizier in deutſcher Sprache den Umſtehenden ſeine Mitteilungen machte.

„Also“, fragte er in deutscher Sprache, „Ihr seid auch ein Hesse?“

„Um Vergebung, Herr General“, war die Antwort, „ich bin ein Sachse, heiße Johann Gottfried Zeume, achtzehn Jahre alt, Student in Leipzig.“

„Wie seid Ihr denn unter die Hessen gekommen?“ fragte jener weiter.

„Wenn der Herr General befehlt, so erzähle ich es. Ich wanderte zu Fuße nach Paris, und unterwegs griffen mich hessische Werber auf, schleppten mich nach der Festung Ziegenhain, wo ich der Schicksalsgefährten aus aller Herren Ländern noch eine große Zahl fand, die durch Überredung, List, Betrug oder Gewalt zusammenggebracht worden waren. Wir waren unser bereits 1500 Mann, aber es fehlten immer noch viele, bis die nötige Anzahl beisammen war; einstweilen wurden wir Rekruten eingekleidet, täglich einexerziert — aber Tag und Nacht, in der Kaserne und auf dem Exerzierplatze, von alten gebienten Soldaten mit scharf geladenem Gewehre bewacht. Wir waren in der That nichts andres als Gefangene, und es war ganz natürlich, daß alle auszubrechen suchten. Sehr bald war auch eine Verschwörung angezettelt, und es war dabei alles so sorgfältig geplant und so gut vorbereitet, daß die Befreiung hätte gelingen müssen — aber ein Schneiderlein machte den Verräter und verdiente sich damit eine Handvoll Goldstücke und die Freiheit. Uns andern wartete man mit geladenen Kanonen und Kartätschen auf, griff eine große Zahl von uns heraus, die man für die Rädelsführer hielt, und hieb ihnen den Rücken wund, daß das Fleisch in Fetzen herunter hing; dann wurden sie in Ketten geschmiedet und ins Gefängnis geworfen.

Endlich waren wir vollzählig geworden; gehörig dressiert, marschirten wir nach Kassel, wo uns der Landgraf allerhöchst beaugenscheinigte, dann wurden wir — von Dragonern, Gardisten und Jägern — nach Bremerlee transportiert, wo man uns in die englischen Schiffe verpackte. Vor der Verladung ward vor einem englischen Kommissar Parade gehalten; wir mußten auf Kommando die Hüte schwingen und rufen: „Es lebe der König!“ — wer nicht begeistert genug schrie, bekam von den Gardisten Rippenstöße und Puffe der schönsten Art.

Die Fahrt auf dem Meere wäre ganz angenehm gewesen, die See ist ja etwas unbeschreiblich Großartiges, aber, aber! Der Schiffsraum war so niedrig, daß ein ausgewachsener Mann darin nicht gerade stehen konnte; an den Wänden waren niedrige Kasten angebracht in Gestalt großer Schiebladen, je zwei übereinander; das waren unsre Betten, in denen man nicht aufrecht sitzen konnte. Wenn zum Schlafengehen kommandiert wurde, kroch der erste hinein, rutschte bis an die hintere Wand, legte sich auf die Seite, und nun folgten der zweite, dritte und vierte. Jetzt war eine Schieblade voll; aber es half nichts, die Ware wurde fester zusammengedrückt, und noch zwei Mann wurden hineingestopft. Auf den Rücken konnte sich niemand legen, bewegen auch keiner; wenn wir's aber vor Schmerz nicht mehr aushalten konnten, rief der vorderste: „Umgewendet!“ und wir zwängten uns

nun alle Sechs von der rechten auf die linke, oder von der linken auf die rechte Seite, bis uns wieder angst und bange ward und ein neues „Umgewendet!“ erscholl.

Wie die Herberge, so auch die Kost; das Wasser war faulicht, schmutzig, übelriechend, die Speise erbärmlich. Sonntags gab es ranzigen Speck und alte Erbsen, Montags Erbsen und Speck; mit dem Dienstag begann die Reihe von vorn. Dabei war das Schiffsbrot voll Würmer, selten nur bekamen wir zur Abwechslung Grütze und schlechtes gesalzenes Ochsenfleisch, das nur so ausgehungerte Menschen, wie wir waren, hinunter würgen konnten. Satt essen, satt trinken konnten wir uns auf der fünf Monate dauernden Fahrt nicht; hungrig und durstig kamen wir hier an.

Stürme hatten wir oft und zwar sehr heftige. Das waren grauenhafte Stunden, doch der Mensch kann viel aushalten. Wir wurden weit nach Norden verichlagen und mußten ungefähr in der Nähe von Grönland gewesen sein, denn es herrschte entsetzliche Kälte, wir zitterten Tag und Nacht vor Frost. Kein Wunder war es, daß bei der namenlos schlechten Verpflegung Krankheiten ausbrachen und von je 18 Menschen einer starb; der Scharbock setzte den meisten furchtbar zu.

Endlich erblickten wir das Ufer von Akadia und ließen in den Hafen von Halifax ein; nach New-York wollte man uns nicht bringen, weil es zu ungewiß war, ob wir dort noch sicher landen könnten. Nun sollten wir auf dem öden, unfruchtbaren Felsboden des Ufers ein Lager aufschlagen, hatten aber keine Zeltstangen; diese mußten wir uns erst mit dem Beile im Walde holen, und als wir endlich, wohl oder übel, damit fertig waren, kam in der Nacht ein weidlicher Sturm, spottete unsrer Baukunst, warf die ganze Herrlichkeit über den Haufen; am andern Morgen stand kein Zelt mehr, und es fing nun die Arbeit von vorn an. Zu essen bekamen wir den ersten Tag gar nichts, denn die Schiffsführer sagten: „Ihr seid am Lande und geht uns nichts mehr an“, das Verpflegungskommissariat befand sich noch nicht in Thätigkeit, hatte noch nichts geliefert, und wir durften weiter hungern.

Ich war zum Unteroffizier ernannt worden, und da der Oberst Hafsfeld entdeckte, daß ich Latein und Griechisch verstand, erhob er mich zu seinem Schreiber. Die Verpflegung ist schlecht geblieben, der Dienst dagegen beschwerlicher geworden — jetzt muß ich noch die halben Nächte durch sitzen und mir die Finger krumm schreiben. Aber was ist zu machen? Es ist einmal so, und ich muß mich schon hineinfinden. Das einzige, was mich kränkt, ist, daß wir noch nicht ins Feuer gekommen sind. Ich bin ein achtzehnjähriger Bursche, sehne mich nach männlichen Thaten und Abwechslung; ich sterbe fast vor Langeweile und das macht mißmutig. Es sollte hier etwas Besonderes ausgerichtet werden, und so ward ich einem der Offiziere als Ordnungszug beigegeben, als es nach Portsmouth ging. Es kann wohl als eine Vergünstigung angesehen werden, daß ich mit heraus in das Lager gehen durfte.“

„Was Sie mir erzählten, mein Freund“, bemerkte Steuben, „klingt einem deutschen Ohre nicht gerade angenehm, und ehrt auch nicht sonderlich die gebietenden Herren drüben in Deutschland; aber man kann doch die Dinge auch noch von einem

andern Standpunkte aus ansehen. Sie sind ja ein studierter Mann und als solcher müssen Sie wissen, wie sehr die Liebhaberei unsrer deutschen Landsleute sowie der Schweizer von jeher dahin gegangen ist, als echte Landsknechte allen großen und kleinen Potentaten ihre Fäuste zu vermieten oder sich zu verkaufen an jeden, der gut bezahlt. . . .“

„Entschuldigen Sie gütigst, wenn ich mich unterstehe, Sie, Herr General, zu unterbrechen“, warf Seume ein. „Was Sie soeben sagten, hat ja seine Richtigkeit. Das Schmähliche bei der Sache ist gegenwärtig nur, daß die, welche hierzulande ihre Haut zu Markte tragen, es gezwungen thun und daß sie selbst nichts davon haben, wenn ihre Herren auch noch soviel Blutgeld bei diesem Menschenhacher einsacken, von dem Preußens großer König, ‚der alte Fritz‘, niemals etwas wissen wollte. Am Ende bleibt es übrigens ganz gleich, wie und von wem das Volk, ohne gefragt zu werden, übers Meer geschickt wird! Freiwillig und zu seinem Vergnügen läßt sich nicht der geplagte Landmann der Touraine oder der Auvergne nach Amerika einschiffen, zum Frommen und Beistand der neuen Republik, ebenso wenig wie der Hesse, Braunschweiger und Ansbacher sich danach sehnt, unter den Fahnen des britischen Königs Georg gegen die Amerikaner zu streiten. Das feindliche Geschloß macht auch keinen Unterschied zwischen beiden und der Tomahawk der Rothhaut trifft gleichmäßig sicher die Hüden und drüben setzten, von ihrem Könige gesendet oder von ihren Fürsten vermietet. . . .“

„So ist's“, sprach Seume, „Gott sei's geklagt! Doch Zweierlei läßt sich zum Troste noch sagen: Die Deutschen sind die besten Truppen im ganzen englischen Heere; die Gemeinen thun ihre Schuldigkeit ganz und voll, sind unsre hartnäckigsten Gegner, und die Offiziere zeichnen sich durch Tüchtigkeit in jeder Beziehung aus: Kiedesfel, Knyphausen, Lorsberg und der alte General Heister sind Ehrenmänner durch und durch. Zweitens aber haben sich die Deutschen durch das, was sie schon seit mehr denn hundert Jahren für die gedeihliche Entwicklung der Verhältnisse in Amerika geleistet, ein unvergängliches Denkmal gesetzt, das nicht durch das Treiben eines halben Duzends ihrer Fürsten zerstört wird; heute stehen sie zudem zu Tausenden in den Reihen der Freiheitskämpfer, und meine Deutschen aus dem Schohariethale und von den Ufern des Mohawk gehören zu den besten Truppen unsrer Armee, sind mein Stolz und meine Freude. Ständen die Hessen, Hannoveraner und die andern, welche für König Georg streiten, auf unsrer Seite, längst wär's um Englands Herrlichkeit geschehen. Trotzdem aber wird in nächster Zeit schon das Sternbanner in den Lüften wehen, begrüßt vom Jubelklange der Siegeshymnen.“

Die Zeit war da, zu welcher die Parlamentäre ihren Rückweg antreten mußten. Seume verabschiedete sich von seinen deutschen Landsleuten und marschierte wieder hinein nach Portsmouth, um schon in den nächsten Tagen von neuem zu Schiffe zu gehen und zurück nach Halifax zu fahren.



Die Freiheitsglocke von Philadelphia.

Von New-York nach Philadelphia.

1. Peters Schicksal.

Die Hoffnung, den Verräter Arnold in Portsmouth zu fangen, ging nicht in Erfüllung; die Streitmacht Steubens war nicht stark genug, den festen Platz zu stürmen, und einem Mißerfolge durfte der General sich nicht aussetzen. Aber ein Kleines wäre es gewesen, die Stadt zu nehmen, wenn eine französische Flotte sich in den Hafen gelegt, von da den Ort beschossen und ihre Mannschaft an das Land gesetzt hätte. Das trug Steuben dem Oberfeldherrn vor und bat um entsprechende Befehle; Washington war sogleich dazu bereit, schickte seine Verfügung nach Newport, aber ehe die Franzosen erschienen, segelte eine gewaltige englische Flotte heran, fuhr in den Hafen ein, brachte Lebensmittel, Kanonen und Pulver mit, hielt sich einige Zeit vor Portsmouth auf und entführte dann den schon halb gefangenen Arnold aus der Falle, in welcher ihn bisher der Baron bewacht hatte.

Die Engländer wandten sich darauf wieder nach dem Süden, scharmügelten mit Lafayette und zerstörten und verwüsteten, was ihnen erreichbar war. Steuben marschierte nun auch ab, verfolgte die Feinde, trat ihnen bald hier, bald da und dort in den Weg, füllte Magazine, organisierte Truppen und war wieder an allen Ecken und Enden thätig. — Wäre nur das Volk selber weniger lässig und gleichgültig gewesen, hätten die Behörden energischer eingegriffen, so hätte der entscheidende Schlag viel früher geführt werden können. Es war ein im blutigen Ernste ausgeführtes Schachspiel; von allen Seiten suchte man den Feind zu umstellen, er kam immer wieder durch, denn es fehlte an der nötigen Zahl von Bauern; ein über das andre Mal wurde ihm Schach geboten, stets gelang es ihm, zu entweichen, bis endlich im Oktober 1781 Washington und Steuben mit einem Munde riefen: „Schach dem König! — — Und matt!“

Die Franzosen unter dem Befehle des Obersten de l'Étrade hielten sich, nachdem sie den General Arnold und seine Engländer so glücklich überfallen und vertrieben hatten, noch einige Tage an den Ufern des Delaware auf, allein die Feinde ließen sich nicht mehr sehen, und ein indianischer Spion berichtete, daß sie weit weggezogen seien. Zugleich erfuhr man auch, daß Arnold den alten David Michaux und dessen Enkelkind als Gefangene mitgeschleppt habe; er warf ihnen vor, sie hätten die Verräter gemacht und heimlich die Franzosen zu dem Überfalle herbeigerufen. Übrigens, hieß es, behandle er beide gut; vielleicht hielt er sie nur als Geiseln zurück, um sie später im Nothfalle einmal zu seinem Vortheile zu verwerten.

Jetzt kam der Befehl, das Regiment Royal-Luvergne habe sich sofort nach Norden in Bewegung zu setzen, um an den Ufern des Hudson bei dem Städtchen Bedford mit den dort bereits vereinigten Amerikanern und Franzosen zusammenzutreffen und dann gemeinsam mit ihnen sich gegen die Engländer in der Gegend von New-York zu wenden.

Alles ward pünktlich ausgeführt, doch das Ergebnis war ein ganz andres, als man gehofft hatte. Die Feinde waren an Zahl weit überlegen und verfügten über eine sehr starke Artillerie; es fehlte ihnen nicht an genauer Lokalkennntnis und sie benutzten die Örtlichkeiten aufs beste. Vor der Stadt hatten sie ein umfangreiches Werk errichtet, welches man gewissermaßen eine kleine Festung nennen konnte, und ihm zu Ehren des wackern Anführers der Hessen den Namen Knyphausen gegeben. Von hier aus überschütteten sie die Angreifer mit einem Hagel von Kugeln; den ganzen Tag ward gekämpft, an Mut und Feuereifer fehlte es von beiden Seiten nicht, aber als der Abend herankam, mußten die Verbündeten sich doch zurückziehen. Die Truppen waren zum Tode ermattet, und von den Engländern noch stundenweit verfolgt, bemächtigte sich ihrer allgemeine Niedergeschlagenheit.

Das Regiment Royal-Luvergne deckte den Rückzug und hatte dabei schweren Stand; endlich, als die Dunkelheit bereits eingebrochen war, hörte das Schießen auf, und die todmüden Soldaten schleppten sich nun unbehelligt vorwärts.

Es wurde nicht in Reih' und Glied marschirt, und jeder hielt den Schritt ein, der ihm bequem war. Erst schalten die Retirierenden über die unglückselige Niederlage; dann zogen sie still und verstimmt weiter. Sie waren geschlagen worden, hatten sich vergebens den feindlichen Geschützen entgegengestellt.

Während sie so dahinschritten, hörte Kaul in einiger Entfernung das Stöhnen und Achzen eines Verwundeten. Er eilte dem Verlassenen zu Hilfe, obwohl ihm La Ramée zurief: „Was willst du? Es ist Nacht; auch der muß sich wie hundert andre gebulden, bis der Tag anbricht; jetzt ist nichts zu machen!“

„Gut“, erwiderte Haudry. „Aber ich kann dem Niedergestreckten einen Schluck Branntwein reichen und ihn auf morgen verträsten, da er verbunden wird.“



Royal-Auvergne deckt den Rückzug.

Und ohne sich zu besinnen, wendete er sich nach der Gegend, von woher der Jammerruf erscholl, und er fand den Verwundeten auch bald unter Gesträuch in einem Graben. Mit Hilfe seines Freundes zog Kaul den Stöhnenden in die Höhe, setzte ihn auf die Böschung und reichte ihm einen Trunk. Begierig schlürfte der Kriegsmann den Labetrunk und dann, die Flasche zurückgebend, fügte er in französischer Sprache hinzu: „O, besten Dank, meine Herren!“

Kaul staunte darüber, da der Mann die amerikaniſche Uniform trug; fragte daher: „Seid Ihr denn Franzose?“

„Nein“, antwortete jener, „aber unsre Familie stammt aus Akadien.“

„Aus Akadia?“ rief Haudry. „Wie heißt Ihr denn?“

„Ich heiße Peter Michaux“, war die Antwort.

„Peter Michaux? Der Enkel von David Michaux?“ fragte Kaul.

„Ja, gewiß“, erwiderte der Gefragte. „Also kennt Ihr meinen Großvater?“

Haudry antwortete nicht auf diese Frage, sondern wandte sich an La Ramée und sprach: „Wir müssen um jeden Preis diesen Verwundeten mitnehmen.“

„Das ist unmöglich“, entgegnete dieser, indes Raul erwiderte: „Es ist nicht unmöglich und darf nicht unmöglich sein, denn dieser Mann ist der Enkel dessen, der mir das Leben gerettet hat.“

„Ja, das ist etwas andres“, ließ sich der wackere Tambourmajor vernehmen. „Wenn du dessen gewiß bist, dann hilf mir, ihn auf die Schultern zu nehmen.“

Beide hoben den Vermundeten auf, den eine Kugel ins Bein getroffen und der daher nicht gehen konnte; La Ramée lud ihn auf seine Schulter, trug ihn über die Flur und durch den Hain, wo er ihn niederlegte, indem er zu Raul sprach: „Dein neuer Freund ist leicht wie eine Feder; von dieser Sorte könnte ich wohl zwei tragen.“

Das Regiment nahm Quartier in Philippsburg, Peter Michaux ward in ein Militärlazarett gebracht, und der Oberst bewies seine besondere Zuneigung Raul dadurch, daß er diesem erlaubte, seinen neuen Freund zu pflegen. Glücklicherweise war die Verwundung nicht schwer; die Kugel war etwas über dem Knie in den Schenkel gedrungen, hatte aber den Knochen nicht verletzt; der Wundarzt versicherte, daß Peter, sobald die Wunde geheilt sei, wieder seinen Platz in der Armee einnehmen könnte und keine üblen Folgen von dem Unfalle zu verspüren haben würde. Allein es mußte erit die Kugel herausgezogen werden, und diese Operation war doch sehr schmerzhaft. Den



Die Zwei heben den Verwundeten auf.

Vermundeten überkam ein heftiges Fieber; da galt es nun, beständige Sorgfalt und die größte Vorsicht aufzuwenden. Diejenigen unter den Blessierten, welchen solche Pflege nicht zu teil ward, waren übel daran und starben in großer Zahl; die furchtbare Sonnenhitze und der Umstand, daß nur der kleinste Teil der Verwundeten in Zeltlazaretten untergebracht werden konnte, die meisten dagegen zusammengepfercht in engen, kleinen Bauernstuben lagen, erhöhte die Gefahr, erzeugte bedenkliche Fieber und raffte auch solche weg, deren Verwundung an und für sich gar nicht erheblich war.

Raul saß Tag und Nacht am Bette des Kranken, indem er sich hundertmal daran erinnerte, daß er selbst in ähnlicher Weise von David Michaux und Eva getreulich gepflegt worden war. Er hatte mit dem Kranken erst wenige Worte gesprochen, ihn vorher in seinem Leben nicht gesehen — aber hatte nicht der alte David eine gleiche, ja, noch größere Barmherzigkeit gegen ihn geübt?

Langsam nur schwand das Fieber, endlich aber besserte sich Peters Zustand doch. Jetzt konnte ihm Haudry erzählen, wie er selbst durch Peters Angehörige vor noch nicht langer Zeit aus noch viel größeren Nöten errettet worden war.

„Ja“, rief Peter, „daran erkenne ich meinen guten, würdigen Großvater und meine herzige Schwester! Aber warum sind sie nicht bei Euch? Warum haben sie sich nicht den Franzosen angeschlossen, daß sie ein für allemal aus den Händen der Engländer erlöst werden?“

Raul konnte dem noch so Schwachen nicht sagen, daß die beiden in den Händen Arnolds jeder Willkür und Härte preisgegeben waren; er erwiderte also: „Wenn sie hätten hoffen können, Euch hier zu finden, würden sie sich wohl uns angeschlossen haben; aber wie seid Ihr denn zu den Amerikanern gekommen? Euer Großvater vermutete doch, die Engländer hätten Euch aufgegriffen?“



„Trink oder stirb!“ (S. 240).

„Das will ich Euch erzählen“, sprach Peter. „Ihr wißt, daß meine Eltern Akadier waren; doch es gibt kein Akadia mehr, die Franzosen haben es vergessen, und mein Vaterland, das, für welches ich meinen letzten Blutstropfen verjpreize, ist Amerika. Seit ich denken kann, hasse ich die Engländer wegen all des Elendes, all des Leides, das sie über meine Familie brachten, und wegen der Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie noch immer die Provinzen unterdrücken. Sobald ich erfuhr, daß sich die Bewohner von Boston und von Philadelphia gegen England erhoben, und daß General Washington eine Armee sammle, um das Vaterland zu befreien, war ich sogleich entschlossen, unter dem Banner der Kolonien zu sechten.“

Unter dem Vorwande, die Pelze verkaufen zu wollen, welche wir bei der Jagd im Winter erbeutet hatten, ging ich nach Layton und erkundigte mich dort bei einem Wirte, welchen ich schon oft aufgesucht hatte und der für einen Patrioten galt, wie ich es am besten anfangen sollte, um zur Armee Washingtons zu gelangen. Allein der Wirt war ein Verräter und hetzte mir den englischen Kommandanten auf den Hals. Unvermutet erschien dieser im Gastzimmer, trat auf mich zu und sprach: „Man sagt mir, daß du Lust hast, Soldat zu werden“, und

ehe ich noch eine abweisende Antwort gestammelt hatte, fuhr er fort: „das ist in der That schön von dir; solche wohlgewachsene Burtschen, wie du einer bist, können wir gut gebrauchen; dir wird die rote Uniform meiner Fusiliere trefflich stehen.“ Und indem er sich an den Wirt wandte, fügte er hinzu: „Bill, bringst diesem Burtschen ein Glas Branntwein, damit er auf die Gesundheit des Königs Georg trinkt, unsers allergnädigsten Herrn.“ — Der Wirt brachte das Verlangte, ich aber, außer mir vor Zorn, erhob mich, ohne ein Wort zu sagen, und wollte nach der Thür schreiten, da sah ich zu meinem Schrecken, daß diese von Rotröcken bewacht war; zugleich zog der Kommandant eine Pistole aus der Tasche, legte auf mich an und rief: „Im Namen des Königs, trinke!“

Was sollte ich thun? Ich würgte den Trank hinunter, ohne ein Wort zu sprechen; die Soldaten umringten mich, führten mich in die Kaserne, ich ward eingekleidet und sehr bald darauf mit unserm Regimente nach New-York geschickt.

Anfangs war ich mehr Gefangener als Soldat und man ließ mich keine Minute aus den Augen; bei Tag und Nacht befanden zwei Kameraden sich an meiner Seite, und so war es mir unmöglich, meinem Großvater Nachricht zu geben, was aus mir geworden. Nach einigen Wochen aber hatte ich mich so weit gefaßt, daß ich ruhig zu einem Entschlusse gelangen konnte.

Ich that jetzt, als habe ich mich in mein Schicksal gefunden, lachte, sang und trank mit den Kameraden, machte Scherze wie sie, und so kam man zu der Überzeugung, ich hätte mich getröstet; man ließ mir nun dieselbe Freiheit, wie den andern, was aber freilich nicht viel heißen will; denn wir wurden alle kurz gehalten, fürchtete man doch stets, die Mannschaft möchte haufenweise entlaufen. — Nach einigen Monaten verließ unser Regiment New-York und wendete sich nach Süden. Wir zogen hin und her, trafen auch die Aufständischen, aber es bot sich mir nie Gelegenheit zur Flucht. Endlich nach der Schlacht bei Wilmington wurde ich eines Abends einem kleinen Korps beigegeben, welches unser General Cornwallis ausandte, um eine Heeresabteilung Washingtons, die sich in ein Wäldchen an den Ufern des Flusses Brandywine zurückgezogen, zu umgehen, zu überrumpeln und gefangen zu nehmen. Wir waren ungefähr 200 Mann, verließen unser Lager mit Einbruch der Nacht und marschierten, den Major an der Spitze, quer durch die Felder. Nach Verlauf einer Stunde erreichten wir das Ufer des kleinen Flusses und durchschritten ihn ohne besondere Schwierigkeit, wiewohl das Wasser uns nur bis an den Gürtel reichte. Einmal drüben angekommen, wurden wir in kleine Haufen abgeteilt und sollten nun rechts und links in weitem Bogen durch die Ebene ziehen, um den Feind einzuschließen und von hinten anzugreifen — wenigstens faßte ich den Plan so auf. Ich fürchtete, daß er vollkommen gelingen werde; die Amerikaner schienen sorglos zu sein und durchaus keinen Feind in der Nähe zu vermuten; man sah ihre Wachfeuer sowie die längs des Ufers aufgestellten Posten und hörte das Summen der Stimmen.

Ohne Zweifel waren wir nur noch ein paar hundert Schritte von dem Waldesrande entfernt; eine unaussprechliche Aufregung bemächtigte sich meiner. Unmöglich konnte ich doch mithelfen, meine eignen Landsleute zu überlisten und zu verderben, und doch — was sollte ich machen?

Da stieß sich in der Dunkelheit einer unsrer Leute an einen Baumstumpf und machte seinem Schmerze Luft durch einen nicht ganz unterdrückten Ausruf; der Major aber sprach sogleich mit leiser Stimme, aber scharfer Betonung: „Dem Ersten, der einen Laut von sich gibt, zerichmettere ich den Schädel!“ und es war kein Zweifel, daß er Wort halten werde. Allein seine Worte waren ein Licht in die Finsternis meiner Gedanken. Ich begriff nun selbst nicht, wie mir der Gedanke nicht schon längst gekommen war; mit aller Kraft, so laut ich nur konnte, rief ich in die Nacht hinein: „Auf, Amerikaner, auf! der Feind ist da!“ — Noch hatte ich nicht das letzte Wort ausgesprochen, da krachte ein Schuß — der Major hatte auf mich abgefeuert, aber die Kugel war quer durch meinen dreieckigen Hut gegangen, ohne mich zu verletzen, und nun begann eine graufige Jagd, die glücklicherweise nur wenige Augenblicke andauerte.

In Todesangst stürzte ich voran, die Engländer rannten aus Leibeskräften hinter mir her und schossen auf mich; drüben, auf der andern Seite, waren aber auch die Amerikaner in Bewegung geraten und liefen gleichfalls schießend uns entgegen; ich befand mich zwischen zwei Feuern! Ein Wunder, daß ich nicht von einem halben Duzend Kugeln durchbohrt ward! Wäre es Tag gewesen, so hätte ich unfehlbar hier ein blutiges Ende gefunden; ein gewaltiger Bajonettstich, den mir der erste Gegner beibrachte, welcher mich erreichen konnte, zerriß nur meinen verwünschten roten Rock, that mir selbst aber kein Leid. Als ich meinen Landsleuten so nahe gekommen war, daß wir erst miteinander sprechen konnten, hatten wir uns schnell verständigt, und natürlich wurde ich mit offenen Armen empfangen.

Da die Engländer ihren Handstreich verunglückt sahen, machten sie kehrt, um möglichst rasch wieder über den Fluß zu kommen; allein das ging nicht so leicht, wie das erste Mal; sie verloren dabei über die Hälfte ihrer Leute. Endlich hatten wir ihre Verfolgung eingestellt, und nun beglückwünschte mich der Kommandant und reichte mich in die pennsylvanische Miliz ein. So bin ich amerikanischer Soldat geworden, habe den roten Rock mit dem blauen vertauscht und stehe nun, Gott sei Dank, da, wohin ich gehöre.“



Durchschreiten der Ebene.

Peter war jetzt so weit hergestellt, um einen Marsch wagen zu dürfen und er gedachte nun zu seinem Regimente wieder aufzubrechen. Ehe er schied, theilte ihm Kaul noch mit, was er über das Schicksal von David Michaux und Eva erfahren hatte.

„Wie?“ rief der junge Amerikaner zum Tode erschrocken. „Gefangen von Arnold, diesem dreifachen Verräter? Wie wird es diesen armen Leuten ergehen?“

„Er beschuldigt sie“, antwortete Raul, „mit uns im Einverständnisse gewesen zu sein; übrigens, sagt man, thue er ihnen nichts zu Leide, ja er behandle sie sogar mit Rücksicht“

„D“, rief Peter mit Entrüstung, „dieser Schändliche muß noch für alle Verbrechen seine verdiente Strafe erhalten; Gerechtigkeit muß ja in der Welt bestehen! Aber wenn das Schicksal will, daß er dem Arme der Obrigkeit entwischt, dann findet er mich auf seinem Wege, und ich schwöre, daß ich Rechenschaft von ihm verlange über das namenlose Unglück, welches er über gesegnete Provinzen bringt!“

„Wenn dieser Tag der Abrechnung kommt, Peter, dann bin ich an Eurer Seite“, sprach Haudry, „auch ich habe eine Rechnung mit diesem schändlichen Arnold zu regeln; bei mir steht er mit großen Ziffern im Schuldbuche.“ —

Peter reiste ab, aber schon nach wenig Tagen erschien er wieder, und diesmal in den Reihen seines Regiments. Washington hatte Philippsburg als Sammelplatz für die gesamte Armee bestimmt und auch den Grafen Rochambeau mit seinem Heere hierher dirigiert. Am 8. Juli trafen die Franzosen ein; sie hatten bei furchtbarer Hitze ganz Connecticut durchwandert und die glühenden Ebenen des Hudson durchzogen, aber sie waren fröhlich und guter Dinge, denn nun ging es vorwärts.

Zum erstenmal waren beide Armeen miteinander vereinigt, und diese Vereinigung ward von allen Soldaten mit größter Begeisterung gefeiert. Amerikaner und Franzosen schienen zu erraten, daß dieser Tag den Schluß einer Reihe ermüdender und unerquicklicher Vorbereitungen bilde; sie alle hatten das Gefühl, endlich sei das Netz ausgespannt, nun gelte es, einen kräftigen Zug zu thun — dann müsse der Feind rettungslos erliegen. Nur wenige Monate — das war die allgemeine Überzeugung — würden nun genügen, den entscheidenden Schlag zu führen. Washington mit Steuben an der Seite und nun auch mit Rochambeau vereinigt — hurra, hurra! Amerika, in wenig Wochen bist du frei!



Raul am Krankenlager Peters.



Einzug der Truppen.

2. In Philadelphia.

Zwei Monate später, am Morgen des 3. September 1781, erwachte Philadelphia beim Feierklange der Glocken von allen Türmen; fröhlich ertönten sie nach allen Windrichtungen, verkündend, es sei ein schöner Tag angebrochen. Schon ehe die Sonne aus des Ozeans Burpurfluten auftauchte, waren tausend und aber tausend Hände beschäftigt, die Stadt zu schmücken; Laubgewinde und Blumenquirlanden zogen sich an allen Häusern von Fenster zu Fenster; auf den Balkonen und von den Dächern wehten, durch Blumenketten verbunden, die Fahnen Amerikas und Frankreichs. Bald füllten sich alle Straßen mit fröhlichen Menschen; im Festtagskleide wogte die Menge durch die Gassen; auf allen Gesichtern malte sich die Freude, aus allen Augen strahlte das Glück. Seit jenem großen Tage, da hier in dieser Stadt die Repräsentanten der Kolonien die Freiheit und Unabhängigkeit der nun vereinigten Provinzen Amerikas verkündigt hatten, war die Begeisterung noch nie so lebendig, die Befriedigung nie so stürmisch kundgegeben worden. Gestern Abend war die amerikanische Armee in die Stadt eingerückt, und diesen Morgen hielten die Franzosen ihren Einzug.

Mit unübertrefflicher Geschicklichkeit hatte Washington den General Clinton irre geführt und genötigt, sich in New-York einzuschließen; dadurch aber für sich selbst, ohne einen Schwertstreich zu thun, freie Bahn gewonnen. Seit lange war es der Engländer eifrigstes Bemühen, eine Vereinigung der verschiedenen amerikanischen Heere und der Franzosen zu verhindern; mit seiner ganzen Macht hatte sich bisher Clinton stets in den Weg geworfen, wenn Washington versuchte, nach Süden zu rücken — jetzt war es geschehen. Während der englische Feldherr sich in New-York verbarrikadierte und auf eine längere Belagerung einrichtete, wandte sich Washington plötzlich nach Süden und durchheilte Pennsylvania — jetzt

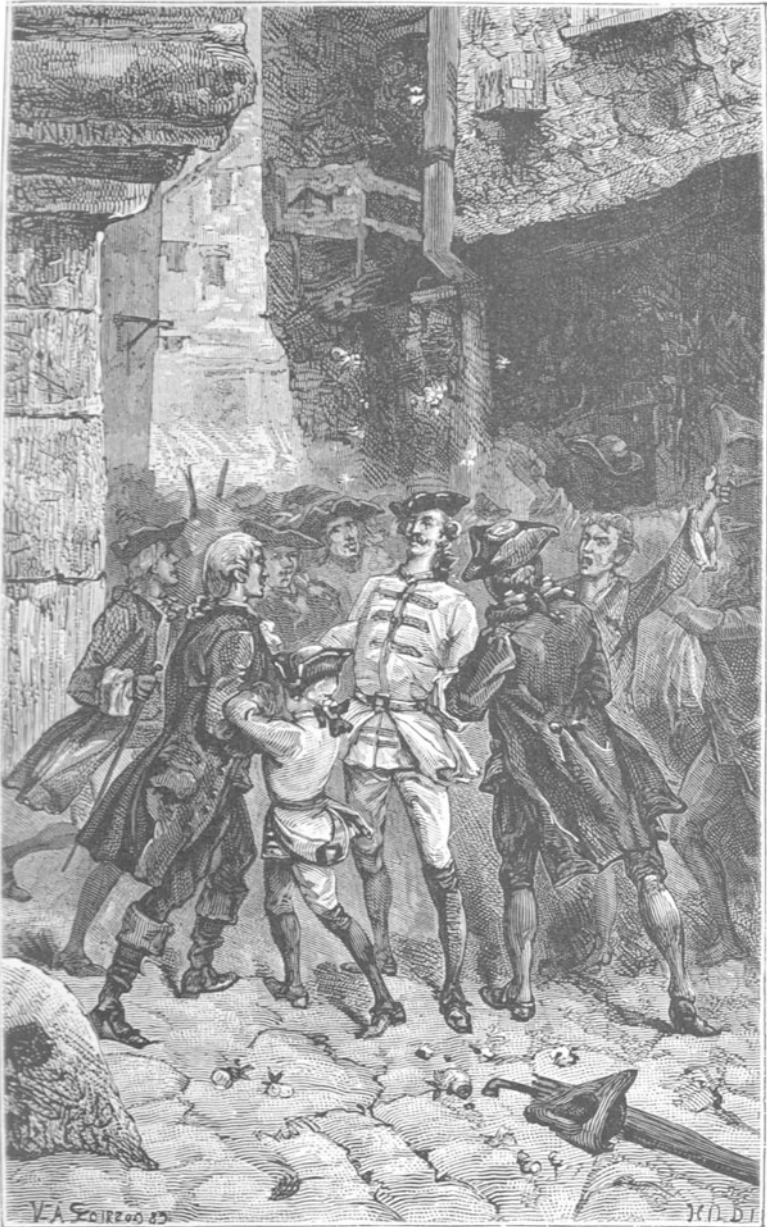
war es nicht mehr möglich, eine Vereinigung sämtlicher franko-amerikanischen Streitkräfte in Virginia zu vereiteln. Das aber mußte den Untergang der Heere Arnolds und des Generals Cornwallis zur Folge haben; waren diese beiden vernichtet, konnten die Verbündeten sich mit ganzer Macht auf den Rest der Engländer werfen, dann war der Ausgang des Kampfes nicht mehr zweifelhaft.

Die Repräsentanten saßen versammelt im Kongresse und berieten des Landes Wohl, da stürzte ein Bote herein mit der Nachricht: „Die Engländer haben sich in New-York eingeschlossen, Washington steht schon vor den Thoren Philadelphias!“ — Begeistert sprangen die Abgeordneten von ihren Sitzen, schlossen einander freudig bewegt in die Arme und eilten zu ihren Familien, allen die frohe Botschaft zu verkünden. Es war noch nicht der Sieg; der Himmel war immer noch mit schwarzen Wolken bedeckt, aber es war doch ein Sonnenstrahl, der durch die Wolken drang.

Als am Abende des 2. September die Armee der Patrioten einrückte, da stand die Bürgerschaft Philadelphias Kopf an Kopf gedrängt auf den Straßen und blickte entblößten Hauptes und voll Ehrfurcht nach den Braven, welche trotz größten Mangels unter Not und Entbehrungen aller Art das Banner der Freiheit hochgehalten! Und sie, die durch Mißerfolge sich nicht hatten beugen lassen, die nun jahrelang schon im aufreibenden und bisher oft aussichtslosen Kampfe tapfer standgehalten — sie waren solcher Ehren wert! Denn sie hatten, zerlumpt, barfuß, hungrig, bleich und abgemagert, den Heeren des stolzen und mächtigen Albion Widerstand geleistet, hatten sich nicht entmutigen lassen durch herbe Schläge und Täuschungen, nie die Hoffnung verloren auf den endlichen Sieg der guten Sache, und es nun durch ihre Ausdauer dahin gebracht, daß man die Morgenröte eines schönen Tages anbreehen sah.

Mit Rührung blickten die Bürger der Stadt auf die Freiheitskämpfer, und in manchem Auge blinkte eine Thräne. Voll inniger Verehrung, Dankbarkeit und Bewunderung brachten sie freudig ihr Hurra dem „Vater des Vaterlandes“, George Washington, auch ihm, dem Baron, der stolz wie ein Kriegsgott an seiner Seite ritt, und den opferwilligen Söhnen des Landes. „Es gibt nur einen Washington“, hieß es. „Der ist den Engländern gewachsen; er treibt sie sicher noch über das Meer; lange wird es nicht mehr dauern, so sieht man keinen Notrock mehr auf unserm freien Boden. Die Überfälle von Trenton, von Princetown (s. S. 74), das Winterquartier in Valley-Forge waren Meisterstücke; aber der Streich, welchen Washington jetzt den Engländern gespielt, ist doch das Gelungenste von allem. — Den Streich hat er mit seinem Baron ausgedacht, mit diesem merkwürdigen Kriegsmeister, der den einen Tag im Süden, den andern Tag im Norden ist; von dem, außer Washington, niemand weiß, wo er sich gerade aufhält.“

Wie eine Mutter ihre wackeren Söhne mit innigem Gefühle umarmt und an das Herz drückt, stolz auf sie ist, auch wenn sie nicht im Glanze des Reichthums erscheinen, so hatte Philadelphia die Milizen des Landes empfangen.



Sie rissen sich um La Ramée; ein jeder wollte ihn haben.

Anders aber stand es am folgenden Tage. Es waren nicht mehr die Kinder des Landes, welche man erwartete, sondern Fremde, aber Freunde; diese würdig zu empfangen, legte die Stadt ihre Festtagskleider an und schmückte sich aufs beste. Schon in aller Frühe ließen die Glocken der Kirchen ihren hundertstimmigen Willkommensruf durch die Lüfte ertönen; gegen 11 Uhr donnerten dazu die Kanonen ihren tiefen Baß, und wie ein Lauffeuer ging der Ruf von Mund zu Mund: „Sie kommen! Die Franzosen kommen!“ Ganz Philadelphia befand sich auf den Straßen und geriet jetzt in die lebhafteste Aufregung, als Graf von Rochambeau, umgeben von einem glänzenden Generalstabe, auf dem Marktplatz erschien, wo der gesamte Kongreß sich aufgestellt hatte, die Freunde zu begrüßen. Der Graf gab seinem Pferde die Sporen und grüßte den Präsidenten und die Repräsentanten in militärischer Weise; der Präsident erwiderte den Gruß, und in demselben Augenblicke erscholl ein tausendstimmiges Hurra. „Es lebe Frankreich!“ ertönte der Jubelruf, die Hüte flogen in die Luft, die Begeisterung kannte keine Grenzen.

Rochambeau durchritt den freien Platz, stellte sich mit seinem Stabe Washington zur Seite auf, und nun begann der Vorbeimarsch der Truppen. Voran marschierte Royal-Luvergne; die Zuschauer waren entzückt über diese stattlichen, schmucken Krieger in ihrem kleidsamen Weiß und Blau. Das Zurufen nahm kein Ende; von den Fenstern wehten grüßend die Tücher, von den Balkonen warfen die Damen Blumen herab. — Keiner derer, die ihren Einzug hielten, war je in seinem Leben so begrüßt worden. Als La Ramée auf der Mitte des Platzes angekommen war, kehrte er sich gegen den Präsidenten des Kongresses, schleuderte zum Gruße seinen schweren Stab haushoch, daß er wirbelnd durch die Luft saulte, fing ihn mit Sicherheit in seiner Hand wieder auf und marschierte stolz weiter. „Hip, hip, hurra!“ donnerte der Jubelruf der Philadelphier; aber es war nicht Zeit, in Gedanken bei einzelnen zu verweilen, eben kam ein Regiment mit Bärenmützen und rot und weißen Federbüschen, dann erschienen die netten Husaren — Infanterie, Kavallerie und Artillerie; alle wurden bewundert und jauchzend empfangen. Als der Aufmarsch vorbei war, drängten sich die Bürger herzu, den entlassenen Kriegern Gastfreundschaft zu erweisen und sie mit Speise und Trank zu erquicken.

Die Freundlichkeit der Philadelphier war so groß, daß die Soldaten nicht wußten, welcher Einladung sie folgen sollten; jeder wollte seinen Mann haben und La Ramée wäre von einem Trupp Begeisterter beinahe zerrissen worden; keiner wollte auf den Niesen verzichten, der seinen schweren Stock so wunderbar handhabte. Der kleine Korporal Naul mühte sich nach Kräften ab, seinen Vorgesetzten zu beschützen; doch wäre ihm dies schwerlich gelungen, hätte sich nicht ein amerikanischer Milizmann durch die Menge Bahn gebrochen und mit lauter Stimme geschrien: „Hilft nichts, Freunde, hilft nichts! Diese beiden Herren sind schon versorgt; auf sie ist Beschlagnahme gelegt, sie gehen mit mir!“ — Es war Peter Michaux, der so zu rechter Zeit erschien und die zwei Freunde aus dem Gedränge befreite.

„D“, rief La Ramée, als sie, erlöst, nun ruhig ihres Weges wandern konnten, „allmächtiger Gott, was für brave Leute das sind! Die lieben einen nicht halb, nicht bloß mit Worten, sondern mit Händen und Armen! Und was für Häuſte ſie haben — ſie reißen einen ja faſt auseinander! An den Armen, auf dem Rücken — ich muß überall voll blauer Flecken ſein. Wenn ich der General Waſch wäre — du weißt ja ſchon, wen ich meine — die nähme ich alle zuſammen und machte daraus ein Regiment, das ſollte den Engländern etwas zu koſten geben.“

„Ihr dürft ihnen darum nicht grollen“, ſprach Peter. „Sie ſind glücklich, euch hier zu ſehen.“

„Ich grolle ihnen nicht“, entgegnete der Tambourmajor, „ich bewundere ſie. Aber wohin führt Ihr uns? Ich denke, als Ihr ſaget, wir ſeien eingeladen, hättet Ihr uns nur aus dem Gedränge befreien wollen; was machen wir nun?“

„Es iſt, wie ich ſagte“, erwiderte Peter, „ihr ſeid in beſter Form eingeladen, und ich führe euch zu einem Manne, welcher von allen, die den Namen Akadia verehren, wie ein Vater geliebt wird, mit einem Worte: zu dem ehrwürdigen Anton Bénézet. Er iſt ein alter Freund meines Großvaters; als ich geſtern hier ankam, ſuchte ich ihn ſogleich auf, und er nahm mich zu ſich ins Quartier. Nachdem ich ihm eure Erlebniffe erzählt hatte, ließ er ſich von mir verſprechen, daß ich euch zu ihm brächte, und daß ihr nirgends anders einquartiert würdet.“

„Iſt er ein Franzoſe?“ fragte Kaul.

„Jetzt iſt er ein guter Amerikaner, unſrer Sache treu ergeben“, antwortete Peter, „aber er iſt in Altfrankreich geboren — wenn ich nicht irre, in Saint-Quentin — von wo ſeine Eltern ihrer Religion wegen vertrieben wurden.“ —

So erzählend, hatte Peter ſeine Freunde nach einem Ende der Stadt geleitet. Hier führte er ſie in ein beſcheidenes Haus, welches im Hintergrunde einer Saſſgaſſe lag, deren Stille einen lebhaften Gegenſatz bildete zu dem lärmenden Treiben der andern Straßen. Eine alte Magd, bekleidet mit der Haube der Quäker, öffnete ihnen und ließ ſie in ein Zimmer eintreten, in welchem ein ſtattlicher Greis, der Herr des Hauſes, ſaß, beſchäftigt mit Leſen in der Bibel. Als derſelbe ſeine Gäſte erblickte, empfing er ſie mit den Worten: „Seid willkommen, liebe Herren! Seid gegrüßt als unſre Freunde, als Befreier unſres Vaterlandes!“

„Wir danken Euch, Herr“, entgegnete Kaul, „ebensowohl für dieſen freundlichen Empfang, wie für die Ehre, welche Ihr uns erweißt, uns als Eure Gäſte anſehen zu dürfen, uns, die wir doch nur niedrig im Range ſtehen und keine berühmten Namen haben.“ — Bénézet unterbrach den jungen Mann kurz mit den Worten: „Ihr müßt Appetit haben, liebe Herren, nach einem langen Marsche; zu Tiſche, wenn es gefällig iſt; das Frühſtück erwartet uns!“

Bald ſaßen ſie an einer gutbeſetzten Tafel und ließen es ſich wohl ſchmecken; obwohl Bénézet ſelbſt nur Thee trank, hatte er für ſeine Gäſte zwei Flaſchen alten franzöſiſchen Weines aufgeſtellt, und La Ramée erwies demſelben alle Ehre. Es

wurde den Ankömmlingen recht behaglich, und als abgegeffen war und der freundliche Wirt den langen Tambourmajor ermunterte, seine Pfeife anzuzünden, ließ sich dieser dazu nicht zweimal auffordern und das Gespräch wurde nun noch lebhafter.

„Ja“, sprach Bénétzet, „eure Ankunft ist etwas so Unerwartetes, daß viele von uns gar nicht daran glauben wollten. Ich bin alt, lebe unter den Armen und weiß wenig, was vorgeht; mit den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz kann ich mich nicht auf dem Laufenden halten, und ich wäre sehr begierig, zu erfahren, wie es möglich war, daß unser allverehrter Washington einen solchen Erfolg über die Engländer erringen konnte, ohne eine eigentliche Schlacht zu liefern.“

„Ich will Euch gern erzählen, was wir wissen“, sagte Kaul; „es ist kein Geheimnis dabei. Erst ein volles Jahr nach unsrer Ankunft in Amerika traten wir aus der uns so peinlichen Unthätigkeit. Weshalb wir nicht früher in das Feld rückten und uns nur mit kleinen Streifzügen begnügen mußten, kann ich nicht sagen: das sind Dinge und Verhältnisse, über welche unsereiner nichts erfährt. Als sich aber am letzten 8. Juli im Lager bei Philippsburg unsre Armee mit den amerikanischen Milizen vereinigte, sagten wir uns alle, daß jetzt etwas Großes bevorstehe und Washington einen entscheidenden Schlag vorbereite. Eine Woche später, schon am 16. Juli, war es jedermann klar, daß wir New-York belagern und alles daran setzen würden, diesen größten und bedeutendsten Platz der Engländer in unsre Hand zu bekommen.“



Von diesem Tage an waren wir fortwährend in Bewegung, bald hier, bald da die Feinde beunruhigend oder neckend; nirgendß ließen wir ihnen Ruhe und schoben sie allmählich auf allen Seiten hinter ihre Verschanzungen zurück. Kaum hatten wir das Feld gesäubert, als unsre Sappeure sich daran machten, die Laufgräben zu eröffnen. Dabei machten wir fast täglich, bald allein, bald mit den Amerikanern zusammen, Erspähungsangriffe und rückten bis unter die Festungswerke vor. Das kostete uns jedesmal Mannschaft, aber es überzeugte auch den General Clinton von unsrer ernstern Absicht, ihn in New-York einzuschließen — und das war es gerade, was Washington wollte. — Eine unsrer Refognoszirungen wäre uns freilich um ein Haar teuer zu stehen gekommen und hätte dann mit einem Schlage alle Hoffnungen der Amerikaner zu nichte gemacht.“

„Wie das?“ rief Bénétzet, lebhaft erregt. „Bitte, erzählt!“

„Ja“, sprach Kaul, „eines Tages waren die Engländer nahe daran, den Obergeneral und Rochambeau auf einen Schlag gefangen zu nehmen.“

„Gelobt sei Gott“, sprach der Greis, „daß es nicht geschehen! Das wäre ein schweres Unglück gewesen. Aber wie konnte so etwas sich überhaupt ereignen?“

„Eine Abteilung unsres Regiments“, erzählte Haudry, „hatte Befehl, das Meeresufer der Insel Long-Island gegenüber zu überwachen, denn auf dieser

Insel hatten die Feinde ein festes und weit ausgedehntes Lager errichtet. Nun nahmen die beiden Feldherren eines Tages diesen Teil der Küste in Augenschein, und da eine inmitten der Meerenge liegende kleine Insel ihnen den Blick nach dem englischen Lager versperrte, so entschlossen sie sich, dahin vorzudringen, um die feindliche Stellung genau zu erkunden und zugleich durch die Ingenieure die Breite des Meeresarmes messen zu lassen, der das Inselchen von dem englischen Ufer trennte. Die Generale wurden begleitet von unserm Oberst, dem Herrn de l'Étrade, von einigen Mann seines Regiments, zu welchem auch ich gehörte, und weiterhin von einer kleinen Anzahl Dragoner. Nun war das Inselchen mit dem Ufer, auf welchem wir uns befanden, durch einen schmalen Mühlendamm verbunden, und so konnten wir, da es Ebbe war, trockenen Fußes hinüber gelangen.

Während die Ingenieure ihre Arbeiten vornahmen, hielten wir uns hinter einer Baumgruppe verborgen, damit uns zwei in der Mitte der Meerenge ankommende englische Fregatten nicht bemerkten, weil diese uns sonst sogleich mit ihrem Feuer überschüttet haben würden. Die Vermessungen und Berechnungen der Generalstabsoffiziere zogen sich in die Länge; Washington und Rochambeau waren die ganze Nacht zu Pferde gewesen und hatten kaum eine Minute die Augen geschlossen; jetzt breiteten sie ihre Mäntel auf den Boden, legten sich nieder und schliefen ein. Sie waren durch eine Hecke verdeckt und lagen in Sicherheit; aber die Zeit verfloß, und Herr de l'Étrade konnte sich nicht entschließen, die Ruhe der Befehlshaber zu stören, die ja weit mehr zu tragen und zu leisten hatten als wir. Endlich blieb doch nichts andres übrig, wir mußten zurückkehren, und der Oberst weckte die beiden.



Man brach alsbald auf; als wir aber den Mühlendamm suchten, über welchen wir herüber gekommen waren — siehe, da war dieser verschwunden; infolge der eingetretenen Flut stand das Wasser hoch, und von dem Damme war keine Spur mehr zu sehen. Unsrer Verlegenheit wuchs, als wir plötzlich von dem englischen Schiffe die Kanonen donnern hörten; man hatte uns bemerkt und bemannte zwei Schaluppen, um uns einzufangen. Hätten die Feinde eine Ahnung davon gehabt, daß die beiden Oberfeldherren sich in ihrer Nähe befänden, so würden sie sich mehr beeilt und alles aufgeboten haben, uns den Rückweg abzuschneiden.

Da sie aber an einen so wertvollen Fang nicht im entferntesten dachten, gewannen wir Zeit zu unsrer Rettung; wir entdeckten am Ufer der Insel zwei Boote, auf denen wir uns schnell einschifften, Generale und Soldaten; Sättel und Riemenzeug der Pferde nahmen wir zu uns, diese letzteren führten wir in das Wasser, und, getrieben von den beiden Rachen, gewannen sie schwimmend das andre Ufer. Als wir uns dem Lande näherten, bogen gerade die feindlichen Schaluppen um die kleine Insel; unsre am Ufer aufgestellten Schützen hielten sie aber in

respektvoller Entfernung. Wenige Augenblicke längeren Zögerns hätten uns alle zusammen in die Gefangenschaft der Rotröcke gebracht.“

„Es war die Hand der Vorsehung, welche euch sichtbarlich beschützte“, sprach Bénétzet. Haul aber fuhr fort: „Die Belagerungsarbeiten wurden ohne Unterbrechung fortgesetzt; wir waren überzeugt, viele Monate vor New-York liegen zu müssen, denn die Engländer hatten bedeutende Werke aufgeführt und waren noch damit beschäftigt, ihre Schanzen täglich zu verstärken.“

Später erfuhr man noch, daß der Obergeneral Washington einen vertraulichen Brief an den Marquis Lafayette geschrieben habe, durch welchen er an ihn die Aufforderung ergehen ließ, in aller Eile Virginia zu verlassen und in Geschwindmärschen nach Norden zu eilen, um bei der Belagerung und Erstürmung von New-York Beistand zu leisten. Es ging aber die Sendung so vor sich, daß der Bote gefangen ward und die Depeſche dem Feinde in die Hände fiel. Jetzt hielt sich Clinton vollkommen überzeugt, daß die Amerikaner und die Franzosen ihre ganzen Kräfte aufwenden würden, ihn zu belagern, um an den Ufern des Hudson den Hauptstreich zu führen. Demgemäß ergriff er seine Maßregeln; wir aber erhielten plötzlich Befehl, das Lager aufzuheben und machten uns am 19. August, still und unbemerkt, ohne Trommelschlag und Trompetenschall, auf den Weg nach Virginia. Zehn Tage waren wir schon gen Süden marschirt, als der englische General, der uns hinter seinen Wällen erwartete, unsern Abmarsch erfuhr; der Vorsprung, den wir hatten, war aber zu bedeutend; wir konnten nicht mehr eingeholt werden und so sind wir da. — Was weiter geschehen wird, kann ich nicht sagen; aber es scheint, daß wir nach Yorktown gehen, wo sich Lord Cornwallis festgesetzt hat. Herr de l'Éstrade sagte gestern in meinem Beisein, er glaube, daß der Krieg noch vor Eintritt des Winters beendigt sein werde.“

„Gäbe es der Himmel!“ rief Bénétzet, „daß das Morgenrot einer schöneren Zeit anbricht, und daß ich am Ende meiner Laufbahn es noch erlebe, die Sonne der Freiheit über das edle Land hell strahlen zu sehen. Hat es mir doch seine Arme geöffnet, mir, dem aus der alten Heimat Vertriebenen; und gewiß, ich werde es noch schauen, daß die Ketten des amerikanischen Volkes gebrochen am Boden liegen, und daß es die Fahne meines Geburtslandes ist, die an der Seite des gestreiften Sternennanners flattert.“



Überfahrt zu rechter Stunde.



Die französische Flotte langt in Lynhaven an.

3. Ein nächtlicher Besuch.

Lange hatten sich die Umstände den Amerikanern feindselig erwiesen, alles schien sich gegen sie zu kehren — jetzt hatten sich die Verhältnisse geändert, das Schicksal lächelte den Ausharrenden — ein Glücksfall folgte schnell dem andern. Kaum war Washington in Philadelphia angekommen, so traf von Baltimore die Nachricht ein, daß eine französische Flotte in der Chesapeakebai angekommen sei; der Graf de Grasse hatte an der Spitze von 28 Linien Schiffen in dem Hafen von Lynhaven Anker geworfen und sogleich 3000 Mann ans Land gesetzt, die auch ohne Säumen gen Yorktown marschierten, um die dortige Belagerungsarmee zu verstärken. Noch mehr: Am Tage nach seiner Ankunft, am 5. September, ward der französische Admiral durch eine englische Flotte von 21 Schiffen angegriffen, aber er schlug sie, jagte sie in die Flucht, verfolgte sie noch weit nach Norden, und sie mußte sich beeilen, so schnell als möglich Schutz in dem sichern Hafen von New-York zu finden. Und als de Grasse wieder auf die See von Lynhaven zurückkam, lag da bereits eine Flottille aus Newport, welche reiche Vorräte und alles irgend wünschenswerte Belagerungsmaterial mitgebracht hatte.

Washington war nicht der Mann, eine günstige Gelegenheit ungenützt vorübergehen zu lassen; er hatte ein offenes Auge, schnellen Überblick und rüstige Thakraft. Sogleich versammelte er seine Offiziere, und nach Verlauf einer einzigen Stunde war alles geplant und beschlossen, waren die nötigen Befehle angegeben.

„Jetzt nicht mehr nachlassen!“ hatte Steuben gesagt. „Drauf! Drauf! Drauf! bis der Feind am Boden liegt!“ — Und Rochambeau, der auch ein erfahrener Heerführer war, meinte: „das Eisen glüht — schmieden wir es!“

„Meine Herren“, schloß Washington den Kriegsrat, „es kommt jetzt alles darauf an, daß wir Cornwallis zermalmen, ehe ihm Clinton von New-York aus

zur See Hilfe schicken kann. Es darf kein Augenblick verloren werden, also: zu Pferde, meine Herren; zu Pferde!“

Bereits am 6. September brach das amerikanisch-französische Heer auf und marschierte nach Yorktown. Als man an der Chesapeakebai ankam, wurden einige Regimenter eingeschifft, weil sie auf diese Weise leichter und mit weniger Beschwerden zu befördern waren; nur weil es an ausreichenden Transportmitteln mangelte, konnten nicht alle eingeschifft werden. Royal-Luvergne z. B. mußte den Weg zu Fuße fortsetzen; die Generale selbst wollten sich nicht der Gefahr preisgeben, durch eine englische Flotte angefallen und gefapert zu werden, und zogen daher im Interesse der ihnen anvertrauten Sache vor, gleichfalls zu Lande vorwärts zu kommen. Begleitet und beschützt von einer kleinen Abteilung Husaren und einem Bataillon des Regiments des Obersten de l'Étrade, ritten sie dem Heere voraus und hatten einen Vorsprung von einem vollen Tagemarsch.



Nach Yorktown!

Da Raul im persönlichen Dienste des Obersten stand, gehörte er zu der Bedeckung, aber der gute La Ramée sollte es sich gefallen lassen, an der Spitze der Hauptarmee weiter zu marschieren! Darüber untröstlich, ruhte er nicht eher, als bis Raul bei Herrn de l'Étrade auch für ihn die Erlaubnis ausgewirkt hatte, zur Begleitung der Generale zu stoßen. Das so eigentümliche Verlangen hätte unter andern Umständen keine Aussicht auf Berücksichtigung gefunden; aber der Oberst that dem jungen Manne, den er vor einem halben Jahre hätte beinahe erschießen lassen, gern etwas zu Liebe und bewilligte ihm lächelnd und kopfschüttelnd sein Ansuchen.

„Das hätte mir gerade noch gefehlt“, meinte La Ramée, als er mit großen Schritten neben seinem Freunde einher schritt, „daß man mich zum Nachtrabe schickte! Mein Privilegium ist es, immer der Erste, von allen der Vorderste zu sein. Und dann, seit deinem Abenteuer von Westpoint habe ich keine Ruhe, wenn ich nicht bei dir bin; ich kann dich nicht mehr allein gehen lassen.“

„Aber, lieber La Ramée“, entgegnete Raul, „du wirfst mich doch nicht mein ganzes Leben hindurch am Gängelbände führen wollen? Du hältst mich immer noch für ein Kind, aber ich bin doch wohl durch das, was ich erlebt habe, zum Manne geworden; außerdem bin ich auch während meiner langen Krankheit so emporgeschossen, daß mich wohl La Fortune jetzt nicht mehr zurückweisen würde, wenn ich mich bei ihm meldete.“

„Greifere dich nicht, Herr Baron“, sprach La Ramée wieder, „ich gebe zu, daß du ein leidlich schön gewachsener Tambourkorporal bist; und ich habe so meine eignen Gedanken über dich, und die lasse ich mir auch nicht nehmen. . . . Ein Kopf, wie der deine, ist zu allem fähig und muß überwacht werden.“

Ganz entgegen den Sorgen des Tambourmajors, bot der Marsch längs der Chejapeatefbai keinerlei Gefahr; die in Virginia stehenden englischen Truppen waren samt und sonders in Yorktown vereinigt, und das einzige Abenteuer, welches den Generalen begegnen konnte, war das Zusammentreffen mit königlich gesinnten Landstreichern, Blünderern oder Kundschaftern, und diesen gegenüber war ein Bataillon Fußvolk und eine Schwadron Reiter eine vollauf genügende Bedeckung.

Übrigens war die Gefangennahme der Generale etwas, das schon einen Parteigänger reizen konnte; die Belohnung durch die englische Regierung würde eine ganz außerordentliche gewesen sein, und darum ging der Marsch unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln vor sich, um die Gefahr eines Hinterhaltes oder eines Überfalles abzuwenden. Die Husaren schwärmten nach allen Seiten eine weite Strecke voraus, durchspähten die ganze Umgegend, und am Abend wurde der Ort, wo man das Nachtlager aufschlug, sorgfältig von einer Kette Schildwachen umstellt.

So kam man ohne Unfall bis zu einem Dörfchen, zwei Tagereisen von Williamsburg, wo sämtliche Truppenabteilungen zusammentreffen sollten. Diesmal wurde Nachtquartier in einem kleinen Fischerdorfe genommen. Die Ortschaft überhaupt bestand nur aus wenigen, am Ufer zerstreut umherliegenden Hütten. Während des Tagmarsches hatte man verschiedene Reitertrupps bemerkt, welche die Umgegend durchirreisten, und mit denen man sogar Schüsse gewechselt hatte. Im Nachtlager angekommen, befahl darum Herr de l'Étrade, die Zahl der auszustellenden Wachtposten zu verdoppeln; dann erging an die Mannschaft der Befehl, auf das erste Lärmzeichen sogleich bei der Hand zu sein.



Die Vorposten.

Damit noch nicht zufrieden, machte er sich, sobald die Sonne untergegangen war, selbst auf den Weg und ging, begleitet von Kaul, von Posten zu Posten, um sich persönlich zu überzeugen, daß alle auf dem Plage seien und es nirgends an Vorsicht mangle. „Wenn ich bedenke“, sprach er, „daß ein einziger glücklich ausgeführter kühner Handstreich genügt, die Armee dreier Feldherren zu berauben, die nicht so leicht zu ersetzen sind, so finde ich die Verantwortung, welche mir durch die Pflicht, für die Sicherheit der Generale zu sorgen, aufgeladen ist, doch sehr ernst. Darum will ich selber prüfen und mit eignen Augen sehen.“

Die Unruhe, welche der Oberst empfand, teilte sich dem Tambour mit, und er suchte darum, als der Rundgang beendet war, nicht seinen Freund La Ramée auf, der seine Schlafstelle in einer kleinen Fischerhütte gefunden hatte, sondern setzte sich unentschlossen an die Hausthür, in welche Herr de l'Étrade eingetreten war. Von hier konnte er das Quartier der drei Generale deutlich erkennen.

Es war eine ärmliche Hütte, gelegen auf dem Gipfel des wellenförmigen

sandigen Ufers. Seine Zugänge waren unbewacht; Washington duldete es in seiner großen Einfachheit nicht, daß nächtlicher Weile ein Posten vor seine Thür gestellt wurde. „Meinetwegen“, sprach er, „soll kein Soldat um seinen Schlaf kommen; sie haben alle genug zu tragen und zu leiden.“

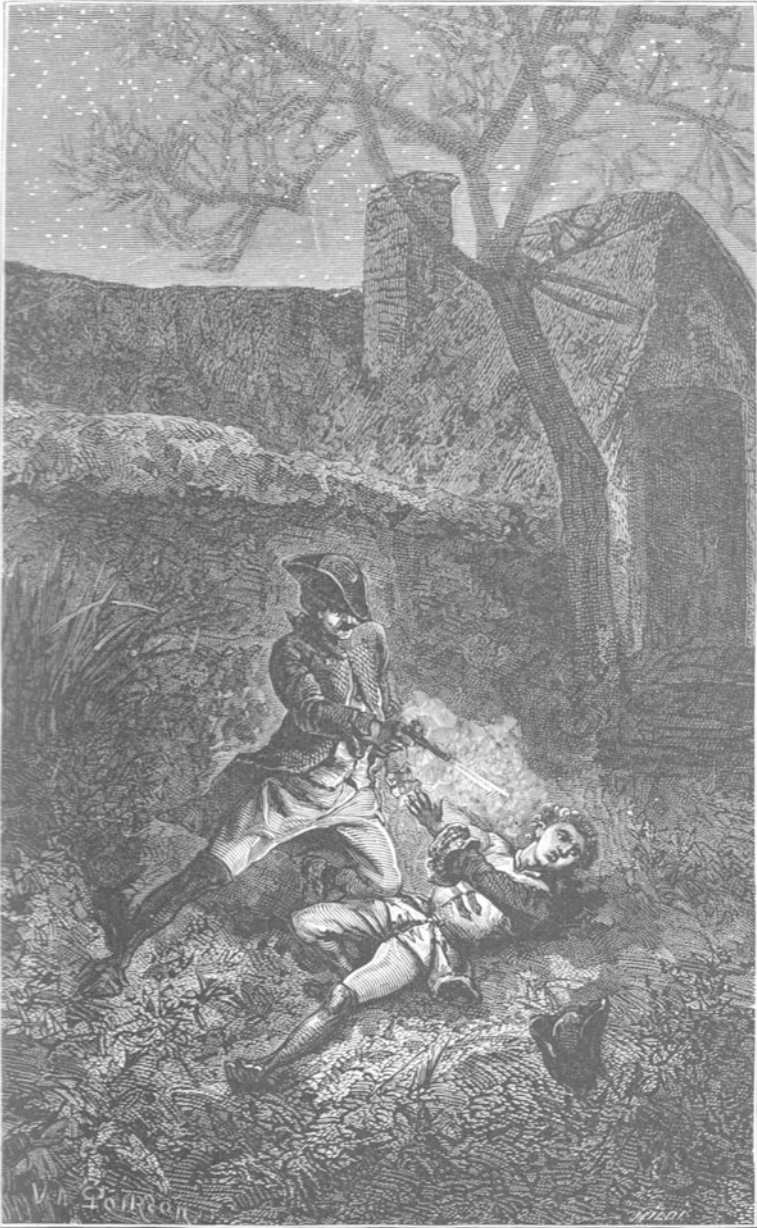
Es war eine herrliche Sommernacht, und obwohl der Mond nicht schien, leuchteten doch die tausend und aber tausend Sterne so hell am Firmament, daß man deutlich nicht nur die Umrisse der Häuser, sondern auch alle Gegenstände, Bäume, Hecken und Zäune erkennen konnte, wenn sie nicht zu weit entfernt waren. Gefesselt von der Schönheit dieser prachtvollen Umschau, blieb Gaudry auf der Treppe sitzen und dachte nicht daran, sein Bett oder, richtiger: sein Stroh Bündel aufzusuchen.

Die Worte des Obersten kamen ihm jetzt wieder in den Sinn. In der That, was sollte aus der Armee werden, wenn Washington, Steuben und Rochambeau plötzlich verschwänden? Alles würde verloren sein. Und sein eignes Schicksal hing doch auch von dem Fortgange dieses Kampfes ab, also davon, daß diese Männer ungefährdet an der Spitze blieben! Bisher war der Krieg recht langweilig, ergebnislos verlaufen, ohne irgend einen Reiz; aber der Triumph stand bevor, und von der Glorie des Sieges konnte doch auch ein ganz kleiner Strahl auf den unbeachteten Trommler fallen. Er konnte in den bevorstehenden Schlachten rühmlich auf dem Felde der Ehre den Tod finden, konnte sich aber auch durch ein Heldentück auszeichnen und dann es vielleicht weiterbringen als bis zu den Korporalstreifen, die seinen Ehrgeiz durchaus noch nicht befriedigten. Wer weiß, der Tag konnte selbst noch kommen, da er seinen Namen wieder zu Ehren brachte und ihn offen, ohne Scheu nennen durfte; ja, in seinen Träumen sah er sich schon in der königlichen Offiziersuniform und hielt wieder seinen Einzug in das schöne Schloß von Charmoije, das ihm ein günstiger Zufall in die Hand gespielt hatte.

Aus diesen süßen Träumen wurde er plötzlich aufgeschreckt und der Wirklichkeit wiedergegeben durch ein leises Geräusch, welches von der Hecke zu kommen schien, die das Haus der Generale umgab. Als er schärfer dahin blickte, war es ihm, als bewegten sich die dornigen Zweige der Einfriedigung, und gleich darauf unterschied er eine dunkle Gestalt, welche langsam gegen das Haus zu kroch.

Was sollte er thun? Zu den Waffen rufen? Aber wenn es nun ein harmloser Soldat war, der nur nach den Obstbäumen schlich, um sich da ein kleines Labfal zu suchen? Das ganze Lager würde in Aufruhr geraten, der Kamerad bestraft werden, und er selbst hätte sich lächerlich gemacht. Es fiel ihm der unverbesserliche La Fortune ein, und er hielt den Ruf zurück, den er schon austossen wollte.

Doch erhob er sich und schlich behutsam in der Dunkelheit vorwärts, um dem geheimnisvollen Treiben näher zu kommen. Mit großer Vorsicht gelang es ihm, die Hecke zu erreichen, ohne bemerkt worden zu sein; aber da angekommen, sah und hörte er nichts mehr. Alles lag in stiller Ruhe da. Nun kroch er seinerseits an der Hecke hin bis in die Nähe der Vorderseite des Hauses.



Arnold feuert auf Raul die Pistole ab.

Er glaubte schon, sich getäuscht zu haben, als er deutlich einen Mann erkannte, welcher aufrecht an der Thür des Hauses stand. Er schien zu horchen; dann, als er ringsum nichts Auffallendes vernahm, stieg er die beiden plumpen Stufen hinauf — jetzt hob sich das Schattenbild deutlich vom Hintergrunde ab — Raul sah, daß es ein Offizier war, dessen goldene Treifen an der Uniform und am Hüte glänzten.

„Aha“, dachte Raul, „das ist ohne Zweifel ein Adjutant, welcher verspätet in sein Quartier heimkehrt.“ Schon wollte er sich leise wieder entfernen, da hielt ihn eine Bewegung des Offiziers festgebannt — denn dieser zog eine Pistole aus seinem Gürtel und untersuchte die Zündpfanne; dann, immer seine Waffe zum Schuß bereit in der Hand haltend, warf er sich mit der ganzen Wucht seines Körpers wider die Thür, um sie zu sprengen.

Jetzt begriff Raul, was hier ausgeführt werden sollte; plötzlich war ihm alles klar, aber in demselben Augenblicke flog er auch mit Blitzesschnelle hinüber, und seine starken Arme umschlangen den Unbekannten. — Der Überfall war so unerwartet und so heftig, daß die beiden Gegner zu Boden fielen und einige Schritte von der Thür weggrollten. Aber der junge Mann ließ nicht nach, wie mit ehernen Banden hielt er mit seinen Armen den Schleicher umklammert.

Jetzt entspann sich beim bleichen Scheine der Sterne ein erbitterter, wütender Kampf. Rauls Kräfte waren denen seines Widersachers nicht gewachsen; er fühlte, wie sie mehr und mehr dahinschwanden. Trotz aller seiner Anstrengungen ließ sich voraussagen, daß sein Gegner in wenigen Minuten die Oberhand erlangt haben würde — es blieb ihm nichts andres übrig, als um Hilfe zu rufen. So laut er nur konnte, schrie er in die stille Nacht hinaus: „Hilfe! Mörder! Mörder!“

Sobald dieser Ruf erscholl, machte der Unbekannte eine verzweifelte Bewegung; es gelang ihm, seinen rechten Arm frei zu machen, und alsbald feuerte er seine Pistole auf den jungen Soldaten ab. Dieser warf, als er die Waffe auf sich gerichtet sah, instinktmäßig den Kopf auf die Seite, und so streifte der Schuß nur seine Stirne, ohne ihn ernstlicher zu verletzen.

Beim Scheine der Flamme hatte Raul den Gegner erkannt. „Arnold!“ rief er, allein schon war der Verräter aufgesprungen und sogleich auch im Dunkel der Nacht verschwunden. — Als Raul sich erhob, eilten von allen Seiten Soldaten herbei und brennende Holzspäne erhellten die Umgegend. Selbst die Generale, durch den Lärm erweckt, erschienen an der Hausthür.

„Was gibt es?“ fragte der heraustretende Washington. „Was ist los?“

„Herr General“, antwortete Raul, „der ehemalige General Arnold hatte sich hier hereingeschlichen, wahrscheinlich in der Absicht, Sie im Schlafe zu töten. Die Pistole mit gespanntem Hahne in der Hand, versuchte er, die Hausthür zu sprengen, glücklicherweise konnte ich ihn aber fassen und festhalten. Während wir miteinander rangen, feuerte er seine Pistole auf mich ab, jedoch ohne mich zu treffen.“

„Arnold?“ sprach Washington. „Das ist unmöglich. Du träumst, mein Sohn.“

Mit Blitzeschnelle zerstreuten sich die Soldaten nach allen Richtungen und folgten den Spuren des Flüchtling's. Aber sehr bald kehrten sie mit der Nachricht zurück, die Vorposten hätten allerdings einen Mann, der eiligst ihre Linien durchbrochen habe, gesehen, sie hätten auch auf den Flüchtigen geschossen, ihn jedoch verfehlt.

Herr de l'Étrade, erregt von dem Vorfall, der seine Besorgnis vollkommen rechtfertigte, war auch herzugeeilt und fragte nun Kaul: „Bist du, Kaul, auch gewiß, daß dieser Schurke kein anderer als der ehemalige General Arnold war?“

„Wie Sie wissen, Herr Oberst“, antwortete Haudry, „habe ich nur zu gute Gründe, ihn zu kennen; bezüglich seiner Person täusche ich mich sicher nie.“

„Trotz dieser Behauptung“, nahm Washington wieder das Wort, „scheint mir eine solche Niederträchtigkeit geradezu undenkbar. Arnold! Ein Mann, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe! Wie gesagt, ich kann es kaum glauben. Übrigens, er oder ein anderer, gleichviel; wir sind darum diesem braven Soldaten nicht weniger zu Dank verpflichtet, da er uns mit Gefahr seines Lebens vor einem meuchlerischen Überfalle bewahrt hat. Der Mann gehört zu Ihren Truppen, Herr de l'Étrade?“

„Ja, Herr General“, erwiderte dieser, „er thut bei mir Ordonnanzdienste.“

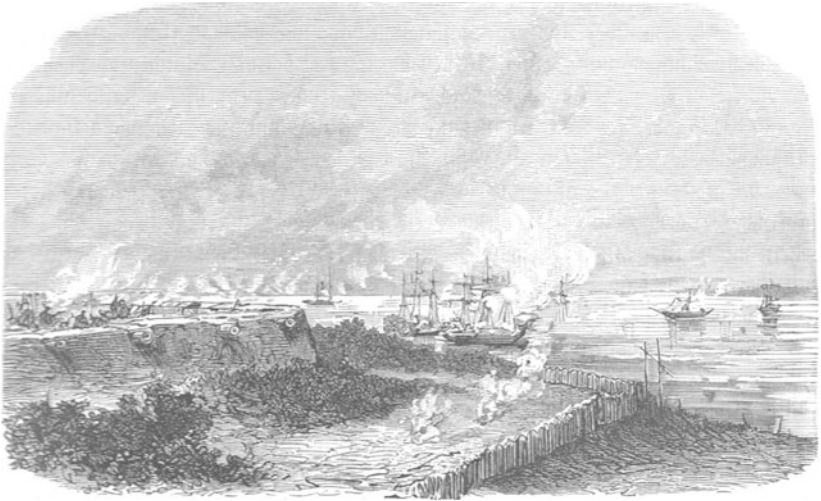
„Dann gratuliere ich Ihnen, Herr Oberst,“ sprach Washington. „Nach dem, was er uns erzählt hat, finde ich, daß er einen Beweis von seltener Kaltblütigkeit und unerschrockener Entschlossenheit gegeben hat, was bei seiner Jugend ihm zu ganz besonderer Ehre gereicht!“

Diese lobende Anerkennung, vor so vielen ausgesprochen, war für Kaul eine solche Auszeichnung, daß er von soviel Glück und Ehre ganz betäubt war. — Als die Offiziere aber wieder in ihre Quartiere zurückkehrten, trat noch ein Mann vor den entzückten Tambour hin, reichte ihm die Hand und sprach mit Wärme:

„In Paris haben wir uns zum erstenmal gesehen, da Ihr noch ein Knabe waret; in Hartford erkannten wir uns wieder auf dem Boden der Neuen Welt; heute habt Ihr uns das Leben gerettet. In wenig Tagen wollen wir uns bei dem Sturme auf Yorktown wiederfinden, da gilt's, den vollen Manneswert zu bekunden. Ihr seid, mein Junge, wirklich ein Mann geworden! Nun auf Wiedersehen vor Yorktown!“ Freundlich grüßend wandte sich hierauf Steuben nach seinem Quartier.

Kaul, tief ergriffen von soviel Güte, stand noch sprachlos da, da trat La Ramée zu ihm heran und kispelte ihm in das Ohr: „Bravo! Das geht gut, Herr Baron! Noch eine solche Nacht, und ich habe nichts mehr zu sagen, sondern du befehlst mir. Der Offiziersdegen wird dir ganz gut stehen.“





Die Engländer bei Yorktown.

Vor Yorktown.

1. Es wird Ernst.

Yorktown war im Jahre 1781 und ist heute noch ein unbedeutendes Städtchen, dessen mit Ziegeln gedeckte Häuser sich längs des Flößchens York hinziehen, welches in die prachtvolle Chesapeakebai mündet, nicht weit von ihrer Vereinigung mit dem Ozean; ein kleiner Ort, doch aber hochberühmt.

Cornwallis, der Befehlshaber der englischen Streitkräfte im Süden, hatte, um sich den steten Bedrängungen durch die Amerikaner und die Franzosen zu entziehen, seine Truppen in diesen Platz zurückgezogen und seine Regimenter hier vereinigt, in der Überzeugung, nun jedem Angriffe der Feinde siegreich widerstehen zu können, obwohl er nur über 9000 Mann verfügte, die Zahl jener sich aber auf 15000 belief. „Sie haben“, so tröstete er sich, „weder Feldartillerie in genügender Stärke, noch Belagerungsgeschütz, während ich mit Kanonen jeden Kalibers reichlich versehen bin und hinter starken Schanzen mich wohl verborgen halten kann.“

In der That hatte er Yorktown mit einer ausgedehnten Reihe von Werken umgeben, jeden Punkt, der dem Feinde zur Stütze dienen oder von ihm angegriffen werden konnte, stark besetzt und mit einer genügenden Zahl von Geschützen versehen.

So ward aus dem bis dahin unbeachteten Örtchen ein Platz ersten Ranges geschaffen.

Am 12. September stellte sich Marquis Lafayette, der bisher die Südtruppen kommandiert, dem Oberfeldherrn Washington vor; und es waren alle Streitkräfte am 26. bei Williamsburg, einem kleinen Dorfe, drei bis vier Stunden nordwestlich von Yorktown gelegen, vereinigt. Nachdem noch große Truppenschau stattgefunden, begann bereits am 28. die Einschließung der Festung, und man traf die geeigneten Maßnahmen zu deren Gewinnung mit einer solchen Energie, daß Cornwallis ganz außer sich geriet und die Fassung verlor. „Was ist das?“ sprach er. „Das verstehe ich gar nicht. So habe ich in meinem Leben keine Belagerung beginnen sehen. Da gehen mir ja zwei meiner schönsten Redouten verloren, ohne daß sie gestürmt wurden; noch ist kein Schuß gethan, und ich muß doch meine Leute herausziehen. Der Höllenfürst gibt denen draußen Lehre und Unterweisung!“

Nun, der Höllenfürst war es nicht, der hier die Anleitung gab, sondern der „Baron“. Der hatte herzlich gelacht, als sich die Mannschaft von Williamsburg aus in Bewegung setzte, und gesprochen: „Wir haben ihn! Gefangen ist er — in der Falle! Er kommt nicht mehr heraus. Passe auf, Mylord, du sollst dein blaues Wunder erleben. Damals, bei Schweidnitz, vor neunzehn Jahren, waren wir auch dabei! Und man hat doch etwas dazu gelernt“ . . . Er unterbreitete seine Pläne dem Oberfeldherrn, und als dieser sie genehmigt hatte, ging es mit dem größten Eifer an die Ausführung.

Unter den beiden Redouten war eine besonders hohe und steile, welche die Amerikaner und die Franzosen den „Taubenschlag“ nannten; diese ward dem Regimente Royal-Auvergne zugewiesen, und nachdem die Engländer ihre Befestigungen geräumt hatten, wurden diese sogleich von den Belagerern besetzt. Zwischen dem weit vorgeschobenen „Taubenschlag“ und der nächsten Reihe von Schanzen und Bastionen lag ein Gehölz, in welchem es von Feinden wimmelte. Dieser kleine Wald mußte um jeden Preis säubert werden. Zu schießen und großen Lärm zu machen, wäre eine Pulververschwendung gewesen, die Arbeit konnte nur Mann gegen Mann vollbracht werden. So gingen die Grenadiere denn mit gefälltem Bajonett vor und warfen die Engländer auf die zweite Verteidigungslinie zurück.

Aber dieser erste Angriff hatte dem Regiment viele Leute gekostet; es zählte eine große Zahl von Toten und Vermundeten, und als La Ramée am Abende bei seinem Freunde saß, drückte er diesem innig die Hand und sprach;

„Also wir zwei sind noch da! Herrgott, jetzt scheint es doch Ernst zu geben. Das von heute war eigentlich noch keine wirkliche Schlacht, aber wenn wir noch mehr solche Scharmügel zu bestehen haben, dann braucht man kein großes Schiff mehr, das Regiment Royal-Auvergne wieder nach Frankreich zurückzuschaffen. Übrigens finde ich es gar nicht in der Ordnung, daß unser Oberst stets voran ist; ein Mann wie er kann uns so leicht nicht ersetzt werden: er sollte sich nicht so den Kugeln preisgeben.“

„Beruhige dich, La Ramée“, erwiderte Maul lächelnd, „Herr de l'Étrade

versteht sein Geschäft so gut wie du: er ist ein viel zu einsichtsvoller Kommandeur, um sein Leben unnützerweise in Gefahr zu bringen, und dann glaube ich, daß wir ohne sein Dazuthun den Wald nicht gefäubert hätten. Als wir gegen den Waldesrand kamen, empfingen uns diese Spitzbuben von Engländern mit einem solchen Rottenfeuer, daß unsre Leute alle für einen Augenblick den Kopf sinken ließen und Miene machten, Reißaus zu nehmen. Wir schlugen vergebens zum Angriff, daß das Trommelfell hätte zerpringen mögen, niemand folgte uns; doch ich, meines Theiles, wage es nicht, einen Stein auf irgend jemand zu werfen, denn die Kartätschen flogen uns um den Kopf, daß uns Hören und Sehen verging, und ich weiß nicht, wie ich das Gefühl ausdrücken soll, das mich durchzuckte, als den kleinen Tambour an meiner Seite eine Kugel in die Stirn traf und er leblos zu Boden stürzte. Da höre ich hinter mir eine Stimme — mir war's zuerst, als sei es die des Barons, der ja auch immer vorweg ist — doch bald erkenne ich deutlich unsern Obersten und höre, wie er ruft: „Nun Kinder, was gibt's? Seid ihr schon mit eurer Arbeit fertig oder ihrer gar müde?“ Und den Degen hoch erhoben, sprengt er gegen den Wald vor, in dem es von Rottröcken wimmelt.“

„Ja“, fiel La Ramée ein, „er war vom Pferde gestiegen und marschierte nun so ruhig weiter, als ging's zur Parade. Nun rannten alle vorwärts, und die Engländer wurden hinausgeworfen. Unser Oberst ist ein braver Mann!“

„Nach dem, was vorhin der Oberst zu Herrn von Sireuil sagte“, nahm Raul wieder das Wort, „werden wir für die nächste Zeit keine ähnlichen Scharmügel zu bestehen haben, da die Feinde sich hinter ihre Mauern zurückzogen; vor der Hand werden wir ihnen nicht mit der Muskete zu Leibe rücken, sondern mit Schippe und Hacke. Der Obergeneral Washington hat Befehl gegeben, schon morgen mit Anlegen der Laufgräben zu beginnen, und alle ohne Ausnahme sollen zugreifen, denn wir müssen in Yorktown sein, ehe General Clinton mit Verstärkung heranzücken oder Ersatz bringen kann.“

„Nun“, sprach der Tambourmajor ruhig, „was ist auch weiter dabei? Wir graben und schaufeln. Was mich betrifft, so ist's nicht das erste Mal, daß ich mit der Schippe arbeite. Ich habe schon mehr als eine Belagerung mitgemacht, und habe mich in den Laufgräben niemals gelangweilt. Man rückt vor, wie ein Maulwurf, die Erde vor sich her durchhöhlend und aufwerfend; von Zeit zu Zeit tritt man aber heraus, um einige Flintenschüsse mit den Belagerten zu wechseln, die es immer wieder versuchen, die Arbeiten zu stören. Überdies schleudern die feindlichen Batterien ihre Kugeln zu uns herüber, und zuweilen fliegt eine Bombe in den Graben und zerplatzt — alles das verursacht immer einige Abwechslung — vorausgesetzt, wenn man nicht in Stücke zerrissen wird.“

„Und wenn das Graben vorbei ist“, fuhr Gaudry fort, „kommt der Sturm; der macht den Schluß.“

„Ja“, sprach La Ramée, „gewöhnlich ist's so; aber hier möcht' ich nicht

darauf rechnen. Abgesehen davon, daß der Feind, bis es zum Sturme kommt, oft schon matt ist und um gutes Wetter bittet, so kann man sich auf deinen General Wasch nicht verlassen; wir machen es vielleicht wieder wie vor New-York — während uns Cornwallis hinter den Wällen erwartet, sind wir schon weit weg.“

„Diesmal nicht, Freund!“ rief Raul mit Nachdruck. „Diesmal haben wir die Engländer, wir halten sie und lassen sie nicht durch.“

Schon am 1. Oktober war Yorktown vollständig eingeschlossen, und alle von den Amerikanern und Franzosen aufgeworfenen Schanzen waren besetzt; das angekommene schwere Belagerungsgeschütz war aufgestellt, und mit dem größten Eifer wurden nun Schanzkörbe und Faschinen hergerichtet. Einige Tage später begann man 800 Schritte von den nächsten Festungswerken mit dem ersten Parallelgraben und arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend mit Aufbietung aller Kraft daran. Die Offiziere waren überall zugegen, sahen nach und ließen es an Ermunterung nicht fehlen; die Engländer ihrerseits schossen fleißig Kartätschen herüber; doch richteten diese keinen großen Schaden an, da die Arbeitenden sich durch ihre Schanzkörbe geschickt zu decken mußten. Weit gefährlicher erwiesen sich die Bomben, wenn sie im Bogen geflogen kamen und unglücklicherweise in den Graben schlugen.



In den Laufgräben.

Eines Tages arbeiteten La Ramée und Raul frisch mit der Schaufel in der Hand drauflos und der letztere sang

dabei ein Volksliedchen, das er als Knabe an den Ufern des Cher gelernt hatte, da rief ihm sein Freund zu:

„He! dein General kommt!“ Es war Steuben, der die ganze Länge des Grabens durchschritt und nachsah, ob alles in guter Ordnung sei.

„So ist's recht“, sprach er, „das Singen fördert die Arbeit. Wir in Deutschland widmen dem Gesang besondere Aufmerksamkeit. In drei Wochen könnt ihr aber noch ganz anders singen und jubeln; ehe der erste November kommt, platzt die Bombe.“ Kaum hatte er das Wort gesprochen, als eine Bombe heran, flog und mitten in den Graben fiel. In demselben Augenblicke rannten die Soldaten nach rechts und links davon um von den Splintern nicht getroffen zu werden, wenn die Bombe platzte. „Solches Zeug können wir hier nicht brauchen“, sagte Steuben ruhig, bückte sich, hob die Kugel auf und warf sie über die Brustwehr, daß sie weithin in das Feld rollte.

„Kommt nur zurück“, rief er, „ich habe sie hinausgeworfen.“ — Die Soldaten kehrten an ihren Platz zurück, nahmen die Schaufeln wieder zur Hand und begannen die Arbeit von neuem; vorher aber schauten sie über die Brustwehr, sahen, wie weit die Kugel gerollt war und wie sie zerplatze.

„Herr General“, begann La Ramée und stellte sich in Positur, „ich bitte um Verzeihung, daß auch ich davongelaufen bin; ich habe es stets den andern nachgemacht, werde es aber nicht mehr thun.“

„Beruhigt Euch darüber, mein Lieber“, entgegnete der Baron. „Ihr dürft laufen und sollt euch nicht von zerspringenden Granaten und Bomben zerreißen lassen; aber ich kann nicht laufen, und da ich doch nicht zerrissen sein will, habe ich die Kugel weggeschleudert; das alles ist sehr natürlich und einfach zugegangen.“



Washington feuert den ersten Schuß ab.

„Zu Befehl, Herr General“, sprach der Tambourmajor, „ein andermal werfe ich die Bombe auch weg“, und als Steuben sich entfernt hatte, wandte sich La Ramée zu seinem Freunde und sagte: „Höre, dein Baron gefällt mir; der hätte einen Obersten gegeben, gerade wie unser Herr de l'Éstrade.“ —

Auch Washington besuchte die Laufgräben, und indem er sich über das rasche Vorrücken der Arbeiten freute, sprach er mit Heiterkeit: „Ich bedaure, liebe Leute, daß ich euch nicht Werkzeuge geben kann, die des großen Werkes würdig sind, an welchem ihr arbeitet. Mit silbernen oder goldenen Schaufeln sollte die Erde hier gehoben werden, denn das Denkmal, zu welchem ihr den Grund legt, wird eins der schönsten sein, welches Menschenhände noch errichtet haben. Der Bestand der Republik wird zum Segen folgender Geschlechter dadurch gesichert; hier vor Yorktown wird der Grund des stolzen Baues gelegt, unter dessen Schutze Millionen dereinst glücklich leben werden.“

Auf seiner Wanderung kam er auch an den „Taubenschlag“, der jetzt bestens hergerichtet und soeben vollends mit schweren Geschützen versehen war. Die Franzosen luden und richteten eine Kanone und baten den Oberfeldherrn, den ersten Schuß zu thun. Er willigte ein, nahm die brennende Lunte, brachte sie an das Zündloch, und als der Donnererschlag weithin ertönte, schwangen alle Offiziere und Soldaten ihre Hüte und riefen laut auf: „Hoch Amerika!“

Washington aber lüftete seinen Hut und antwortete: „Es lebe Frankreich! Möchten beide Nationen nie des heutigen Tages vergessen!“

Die Arbeiten nahmen einen raschen Fortgang, jeden Tag rückten die Laufgräben der Festung näher; neu errichtete Batterien schleuderten ihre verderbenbringenden Geschosse bis in die Stadt. Bereits hatte man durch Spione erfahren, daß die Zerstörungen, welche die amerikanischen und französischen Kugeln in Yorktown angerichtet, nicht unbedeutend seien. Man durfte sicher erwarten, daß eine graufige Verwüstung stattfinden würde, wenn einmal alle Geschütze zugleich ihre Geschosse über die unglückliche Stadt entsendeten.

Cornwallis begriff jetzt wohl, welchen Fehler er gemacht hatte, sich hinter den Wallen einschließen zu lassen; gern wäre er ausgebrochen und hätte den Eisenring gesprengt, der ihn umschlossen hielt, aber die Belagerer warfen ihn jedesmal mit Verlust hinter seine Mauern zurück. Bei Tag und bei Nacht versuchten die Engländer Ausfälle, immer von neuem hoffend, sich durchschlagen zu können; allein im Lager herrschte die größte Wachsamkeit, und die Feinde wurden einmal wie das andre Mal mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Dazu trat für die Belagerten noch eine andre Sorge. Die amerikanischen Milizen und die französischen Husaren durchstreiften ohne Unterbrechung die ganze Gegend, und zwar so sorgsam, daß weder Mann noch Maus aus der Stadt konnte und dieser jede Verbindung mit der Außenwelt so gut wie abgeschnitten war. Es konnte von Lebensmitteln nichts hinein gebracht werden, und Cornwallis sah sorgenvoll bereits den Tag kommen, an dem das Brot fehlen würde.

Desto freudiger ging es außen zu. Es wurden, sobald es dunkel ward, leuchtende Feuer angezündet und Fackeln aufgestellt. Auch nachts ward fortgearbeitet, ohne Unterbrechung gegraben und geschaufelt, aber es beklagte sich niemand über den anstrengenden Dienst; die Franzosen hatten lange genug geruht, und die Amerikaner stritten für ihre Freiheit und Selbständigkeit.

Raul konnte nicht viel in den Laufgräben sein, er war fortwährend beschäftigt, die Befehle des Obersten an die verschiedenen Abteilungen des Regiments zu bringen, und befand sich daher den größten Teil des Tages unterwegs. Als er einmal an einer amerikanischen Wache vorüberschritt, bemerkte er Peter Michaux, der auf ihn zuellte und ihm zurief: „Arnold ist in Yorktown!“

„Bist du dessen sicher?“ fragte Haudry. „Es scheint mir fast unglaublich, daß sich Arnold nach dem Mordanfalle, den er neulich unternommen, in einen Platz einschließen sollte, der unbedingt in unsre Hände fallen muß. Ich kann mir nicht denken, daß er seinen Hals selber dem Henker darbieten sollte.“

„Gleichviel“, erwiderte Peter, „die Sache ist zuverlässig. Gestern fingen wir zwei Mann, mit welchen ich seiner Zeit in New-York bekannt war, und von diesen erfuhr ich, daß Arnold sich mit Cornwallis vereinigt habe; er steht mit seiner Kavallerie in der Vorstadt und will wahrscheinlich die Gelegenheit benutzen, bei dem Durcheinander der Erstürmung auszubrechen und sich zu retten.“

„Hast du Nachricht von David und von deiner Schwester?“ fragte Kaul.

„Ja — und nein, wie du willst“, antwortete Peter. „Einer der beiden Engländer versicherte mir, daß Arnold noch alle die Gefangenen mit sich führe, welche er damals bei dem Überfalle an der Furt der alten Eiche aufgegriffen, aber er konnte mir nicht sagen, ob Eva und mein Großvater auch dabei seien. Doch hoffe ich, das noch zu erfahren; wir haben Spione, welche auf geheimen Wegen in die Stadt gelangen, und wenn es sein muß, werde ich mich ihnen anschließen.“

„Jedenfalls“, bat Kaul, „lasse mich es dann wissen und unternimm nichts, ohne mir es vorher zu sagen.“

Damit eilte er von dannen und sprach nur noch für sich selbst: „Arnold in Porttown! Davon weiß Herr de l'Estrade noch nichts! Eilen wir, ihm diese wichtige Nachricht zu überbringen!“

Kaul fand seinen Vorgesetzten eben beschäftigt, die feindlichen Werke mit dem Fernrohre zu betrachten, um zu erkennen, in welchem Maße sie schon von den französischen Kugeln gelitten hätten. „Die Birne ist noch nicht reif“, drückte er sich aus, aber die Mitteilung, welche ihm Haudry brachte, erregte sein lebhaftestes Interesse. „Unsre Wachsamkeit muß nun verdoppelt und verdreifacht werden“, jagte er, „dieser Mordgeselle wird uns schon derb zusetzen, aber er darf uns nun nicht mehr entwischen.“





Ben findet das Merkzeichen zum Wege durch den Sumpf.

2. Urlaub von vierundzwanzig Stunden.

Die Nachricht von der Anwesenheit des Verräters in Yorktown hatte einen tiefen Eindruck auf Raul gemacht. Ohne Zweifel hatte Arnold, gerade wie Cornwallis, gehofft, hier neue Lorbeeren zu ernten; hatte erwartet, daß die Laufgräben vor der Stadt das Grab der Amerikaner und Franzosen werden würden; jetzt mußte er wohl einsehen, daß alle seine Hoffnungen eitel waren. Natürlich mochte er denen nicht in die Hände fallen, welche er zu verderben gedachte und die sicher keine Barmherzigkeit mit ihm haben würden. Es war ihm in Westpoint geglückt, durchzukommen, dann bei dem Überfalle an der Furt, dann vor wenig Tagen in dem elenden Fischerdorfe — sollte es nicht auch jetzt, zum viertenmal, gelingen können!? — Solche Gedanken bewegten Raul, während er allein neben seiner Trommel in einer Batterie saß; jetzt kam sein Freund Peter auf ihn zugelaufen und rief schon von weitem: „Was ich dir gestern erzählte, bestätigt sich.“

„Arnold ist also in der Stadt?“ fragte Raul.

„Ja, es ist nun gewiß“, antwortete jener. „Ich komme soeben von einem unsrer Spione, er hat den Verräter an der Spitze seiner Reiter bei der Vorstadt gesehen. Aber dieser Mann teilte mir noch eine weit wichtigere Nachricht mit: mein Großvater und meine Schwester befinden sich gleichfalls in der Stadt, Gott sei Dank, gesund und wohl. Arnold läßt sie bei sich bewachen; er will sie als Geiseln behalten und seiner Zeit bei Übergabe der Stadt drohen, sie und die andern Gefangenen zu erschießen, wenn er nicht in die Kapitulation mit eingeschlossen werden sollte, und wenn man ihn wegen seines Verrates noch besonders zur Rechenschaft ziehen wollte. Ich kann mir freilich kaum denken, daß ein Mensch so schlecht sein könne.“

„Was Arnold betrifft“, wandte Haudry ein, „so traue ihm alles zu!“

„Wie der Kundschafter versichert“, fuhr Peter fort, „sollen die Gefangenen Arnolds in einem alleinstehenden Gehöft zwischen der eigentlichen Stadt und der Vorstadt untergebracht sein; in diesem einsamen Hause halte er selbst sich oft auf, wahrscheinlich, um die Leute an seine Abwesenheit zu gewöhnen, damit man nicht iogleich merke, wenn er durchgegangen.“

„Durchgegangen?“ fragte Kaul erstaunt. „Ist das überhaupt möglich?“

„Mir“, erwiderte Peter, „der ich meine Jugend hier zugebracht habe und jeden Weg und Steg in der Umgebung der Stadt kenne, wäre es ein Leichtes gewesen, Yorktown zu verlassen, unsre Reihen zu durchschleichen und das freie Feld zu gewinnen; nur glaube ich nicht, daß Arnold den Weg einschlagen wird, an den ich denke; er ist gefährlich, und ich selbst möchte ihn heute nicht mehr betreten. Meine Ansicht ist vielmehr, daß Arnold, der sich weislich mit seinen Dragonern in der Vorstadt hält, bei dem Tumulte sich auf unsre Reiter werfen wird, und daß diese nicht im Stande sein werden, ihn aufzuhalten. Unsre auf jener Seite ausgestellten Reiterposten sind wohl aufmerksam; doch ihre Pferde sind nur elende Klepper im Vergleiche mit den englischen. Übrigens kümmert mich das vorderhand wenig; wenn wir ihn heute nicht erwischen, bekommen wir ihn ein andres Mal; was mich jetzt beschäftigt, ist mein Großvater und meine Schwester, die ich, wenn's irgendwie ginge, den Händen dieses Schurken entreißen möchte.“

„Wie willst du dies aber zuwege bringen?“ fragte Haudry.

„Das will ich dir sagen“, lautete die Antwort. „Der Kundschafter, welcher mir als altem Bekannten alle diese Nachrichten mittheilte, kehrt diese Nacht nach Yorktown zurück, und ich habe Erlaubnis bekommen, ihn zu begleiten. General Lincoln hat mir einen Urlaub von 24 Stunden bewilligt. Wie ich es anfangen werde, wenn ich einmal in der Stadt drinnen bin, das weiß ich jetzt noch nicht; das richtet sich nach den Umständen. Wenn ich zur bestimmten Stunde nicht zurück bin, so ist entweder mein Unternehmen mißglückt, oder ich bin tot.“

„Bedenke doch, wie überaus schwer die Aufgabe ist, welche du dir stellst“, warf Kaul ein. „Wie kannst du hoffen, in einem einzigen Tage die Gefangenen aufzufinden und zu befreien, die doch ohne Zweifel gut bewacht werden? Dann weiß ich auch, daß der Sturm nahe bevorsteht; vielleicht wird die Stadt morgen schon genommen; wäre es nicht besser, du wartetest noch?“ —

„Wenn der Angriff auf die Stadt nahe bevorsteht, so ist das ein Grund mehr, nicht zu zögern. Ich bin fest entschlossen, diesen Abend aufzubrechen, und nur gekommen, dir Lebewohl zu sagen.“

„Lebewohl?“ sprach der Tambour. „Du wirst doch nicht denken, daß ich



Das einsame Haus.

dich allein gehen lasse? Ich eile sogleich zu dem Obersten, bitte ihn um vierundzwanzigstündigen Urlaub, und ich bin gewiß, daß er mir diesen nicht abschlägt.“

„Aber“, sagte Peter, „warum willst du dein Leben solcher Gefahr aussetzen?“

„Warum?“ erwiderte Raul mit Feuer. „Weil ich überglücklich bin, wenn sich mir hier Gelegenheit darbietet, einen Teil meiner Schuld an deine Angehörigen abzutragen; weil ich die braven Leute, die mich retteten, von Herzen lieb gewonnen; und dann, weil ich vielleicht dadurch die Pläne meines Feindes durchkreuzen oder zunichte machen kann. Das sind Gründe genug. Um wieviel Uhr wirst du aufbrechen?“

„Diesen Abend — mit Einbruch der Nacht“, sagte Peter.

„Gut“, schloß Haudry das Gespräch, „sogleich nach dem Zapfenstreich bin ich bei dir. Du darfst auf mich rechnen.“



Raul sieht Peter herbeieilen.

Und alsbald eilte er zu dem Obersten. Dieser ließ ihn jedoch gar nicht aussprechen, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Ein Urlaub von 24 Stunden ist unmöglich; niemand darf jetzt seinen Posten verlassen, zu jedem Augenblick kann der Befehl zum Sturm auf die große Redoute, welche nun seit acht Tagen von uns beschossen wird, anlangen. Ich denke doch, daß du da anwesend sein willst?“

„Gewiß, Herr Oberst, und doch bitte ich Sie inständig, mir diese Gnade zu erweisen; ich hoffe, eine Ehrenpflicht erfüllen zu können und noch vor der Erstürmung wieder zurück zu sein.“ —

„Was soll denn mit dieser Zeit angefangen werden?“ —

„Ich habe heute gehört, daß David Michaur, der mir das Leben rettete, als mich General Arnold hatte aufknüpfen lassen, jetzt als Gefangener dieses Schurken in Yorktown festgehalten wird. Der Verräter hat sich nicht geschaut, den Greis und dessen Enkelin als Geiseln einzusperrern, um mit ihrem Tode drohen zu können, wenn die bevorstehende Kapitulation sich für ihn ungünstig gestalten sollte.“

Mit Hilfe des Enkelsohnes meines Wohlthäters, der unter den amerikanischen Milizen dient, will ich diese Opfer der Hand jenes Schändlichen entreißen, und darum bitte ich Sie flehentlich, mir den Urlaub gnädigt zu gewähren.“ —

„Wohlan — das ist ein edles Unternehmen, und ich ersehe aus deiner Teilnahme an demselben deinen ehrenhaften Charakter. Darum will ich auch deinen Wunsch erfüllen, obwohl ich nicht weiß, welche Mittel du anwenden willst, um zu deinem Ziele zu gelangen. Aber indem ich den Urlaub bewillige, füge ich ausdrücklich hinzu, daß ich dich, wenn du morgen nicht vor dem Appell oder dem Abendläuten zurück bist, als Deserteur behandeln muß; wohlverstanden: Muß!“ —

„Ich danke, Herr Oberst! Ich kenne meine Pflicht und hoffe, daß ich mit Hilfe Gottes bis morgen Abend eine Ehrensuld getilgt haben und zu rechter Zeit wieder zurück sein werde.“

„Und noch eins: Überall schwärmen die englischen Dragoner aus — dein Leben aber gehört dem Vaterlande; sei also nicht unüberlegt und verwegen!“

So endigte die Audienz, freundlicher, als sie begonnen.

Schnell eilte Raul nach seinem Zelte; denn er hatte keine Zeit zu verlieren, der Abend nahte heran. Rasch war die Uniform abgelegt und mit dem Anzuge vertauscht, dessen er sich bei der denkwürdigen Expedition als Depeschenträger bedient, und welchen er sorgfältig aufgehoben hatte. Eben war er damit zu Ende, als La Ramée eintrat. Seinen jungen Freund in dieser Verkleidung erblickend, blieb der brave Unteroffizier erst wie versteinert stehen, dann fuhr er mit zornbebender Stimme heraus: „Tausend Donnerwetter! Fängt die Maskerade wieder an? Was soll das bedeuten? Hören Sie, Herr Baron von Charmoise, wenn Sie auch Tambourkorporal sind, so bin ich Ihr Vorgesetzter, und kraft meiner Stellung verbiete ich Ihnen solche Mummerei!“

„Ach, was“, entgegnete Raul lachend, „ereifere dich nicht; ich habe Urlaub von dem Obersten: du hast mir nichts zu verbieten.“

„Nichts zu verbieten?“ brummte La Ramée. „Bei dir und dem Obersten scheint es im Gehirnstübchen nicht so ganz geheuer zu sein; ich merke, die Schliche, die das erste Mal so nett abgelaufen sind, fangen schon wieder an! Herr de l'Étrade kann sagen, was er will: Ein Tambour, ob Edelmann oder Bauer, hat an der Spitze seines Regiments die Trommel zu rühren, nicht aber im Bürgerkleid bei Nacht und Nebel in der Welt umher zu irren!“

„Diesmal, lieber La Ramée“, erklärte Haudry, „hat der Oberst gar nichts mit der Sache zu thun; das Abenteuer kommt auf meine alleinige Rechnung. Aber die Zeit drängt; lebe wohl, ich muß fort!“

„Nun, das ist schön“, rief der Tambourmajor empört aus, „das nennt man



Die Vorposten.

Freunde! So behandeln sie einen! Fragt man, wofür sie sich wollen den Hals umbdrehen lassen, so antworten sie mit einem Flötenstimmchen: „Die Zeit drängt, ich muß fort, adieu Partie!“ — Das sind Freunde!“

„Wenn du es durchaus wissen willst“, sprach jetzt Raul, „ich gehe nach Yorktown, und helfe den David Michaux aus der Gefangenschaft zu erlösen.“

„Und wenn man unterdessen zum Angriff schlägt, was sagst du dann?“

„Man wird sich nicht schlagen, ehe ich zurück bin“, antwortete Haudry leicht hin; dann aber änderte er plötzlich den Ton und sprach mit Wärme: „Und wenn ich nicht zurückkehre, dann sei überzeugt, lieber La Ramée, daß ich bis zu meinem letzten Augenblicke deiner gedacht habe und all der treuen Freundschaft, die du mir bewiesen.“ — Und ehe der Freund noch ein Wort hierauf erwidern konnte, hatte Raul das Zelt verlassen und eilte dem amerikanischen Lager zu.

Von allen Seiten her erschallte der dumpfe Ton des Zapfentreichs, als er an dem verabredeten Plage mit Peter zusammentraf. „Du bist pünktlich“, sprach dieser; „doch glaubte ich einen Augenblick, du kämest nicht.“

„D“, entgegnete Haudry, „es kostete Mühe genug; zuerst hat der Oberst, dann La Ramée alles Mögliche versucht, mich zurückzuhalten. Doch da bin ich nun! Wie du siehst, habe ich meinen Anzug als kanadischer Bauer wieder angelegt.“

„Daran hast du wohlgethan“, sagte Peter; „ich hatte nichts davon gesprochen, aber ich dachte mir wohl, daß du nicht in den Straßen von Yorktown mit deiner weißen Uniform von Royal-Auvergne würdest umherspazieren wollen. Du siehst, daß ich mich auch unkenntlich gemacht habe.“

In diesem Augenblicke näherte sich in der anbrechenden Dunkelheit eine Gestalt, von welcher ein Pfiff ausging.

„Ah“, sprach Peter, „hier ist unser Führer; ich kenne sein Zeichen.“

Als sich die beiden dem Rundscharfer näherten, betrachtete dieser erst Peter, um sich zu vergewissern, daß er vor keinem Unbekannten stehe, dann fragte er: „Was will denn der Bursche da bei dir?“

„Ein zuverlässiger Freund von mir, der begleitet uns“, antwortete Peter.

„Gut“, sprach der Spion mit Heiterkeit; „in unsrer Kutsche ist Platz für drei. Vorwärts denn!“

Yorktown liegt auf einer schmalen Halbinsel, gebildet von den beiden Flüssen York und James, welche in ihrem Mündungslaufe, bevor sie sich in die prachtvolle Chesapeakebai ergießen, sehr breit und tief sind. Dem Boden fehlt es zwar hier und da nicht an felsigen Partien, er ist aber im ganzen flach und niedrig, und die beiden Flüsse bilden, ehe sie in die Bai münden, mehrere Sümpfe, welche sich zum Teil weit in die Halbinsel erstrecken.

Einer dieser Sümpfe, das „Große Moor“, deckt die Stadt vollständig auf ihrer Westseite; er ist weit ausgedehnt, keineswegs tief, jedoch überaus schlammig:

die Flut überzieht ihn täglich und macht ihn unpassierbar; weder Fußwanderer noch Rachen können ihn durchziehen. Er bildet einen so sicheren Schutz für die Stadt, daß weder die Engländer auf dieser Seite Befestigungswerke errichtet, noch die Amerikaner ihre Einschließung auch hierher ausgedehnt hatten.

Wenn aber das „Große Moor“ auch für eine Heeresabteilung und selbst für einen kleinen Trupp Menschen unpassierbar war, so mußte man doch, daß es von einzelnen auf gefährlichen, engen Pfaden schon oft durchschritten worden war, nur schlängelten sich diese schmalen Pfade nicht selten in recht gefährlicher Weise zwischen Abgründen bodenlosen Morastes hin. Auf einem solchen gefährvollen, vielleicht nur von Jägern und dann nur selten betretenen Wege hatte sich der Rundschafter schon mehrere Male nach Yorktown begeben und für den Oberfeldherrn Nachrichten eingezogen; auf demselben Pfade wollte er jetzt in der Nacht auch Peter und Raul hineingleiten.

Ohne Schwierigkeit hatten die drei Männer mit Hilfe des richtigen Lösungswortes die amerikanischen Linien durchschritten und standen nun am Ufer des Großen Moores. Mit Vorsicht und Sorgfalt suchte der Führer nach der Mündung des Pfades, allein die Dunkelheit der Nacht erschwerte seine Aufgabe außerordentlich. Von dem Monde war nichts zu sehen; der Himmel hing voll schwerer Wolken, nicht ein Stern glänzte am Firmamente, es herrschte undurchdringliche Finsternis. Endlich rief der Wegweiser einen leisen Freudenschrei aus, seine Hände hatten das Merkzeichen gefaßt — einen Büschel Schilf, den er sich schon vor



Situationskärtchen von Yorktown.

längerer Zeit in einen Knäuel zusammengebunden hatte, um sich schneller und sicherer zurecht zu finden.

„So“, sprach er, „wir sind zur Stelle. Nun gilt es, aufzupassen und vorzüglich zu sein; ein einziger Schritt aus dem Wege, und ihr versinkt im bodenlosen Sumpf, und das geht so schnell vor sich, daß ich nicht Zeit hätte, euch auch nur die Hand zu reichen; das Moor verschlingt euch, und keine Spur von euch ist je wieder aufzufinden. Ich gehe voran, und ihr folgt meinen Fußstapfen, einer hinter dem andern; der zweite hält sich an meinem Gürtel, der dritte am zweiten. Und nun voran; denn ehe eine Stunde vergeht, müssen wir am jenseitigen Ufer sein, sonst erreicht uns die Flut, und sobald die Wasser wieder wachsen, sind wir unrettbar verloren. Dieser Weg existiert nur für die Zeit der Ebbe.“

Der Marsch wurde angetreten; erst kam Ben, der Führer, dann Raul, den

Schluß bildete Peter. Es bedurfte des ganzen Mutes und der kalten Entschlossenheit dieser drei Männer, um in dunkler Nacht ein Wagestück zu unternehmen, an welches auch am hellen Tage unerschrockene Jäger nur unter Grausen gingen. Schweigend und mit Herzklopfen ward der gefährliche Marsch begonnen; nach einer halben Stunde war mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt.

„Laßt uns einen Augenblick ruhen“, sprach jetzt der Führer. „Ich weiß nicht, was das ist, aber ich ersticke fast. Diese pechschwarze Finsternis in dem satanischen Moor stößt mir beinahe das Herz ab; ich fürchte den Weg verloren zu haben.“

„Bist du deiner Sache denn nicht sicher?“ fragte Raul.

„Sicher?“ entgegnete Ben; „nein, augenblicklich nicht; ja, wenn sich nur der geringste Lichtschimmer darböte! Aber ich kann ja nur tastend den Pfad verfolgen.“

„Immer zu“, rief Peter. „Wir müssen bald drüben sein und haben keine Zeit zu verlieren.“ Und sie setzten sich wieder in Marsch.

Bisher war der Boden unter ihren Füßen zwar elastisch, aber doch einigermaßen fest gewesen; allein jetzt waten sie in einem halb flüssigen Moraste, der ihnen bis über die Knöchel ging. Sie arbeiteten sich durch die tiefste Stelle des Sumpfes durch, wobei das Schilf ihnen über den Köpfen zusammenschlug; die Finsternis war undurchdringlich und dem nassen Boden entstiegen betäubende Dünste.

Plötzlich blieb Ben stehen und sprach mit dem Tone unheilverkündender Entfagung: „Es ist vorbei! Ich bin jetzt sicher, daß ich den Weg verloren habe. Wir sind zu weit gekommen, als daß wir wieder zurückkehren könnten; vor mir aber finde ich den Pfad nicht mehr in dieser Finsternis — hört ihr das Brausen? Hört ihr, wie das in der Ferne rauscht und tost und näher rückt? Das ist die heranrollende Flut, und ihr wißt, was das bedeutet; ich habe es euch vorher gesagt. Wenn binnen einer Viertelstunde nicht ein Wunder geschieht, sind wir verloren!“

Peter und Raul fürchteten sich nicht vor dem Tode, sie mußten ihm ja täglich ins Auge sehen. Doch, frisch und gesund von dem nach und nach höher steigenden Schlamme verschlungen zu werden, das war ihnen auch ein entsetzlicher Gedanke. Peter wandte sich darum an den Spion und sprach zu ihm: „Mut, Ben! Wer wird so schnell die Hoffnung verlieren! Versuche es noch einmal! Du wirst uns schon glücklich hinüberbringen.“ — Indes, der alte Führer, den wohl die Ausdünstungen des Sumpfes bis zu einem gewissen Grade betäubt hatten, erwiderte:

„Ich kenne das Große Moor; mein ganzes Leben lang habe ich es nach allen Seiten hin oft genug passiert! Alle Anstrengungen sind jetzt vergebens; ich habe manchen braven Mann gekannt, dem es hier erging, wie es jetzt uns ergeht; es ist ja auch natürlich, wenn ich, gleich den andern, schließlich mein Ende darin finde — man verirrt sich, verschwindet und wird nicht wieder gesehen.“

„Für uns liegt die Sache so“, nahm nun Raul das Wort, „wenn du es nicht wagst, uns weiter zu führen, so wenden wir allein um und versuchen, wieder uns zurückzufinden. Daß wir hier ruhig den Tod erwarten, das thun wir nicht.“



„Wir sind gerettet!“

„Es ist alles umsonst“, erwiderte Ben. „Versuchen können wir es ja, umzukehren. Vom westlichen Ufer des Moores sind wir jedoch viel zu weit entfernt; ehe wir dieses erreichen, hat die Flut uns erreicht.“

Mit ihren Stäben den Boden untersuchend, schickten sie sich an, den Rückweg anzutreten — da erdröhnte plötzlich die Erde, der Boden erzitterte, wie durch eine unterirdische Gewalt erschüttert, ein furchtbarer Donner rollte dahin über die morastige Umgebung — rot färbte sich der Himmel mit leuchtendem Feuerschein.

Die drei Abenteurer blickten erstaunt und erschreckt einander an und fragten sich, welches Wunder sich hier ereignet habe, ihr Schicksal zu besiegeln. Aber ihr Erstaunen dauerte nicht lange; denn der helle Feuerschein hielt an, und nach einer Minute rief Ben in freudigem Tone: „Kinder, wir sind gerettet! Ich finde mich wieder zurecht; wir brauchen nicht umzukehren, Gott hat uns ein Licht am Himmel angezündet, folgt mir nur, ich bringe uns glücklich hinüber.“

Mit einem Male hatte der Führer seine ganze Thakraft wiedergewonnen; sicheeren und schnellen Schrittes ging es jetzt voran, und ehe fünf Minuten vergangen waren, hatte man einen zwar schmalen, aber festen Fußweg erreicht, und eine Viertelstunde später waren die drei nächtlichen Wanderer drüben auf dem entgegengesetzten Ufer angekommen.

„Es war die höchste Zeit“, sprach Ben, als er mit seinen Kameraden auf dem trockenen Boden stand, „wenige Minuten noch, und wir wären verloren gewesen. Da seht!“ Und sich umkehrend, zeigte er auf das Große Moor, dessen Oberfläche unter den rollenden Wellen der Flut verschwand.

Es war übrigens nicht ein Wunder, was die im Schilfe Verirrten errettete, sondern ein Ereignis, wie es der Krieg oft mit sich bringt. Im Flusse York hatte sich die englische Fregatte „Charon“ vor Anker gelegt und beschöß schon seit mehreren Tagen die Batterien der Verbündeten, und diese hinwiederum schleuderten ihre Kugeln nach dem Schiffe. Seit zwölf Stunden hatte der Geschüzeskampf aufgehört, aber jetzt war noch eine glühende Kugel pfeisend durch die Luft geflogen und auf das Verdeck niedergefallen. Sie schlug dieses durch, drang in die Pulverkammer und sprengte einen Teil des „Charon“ in die Luft, während der Rest Feuer fing und mit seinem gewaltigen Flammenbündel die Gegend weit umher erleuchtete.





„Die dreizehn Sterne sehen.“

3. Gefangen.

Ben und seine beiden Gefährten erreichten die ersten Häuser der Vorstadt, ohne auf irgend einen Posten zu stoßen. Da die Festungswerke an verschiedenen Stellen arg zusammengeschossen waren und weite Breschen zeigten, so hielt der Kommandant den Sturm für nahe bevorstehend und hatte alle Mannschaft in den bedrohten Schanzen versammelt; dadurch kam es, daß außerhalb nirgends Posten sichtbar wurden. Übrigens blieb es sehr gefährlich, die Straßen dahin zu wandern; der Brand des „Charon“ war allerdings vorüber, der Rest des Schiffes in die Fluten versunken, und wieder bedeckte schwarze Finsternis die Gegend; der Artilleriekampf hatte jedoch mit wiederkehrender Heftigkeit begonnen, Bomben und glühende Kugeln durchflogen die Luft, zogen ihre roten Streifen am Himmel und schlugen zerstörend in die Häuser ein oder fielen verderbenbringend auf die Straßen nieder.

In einer engen, dunklen Straße blieb Ben vor einer niedrigen, nicht leicht bemerkbaren Thür stehen und klopfte fünfmal in gleichmäßigen Schlägen an. Nichts rührte sich. Nach einer kleinen Pause klopfte er wieder fünfmal in gleichen Zwischenräumen; jetzt wurde ein kleiner Schieber in der Thür geöffnet, und eine Stimme fragte: „Was wollt Ihr zu dieser ungemöhnlichen Stunde?“

„Die dreizehn Sterne sehen“, antwortete der Spion.

„Und Blau?“ erscholl drinnen wieder die Frage.

„Blau ist besser als Rot“, lautete die rätselhafte Antwort. Es waren das die Erkennungsworte der verschwornen Patrioten; die dreizehn Sterne bezogen sich auf die dreizehn vereinigten Provinzen, Blau bezeichnete die Uniformsröcke der Amerikaner und Rot die der Engländer. — Nachdem die Lösungsworte vorchriftsmäßig abgegeben waren, wurde der kleine Schieber wieder geschlossen.

Man hörte nun von außen, wie mehrere Riegel zurückgeschoben wurden und gleich darauf öffnete sich die Thür und eine Stimme rief: „Schnell herein, ihr Bürger!“

Die drei Wanderer traten ein, die Thür ward wieder hinter ihnen geschlossen. Sie folgten, rechts und links sich an den Wänden fort tastend, ihrem Führer, bis dieser abermals an einer Thür die Riegel wegzog, und man nun in einen großen niedrigen Raum eintrat, erleuchtet von einigen qualmenden Hängelampen. In der Mitte stand ein langer Tisch, um welchen die Patrioten saßen, aus langen Pfeifen rauchten, tranken und sich in lebhaftem Gespräch ergingen.

„Was bringst du, Ben?“ riefen sie dem Kundschafter entgegen.

„Ich will sehen, ob die Frucht reif ist; die Schnitter sind bereit, zu mähen“, antwortete der Gefragte. „Aber vor allem gebt uns ein tüchtiges Glas Whisky, damit wir uns wieder stärken können; wenig fehlte, so hätte uns das Große Moor verschlungen. Hier stelle ich euch meine Freunde vor: Dieser ist Peter, der Enkel des alten David Michaux, den ihr ja kennt, er kämpft in der pennsylvanischen Miliz mit; jener ist ein junger Franzose und Trommler im Regiment Royal-Auvergne. Ich büрге für sie, wie für mich selbst.“



In den Straßen von Yorktown.

„Das genügt“, sprach der Älteste der Anwesenden. „Seid willkommen, ihr Männer, nehmt Platz unter uns — es sind nur gute, zuverlässige Patrioten hier, und was euch auch zu uns geführt haben mag, ihr werdet Rat und Beistand finden.“

Nachdem sich die Drei durch einige Schluck Branntwein erquickt hatten, erzählte Ben, welche Fortschritte die Belagerungsarbeiten seit seiner letzten Anwesenheit gemacht. Freudig ward seine Auseinandersetzung begrüßt, und jeder der Anwesenden beilte sich nun, Auskunft über die Zustände in der Stadt und bei der Garnison zu geben.

„Die Batterie Hill-Point“, berichtete der eine, „hat seit gestern ihr Feuer eingestellt, weil sie keine Kugeln mehr hat. Die Zeughäuser fangen an, leer zu werden, und der Mangel ist so groß, daß Cornwallis befohlen hat, aus meiner Schlosserwerkstätte eine Kugelgießerei zu machen.“

„Die Verwüstungen in der Stadt und die Not sind groß, das Brot fängt an zu fehlen“, erzählte ein anderer. „Die Offiziere des deutschen Regiments Hefsen haben bereits begonnen, von den Bürgern Lebensmittel einzutreiben, weil die Magazine solche nicht mehr genügend liefern können!“

„Gestern Abend“, ließ sich ein dritter vernehmen, „sprach ich mit einem Unteroffizier der Artillerie, welcher mir versicherte, seine Batterie habe die Hälfte ihrer Leute verloren; mehrere Geschütze könnten nicht mehr bedient werden; dabei sei das Feuer der Belagerer so präzise, die Kugeln träfen so genau ihr Ziel, daß es in der Nacht nicht möglich sei, den am Tage erlittenen Schaden auszubessern.“

„Mit einem Worte“, fügte ein vierter hinzu: „die Garnison ist unzuverlässig und mutlos geworden. Ich bin überzeugt, wenn es euch gelingt, die große Redoute zu nehmen, welche im Westen die Frontseite der Stadt krönt, so wird sich Cornwallis genötigt sehen, zu kapitulieren.“ Sorgfältig merkte der Kundschafter sich alles, was mitgeteilt ward. Peter und Naul aber wandten sich an einen der Anwesenden und baten um Auskunft über den Aufenthalt von David und Eva.

„Was das betrifft“, antwortete der Gefragte, „so kann ich euch die genaueste Nachricht geben, denn ich besitze dort in der Nähe eine Meierei. Als Arnold hier ankam, mietete er das Haus, um einen Greis und dessen Enkelin in dasselbe einzuquartieren, aber ich habe bis dahin nicht gewußt, daß sie keine Gefangenen seien, denn das Haus ist nicht bewacht — wenigstens habe ich dort noch keine Schiltschirme bemerkt. Freilich weiß ich nicht, ob nicht im Innern Posten stehen. Jedenfalls müßt ihr vorsichtig zu Werke gehen; da der Morgen bald anbrechen wird, werde ich euch den kürzesten Weg führen, bis ihr nicht mehr irre gehen könnt.“

Mit Dank nahmen die beiden dieses freundliche Anerbieten an, verabredeten mit Ben Ort und Stunde des Zusammentreffens und machten sich sogleich auf den Weg. Die Straßen der Stadt waren menschenleer, vorläufig brachte der Spaziergang noch keine Gefahr. Als man sich außerhalb der eigentlichen Stadt befand, schlugen die Wanderer einen von Hecken begrenzten Fußweg ein, welcher nach dem Flusse führte; ehe sie aber diesen erreicht hatten, blieb ihr Begleiter stehen, und zeigte ihnen in einiger Entfernung ein hohes Dach. „Das ist das Haus“, sprach er, ich kann euch aber nicht weiter begleiten, denn ich muß mich hüten, mich hier sehen zu lassen. Lebt wohl, Gott sei mit euch!“



Im Kreise der Patrioten.

Als die jungen Leute allein waren, verließen sie den Weg und schritten querfeldein auf das Haus zu. Jeder hatte sich vorsorglicher Weise mit einer Pistole in gutem Zustande versehen; denn sie waren entschlossen, einem etwaigen Widerstande mit Gewalt zu begegnen. Nachdem sie sich bis auf hundert Schritte genähert, verbargen sie sich hinter einer Baumgruppe und berieten hier, was weiter zu thun sei.

Das Haus bestand aus einem Erdgeschosse mit darüber gelegnem Stockwerke und hohem Dache; die verschlossene Hausthür ging nach der längs des Flusses sich hinziehenden Heerstraße. Hinter dem Gebäude befand sich ein Garten, rechts und links von einer Mauer eingeschlossen, die aber so hoch war, daß an ein Übersteigen nicht gedacht werden konnte; man sah nur die Kronen der Obstbäume darüber hinausragen. Allein die hintere Seite des Gartens schloß mit einer Hecke ab, und hier konnte man möglicherweise eindringen.

Während die beiden in das Innere des Gartens blickten, öffnete sich die hintere Thür des Hauses, und heraus trat Eva mit einem Körbchen in der Hand, einem Erdbeerbeete zuschreitend. Sie pflückte die wohlschmeckenden Früchte, wobei Thränen über ihre bleichen Wangen rannen. Peter hätte beinahe laut aufgeschrien vor Freude, als er seine Schwester so nahe vor sich sah, doch hielt er sich zurück, fürchtend, es könne die Überraschung zu Erregung und Geräusch führen und durch Lärm irgend ein Wächter aufmerksam gemacht werden.

Eva hatte ihr Körbchen noch nicht ganz gefüllt, als ein Fenster des oberen Stockwerkes geöffnet und David sichtbar wurde. Mit seiner milden Stimme rief er herab: „Eva, liebes Kind, der Morgen ist frisch, der Tau bedeckt noch den Boden; halte dich nicht so lange im feuchten Garten auf!“

„Ich komme sogleich, lieber Großvater“, antwortete das Mädchen, trocknete seine Thränen und begab sich in das Haus zurück.

„So“, sprach Raul, „jetzt wissen wir alles. Das Erdgeschoß ist unbewohnt, denn alle Fenster sind fest verschlossen; wir wissen aber auch, in welchem Zimmer sich David aufhält; durch die Hecke zu kriechen, ist eine Kleinigkeit; deine Schwester hat die Thür nur angelehnt, wir gehen hinein ins Haus, steigen die Treppe hinauf, ich trete bei deinem Großvater ein und bereite ihn auf dein Erscheinen vor, du aber wartest so lange auf dem Vorplatze, bis ich dich rufe.“

Leise und vorsichtig oben angekommen, hörten die zwei Freunde den alten Michaux mit seiner Enkelin im Zimmer sprechen. Bescheiden klopfte Raul an, aber das Herein wurde mit so rauher Stimme gerufen, wie er sie nie von dem alten David gehört hatte; auch saß dieser, als Haudry eintrat, an einem Tische, blätterte in einem Buche und sah sich nicht einmal um. Es war unzweifelhaft, er erwartete frühzeitig einen mißfälligen Besuch.

Eva war nicht mehr zu sehen. Raul blieb schweigend stehen und betrachtete die Szene; nach wenig Augenblicken aber konnte der Alte nicht mehr an sich halten, drehte sich mit Heftigkeit um, blickte den Eingetretenen zornig an — als er aber statt des erwarteten unangenehmen Besuches den freundlichen, jugendfrischen Tambour erblickte, war er erst einen Augenblick stumm vor Überraschung, dann sprang er freudig bewegt auf, rief: „Was? Ihr seid es? Wie kommt Ihr denn hierher in unser Gefängnis? Eva, komme schnell, es ist ja unser Freund Raul!“

Aus dem Nebenzimmer trat die Herbeigerufene eiligst ein und drückte dem Willkommenen die Hand; dieser erzählte nun zuerst, daß Peter noch lebe, von den Engländern glücklich desertiert sei und jetzt mit den amerikanischen Milizen vor Yorktown stehe; er befinde sich gesund und wohl.

„O Gott“, rief der Alte, „laß mich ihn noch einmal sehen, ehe ich sterbe!“

In diesem Augenblicke wurde stürmisch die Thür aufgestoßen, Peter stürzte herein und warf sich in die Arme seines Großvaters. Groß war die Freude dieser wackeren Menschen; aber Raul mußte die Herzensergießungen hemmen.

Er erinnerte zunächst daran, wie sehr die Zeit dränge; dann erzählte er in aller Kürze, wie es bisher ergangen, und berichtete, wie sie beide in der Nacht hierher gekommen, um Großvater und Enkelin zu befreien; weiterhin, daß sie mit dem Glockenschlage Vier mit Ben zusammentreffen und vor dem Zapfenstreiche in das Lager zurückgekehrt sein müßten; es sei selbstverständlich gemeinsam derselbe gefährliche, bereits glücklich zurückgelegte Weg einzuschlagen.

Aber David konnte sich nicht dazu entschließen, den jungen Leuten zu folgen. „Was ihr mir da vorschlagt, ihr lieben Kinder, ist durchaus unmöglich. Ich kenne das Große Moor so gut, so durch und durch, wie vielleicht kein zweiter; aber den Gefahren dieses heimtückischen Sumpfes setze ich meine Eva in keinem Falle aus.“



Sie standen vor der Mauer des einsamen Hauses.

Geht ihr in Gottes Namen, kehrt in das Lager zurück, thut eure Pflicht, und wenn nach wenig Tagen die Stadt übergegangen ist, werde ich mich glücklich schätzen, euch zu umarmen; jetzt kann ich meine Gefangenschaft leichter ertragen, da ich weiß, daß der noch lebt, um den ich bisher getrauert habe.“

Die jungen Leute wollten den Alten noch mit Bitten bestürmen, da hörte man den Hufschlag eines galoppierenden Pferdes; David trat an das Fenster, welches den Blick auf die Heerstraße gestattete, und rief mit Entsetzen: „Gütiger Himmel, es ist Arnold! Die Freude, euch wiederzusehen, ließ es mich ganz vergessen, daß dieser Bandit heute Morgen mir seinen Besuch angekündigt hat. Es ist keine Zeit mehr, zu fliehen; schnell, tretet mit Eva hier in die Nebenstube, und was auch geschehen mag, rührt euch nicht, laßt euch nicht sehen — ihr wäret verloren!“

Peter und Raul beeilten sich, mit Eva in das Nebenzimmer einzutreten. Kaum waren sie hinter der Thür desselben verschwunden, als die nach der Treppe gehende Hauptpforte barsch aufgerissen ward und Arnold eintrat. Er warf seinen Hut auf den Tisch, trat vor Michaur hin und sprach höhnisch:

„Nun, Alter, der Augenblick ist da; mache dich fertig. Vielleicht morgen schon muß die Stadt infolge der verkehrten Maßregeln des unfähigen Cornwallis aufgegeben werden, und ich selbst werde in der Falle, welche uns dieser verhaßte Washington gestellt hat, gefangen sein.“ Dann heftig in dem Zimmer auf und ab schreitend, fuchtete er mit seiner Reitpeitsche wild um sich, schlug damit auf alle Möbel und fuhr mit erregter Stimme fort: „O, dreifacher Narr, der ich bin, mich in eine Fuchshöhle einzuschließen, aus der kein Entrinnen ist! Wie werden meine Feinde triumphieren, wenn ich in ihre Gewalt gerate! Aber sie haben mich noch nicht! Du, David, mußt Mittel und Wege ausfindig machen, daß ich meine Freiheit wiedergewinne, sonst kommst du nicht lebendig aus diesem Hause.“

„Was gehen mich Eure Angelegenheiten an?“ antwortete in grobem Tone Michaux. „Ihr seid in die Wolfshöhle gekrochen — seht, wie Ihr wieder hinauskommt. Das ist nicht meine Sache.“

„Höre, Alter“, nahm Arnold etwas freundlicher das Wort, „mir machst du nicht weis, daß du nicht hinaus könntest, wenn du wolltest. Es ist niemand in Yorktown, der das Große Moor so gut kennt wie du.“

„Ich habe Euch schon gesagt“, entgegnete der Angeredete, „warum ich den Gefahren des Moores nicht trogen will. Ich kann und will meine Enkelin nicht der Möglichkeit aussetzen, im flüßigen Schlamme des Sumpfes zu ersticken!“

„Das ist auch nicht nötig“, erwiderte Arnold. „Du führst mich hindurch, dann bist du frei, kannst gehen, wohin du willst, und wartest ruhig den Verlauf der Ereignisse ab; deine Tochter lebt in diesem Hause sicher und ungefährdet.“

„Ich bleibe hier“, sprach David mit Nachdruck. „Ihr könnt thun, was Ihr wollt, und gehen, wohin Ihr wollt; das alles geht mich nichts an!“

„Noch einmal fordere ich dich auf“, rief jetzt der General mit Nachdruck, „mir zu willfahren; weigerst du dich, so unterzeichnest du damit dein Todesurteil!“

„Habt acht“, erhob Michaux laut seine Stimme, „daß Ihr lebendig aus diesem Hause kommt. Ich weiß, daß Ihr Eure Besuche hier stets geheim haltet — wenn Ihr in diesem Hause verschwindet, wird Euch niemand hier suchen.“

„Was?“ schrie Arnold, im Zorn auffahrend. „Du unterstehst dich noch, mir zu drohen? Das ist dein Tod — du hast es so gewollt!“

Mit diesen Worten riß er eine Pistole aus seinem Gürtel und legte auf David an, aber in demselben Augenblicke schlug eine unsichtbare Hand auf seinen Arm, und die Kugel drang in den Fußboden. „Verrätere!“ schrie er, als Peter drohend vor ihn trat, und faßte den Griff seines Degens. Zum zweitenmal, wie in jener sternenhellen Nacht, umschlossen ihn von hinten die starken Arme Rauls wie mit eisernen Banden — nur wenige Minuten und er war entwaffnet, und die Hände waren ihm mit seiner eignen Schärpe auf den Rücken gebunden. Zuerst starr und sprachlos über den urplötzlichen Wandel seines Geschicks, fand er bald seine Keckheit wieder und sprach höhnisch:



Arnold trat ein.

„Ich gratuliere euch, ihr Herren, zu dem wohlangelegten Streich!“ Und Raul bemerkend, fuhr er fort: „Doch sieh! Wenn ich nicht irre, sind wir ja alte Bekannte? Es scheint also, daß der Strick, den man bei Euch verwendete, nichts taugte...“ „Unser Proföß“, fiel ihm Haudry rasch ins Wort, „wird jedenfalls sich für Euch eines bessern bedienen.“

Arnold verbiß seine Wut und fragte spöttisch weiter: „Wollt ihr mir nicht jagen, was ihr eigentlich mit mir vorhabt? Trotz der hohen Stellung, die ihr

in der amerikanischen Armee einnehmt, werdet ihr Zwei euch doch nicht anmaßen, über mich ein Kriegsgericht zu halten — es nicht wagen, über einen Brigadegeneral Seiner britischen Majestät ein Urteil zu fällen!“

„Das Recht hätten wir“, erwiderte Raul, „Euch wie einen Hund niederzuschießen und unter einen Baum dieses Gartens einzufarren; aber wir sind keine Mörder, wie Benedikt Arnold — pfui über Euch Niederträchtigen!“

„Gott bewahre“, fügte Peter hinzu, „uns fällt es nicht ein, dem Galgen die Beute, die er erwartet, zu entreißen. Wir amerikanischen Milizen haben beschlossen: Wenn Ihr in unsre Hände fallt, so schneiden wir Euch das rechte Bein ab, welches einst in der Schlacht eine ehrenvolle Wunde für das Vaterland empfangen hat, und begraben dieses Bein glanzvoll und mit allen Ehren. Ihr selbst aber werdet aufgehängt, wie es einem Verräter und gemeinen Verbrecher geziemt. Nun wißt Ihr, was Euer Schicksal ist, dem Ihr auch nicht entgehen werdet. Einstweilen bleibt Ihr hier unter der Aufsicht meines Großvaters, bis wir Euch an Eure Richter abliefern werden, was nicht mehr lange dauern wird.“

Der Verbrecher war wie vernichtet. Mit demüthiger Stimme fing er jetzt an:

„Meine Herren! Sie sind noch jung; Ihre Herzen können noch nicht verhärtet sein. Ich bin zwar nicht reich, aber ich habe doch eine ansehnliche Summe bei mir, die ich Ihnen überlasse, wenn Sie mir die Freiheit geben.“

„Die Silberlinge des Judas!“ rief Raul mit Verachtung. „Wir danken dafür; damit werden wir unsre Hände nicht beschmutzen.“

Der Gefangene flehte, drohte — Haudry und Peter aber blieben unbeugsam. Nachdem sie ihn sorgfältig geknebelt hatten, führten sie ihn in einen der Keller unterm Hause und überließen ihn der Obhut Davids. Dann versetzten sie dem an die Hausthür gebundenen Pferde Arnolds einige tüchtige Hiebe und dieses jagte nun eiligst auf dem Wege nach den Baracken der englischen Kavallerie.

Unterdessen war Stunde auf Stunde verronnen; der Tag war vorgerückt. Noch einmal schlossen die beiden David und Eva in die Arme, dann machten sich Raul und Peter wieder auf den Weg, an dem verabredeten Platze Freund Ben zu treffen, damit dieser sie durch das Große Moor geleite.





Die Freiwilligen zum Sturme versammelt (S. 289).

Durch Kampf zum Sieg.

1. Der Sturm.

In dem vereinten Kriegsrathe Washingtons und Rochambeaus war Steuben mit die wichtigste Person, denn er hatte die größte Erfahrung in Dingen des Krieges. Keiner der amerikanischen Generale hatte noch eine Belagerung mitgemacht, und wenn auch die französischen höheren Offiziere nicht so unerfahren in dergleichen Vorgängen waren, so verstand doch keiner den Festungskrieg so gründlich wie der Baron. Er war es daher auch, der die Belagerungsarbeiten leitete, die Laufgräben abstecken und anlegen ließ: er war im Räte Washingtons „Nummer Eins“, wie man in Amerika sagte. In der Nacht vom 11. zum 12. Oktober ließ er durch seine Amerikaner die sogenannte zweite Parallele eröffnen, am 12. um die Mittagstunde war sie vollendet, am 13. wurden die Schanzen und Bastionen noch einmal aus allen Batterien mit Kugeln förmlich überschüttet; die Breschen erreichten die für den Sturm nötige Ausdehnung, und als am Morgen des 14. der Kriegsrat sich wieder bei Washington versammelt hatte, reichte Steuben diesem die Hand und sprach: „Ich gratuliere zum ruhmreichen Siege, zur Einnahme Yorktowns und zur glücklichen Beendigung des Krieges!“

„Nicht so rasch triumphieren, Herr General“, bemerkte der Oberfeldherr in freundlichem Tone. „Ich hoffe auch, daß wir Yorktown nehmen, und daß uns der endliche Sieg nicht fehlen wird; aber wer weiß, was die nächsten Tage, ja die nächsten Stunden bringen.“

„Um Vergebung“, nahm Steuben das Wort, „wenn wir heute Nacht

angreifen, so sind, noch ehe der neue Tag anbricht, sämtliche Außenwerke in unsrer Hand — für meine Amerikaner bürgte ich, und für seine Franzosen bürgt der Herr Graf von Rochambeau.“

„Jawohl“, fiel dieser ein, „mit Freuden!“

„Also“, fuhr jener fort, „morgen haben wir die Stadt in unsrer Gewalt; will Cornwallis kapitulieren — desto besser; will er es nicht, so stürmen wir; der Erfolg ist nicht mehr zweifelhaft. Und was wollen die Engländer machen, wenn ihr Heer gefangen ist? Sie können es nicht wieder ersetzen und müssen um gutes Wetter bitten. Die Einnahme von Yorktown ist der Friede!“

Lächelnd sprach Washington: „Lieber Steuben, Sie beleben mich freudig durch Ihre Zuversicht — ich denke, daß alle Ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen.“

„Sie müssen sich erfüllen“, entgegnete der Baron, „sobald Sie es befehlen. Der alte Zieten sagte öfters tröstlich: ‚Es geht alles, nur ist eines schwerer als das andre! — Friedrich II. aber sprach: ‚Es muß gehen!‘ und dann geschah es. Sobald Eure Erzellenz befehlen:

„Nehmt heute Nacht die Schanzen“, dann nehmen wir sie.“ Und sich an Rochambeau wendend, fügte er hinzu: „Was meinen Sie, Herr Graf?“

„Ganz gewiß“, antwortete dieser zuversichtlich, „haben Sie Recht.“

„Nun, meine Herren“, sprach jetzt Washington freundlich, „lassen Sie uns, da die Stimmung eine so siegesgewisse ist, sogleich zu den Einzelheiten übergehen, die Rollen verteilen und die nötigen Vorbereitungen treffen.“

Mit wahrer Begeisterung machten sich nun die Stabsoffiziere an die Feststellung des Planes: Steubens ruhige Sicherheit hatte sie alle mit Zuversicht erfüllt; die Beratung rückte mit großer Schnelligkeit vorwärts. Als es sich darum handelte, wem dieses und wem jenes zugewiesen werden sollte, meinte der Baron:

„Das Glorreichste und Ehrenvollste ist die Wegnahme der großen Redoute, diese müssen wir also unsern wackeren Freunden, den Franzosen, überlassen; wir Amerikaner nehmen die Schanzen am Flusse und im Südosten der Stadt.“

Dieser Vorschlag bildete den Kernpunkt bei Bestimmung der einzelnen Aufgaben. Als Rochambeau aus dem Kriegsrathe kam, sammelte er seine Offiziere um sich und sprach zu ihnen: „Meine Herren, ich habe dem Herrn General Washington versprochen, daß wir heute Nacht die große Redoute nehmen, und ich rechne darauf, daß Sie Ihren General nicht im Stiche lassen. Das Regiment Royal-Auvergne und das Regiment Deux-Ponts sollen ein jedes 200 Mann Freiwillige stellen, die Mutigsten und Tapfersten von allen: diesen fällt die Ehre zu, den ersten Sturm zu unternehmen; die Masse rückt nach. Nun bereiten Sie die Mannschaften vor und sagen Sie Ihnen, daß es jetzt gelte, dem französischen Namen Ehre zu machen. Nach wohlgelungener Arbeit wünsche ich dann eine Liste aller derer, die sich bei dem Sturme ausgezeichnet haben, um die Tapferen entsprechend belohnen zu können.“

Auch Steuben gab seine Befehle: „Zur gewöhnlichen Stunde wird Zapfenstreich geschlagen, die Trommler ziehen durch das Lager, alles geht scheinbar zur Ruhe, der Feind darf durchaus nicht auf die Vermutung kommen, daß es anders zugehe als gestern und vorgestern. Geräuschlos, ohne ein Wort zu sprechen, rücken die Sturmkolonnen in die Laufgräben, machen sich zum Angriff fertig und harren in Stille, bis die Lärmkanone das Zeichen zum Sturm gibt; dann aber muß dieser auf der ganzen Linie mit dem größten Nachdruck losbrechen. Man merke wohl: Geschlagen dürfen wir nicht werden; die Schanzen müssen wir nehmen! Sagen Sie Ihren Leuten, von der Arbeit dieser Nacht hänge der Ausgang des Krieges ab. Wenn sie die Außenwerke Yorktowns genommen haben, dann dürfen sie rufen: „Hurra Amerika! denn damit ist das Schicksal der Vereinigten Staaten besiegelt, und die Engländer haben diese Kolonien verloren, verloren auf ewig!“

„Hurra! Hurra!“ riefen die Offiziere und eilten hinweg, ihre Leute auf die kommenden Dinge vorzubereiten.

Alles wurde genau nach Washingtons Befehlen ausgeführt. Das Lager begab sich scheinbar zur Ruhe; den Engländern machte sich durchaus nichts Ungewöhnliches bemerkbar; als der Zapfenstreich geschlagen war, legte sich das Getümmel zwischen den Zelten, Stille fehrte wieder, die Lagergassen entleerten sich, und die Feinde droben auf den Bastionen dachten: „Gott sei Dank, daß es Nacht ist; hoffentlich werden wir ja noch einmal ruhen können, morgen jedoch wird der Tanz losgehen.“

Um halb Elf erschien der General selbst in den Laufgräben, sah nach, ob sich alles in bester Ordnung befände, und befahl: „Bei dem sechsten Kanonenschusse wird in aller Stille ausgerückt. Leise! Nicht in gleichem Schritte gehen! Niemand darf sprechen; jedes Geräusch mit den Waffen ist zu vermeiden. Zeigt den Engländern, was ihr mit dem Bajonett fertig bringt; erst wenn der Tambour schlägt, darf geschossen werden!“ —

Elf Uhr schlug es drinnen auf dem Kirchturme — da donnerte ein Kanonenschuß durch die stille Nacht. Horch! Ein zweiter, ein dritter — jetzt der sechste, und wieder war es still auf einige Minuten. Die Sturmkolonnen rückten vor. Zuerst kamen die Zimmerleute mit ihren Äxten, um etwa vorhandene Palissaden fällen zu können; dann die Reihen der Fackel- und Leiterträger, endlich die bewaffnete Mannschaft. Bei dem ersten Hiebe auf die Brustwehren brach der Lärm los. Die Engländer hatten auf ihren Schanzen Strohbindel aufgeschichtet, zündeten diese sofort an und sahen nun den Angriff in seiner ganzen Ausdehnung. Jetzt ward es auch bei ihnen lebendig; die Trommeln wirbelten, die Offiziere kommandierten, die Gewehrsalven rollten allenthalben — der Kampf begann zu wüthen.



In den Lagergassen.

Steuben sprengte bald hierhin, bald dorthin, sah überall nach — aber er brauchte kein Wort der Ermutigung zu sprechen, wenn er hier und da anhielt, den Fortgang des Streites zu überwachen. Sobald die Soldaten ihn sahen, wie er, beleuchtet von rotem Feuerschein, so ruhig auf seinem Pferde saß, den einen Arm in die Seite gestemmt, als existiere keine Kugel für ihn — da riefen sie einander zu: „Seht dort den Baron!“ — und ein Blick auf ihn oder von ihm war die wirksamste Aufmunterung. —



Thaddäus Kosciuszko.

In der amerikanischen Armee diente auch ein junger, fünfundzwanzigjähriger Pole, Thaddäus Kosciuszko, der als einer der Adjutanten Washingtons in dessen Nähe sich befand. Er stammte aus einer alten begüterten Familie, hatte es in seinem Vaterlande bis zum Hauptmann gebracht, war aber mit einflußreichen Edelleuten in Zermürfnisse geraten und hierdurch war ihm der Aufenthalt in der Heimat verleidet worden. Seinem Thatendrang zu genügen, hatte er sich nun nach Amerika begeben, um Schwert und Arm den Freiheitskämpfern der jungen Republik zur Verfügung zu stellen. Kosciuszko war es, der jetzt heransprengte, dem Baron, den eben wieder etliche der niederschlagenden Kugeln umsaßt hatten, zu melden, wie es drüben bei den Franzosen aussehe.

„Aber, Herr Baron, um Gotteswillen, setzen Sie sich nicht solcher Gefahr aus“, ermahnte der junge Pole, „die Kugeln zielen uns ja hier um die Ohren, als hätten sie es gerade auf Sie abgesehen! Ein Wunder ist's — wie Sie hier zehn Minuten aushalten konnten, ohne getroffen worden zu sein. Ich bitte inständig: Nur etliche Fuß weiter zurück! General Washington hält sich nicht mitten im ärgsten Treffen auf!“

„Das ist etwas ganz andres“, erwiderte Steuben. „Washington darf sich keiner Gefahr aussetzen; er ist Oberfeldherr und Diktator; mit ihm sänke die amerikanische Freiheit zu Boden. Wir andern sind alle zu ersetzen, er nicht. Übrigens dürfen Sie nicht denken, daß ich mutwillig mein Leben in die Schanze schleuge; für solchen Leichtsinns bin ich doch schon zu alt — nächsten Monat werde ich einundfünfzig Jahre. Aber hier muß ich ausharren; solange meine Augen auf den Soldaten ruhen, gehen sie mit Zuversicht, ohne zu zagen und zu wanken, vorwärts; ist die größte Schwierigkeit einmal überwunden, dann darf auch ich mich vorsehen. Die Kugeln machen mir nicht bange — meine ist nicht dabei. — Sagen Sie dem Generalissimus, binnen einer halben Stunde sei hier die Hauptarbeit verrichtet. Die Truppen kämpfen wie die Löwen und mit einer heroischen Todesberachtung.“

Zehn Minuten später schallte von etwas rechts herüber, erst einstimmig, dann voll und kräftig der Ruf: „Viktoria!“ Steuben jagte dorthin. Auf einer feindlichen Schanze stand ein stattlicher Mann und schwenkte die amerikanische Fahne; einer nach dem andern erkletterte die Böschung — hier war der Sieg errungen; diesen Punkt hatten die Engländer verloren. Wie ein Blitz war Steuben von seinem Pferde gesprungen, und im Nu stand er oben bei dem Fahnrich. Der Tapfere blutete schon aus verschiedenen Wunden — er wankte und wäre sicher zu Boden gestürzt, wenn ihm der Baron nicht zu rechter Zeit Beistand geleistet und ihn mit seinem Arm aufrecht gehalten hätte.

Steuben nahm nun die Fahne aus der Hand des Sinkenden, hob sie hoch in die Luft und rief mit weithin tönender Stimme in das Schlachtgetümmel hinaus: „Vivat Amerika!“ Und hundert Stimmen riefen es nach.

Da kehrte sich der Fahnenträger zu ihm, sah mit leuchtenden Blicken Steuben an, und indem er krampfhaft beide Arme um seinen Hals schlang, sprach er: „O, Herr General, nun sterbe ich freudig. Es sind jetzt zehn Jahre her, aber der 5. März in Boston ist wett gemacht!“

Er konnte nicht weiter sprechen, die Kraft schwand, er glitt auf den Boden. Steuben legte ihm die Fahne über die Brust, kniete neben ihn hin, faßte seine Hand und sprach: „Erst an dem Tone Ihrer Stimme habe ich Sie, edler junger Mann, wieder erkannt; Sie sind Richard Morris. Ich werde Ihrem Vater getreulich, wenn auch schmerzlich bewegt, erzählen, wo und wie ich Sie wieder-gesehen habe, stolzer Richard.“

„O, ich hatte auf dem Schiffe schon die Überzeugung gewonnen, daß wir mit Ihnen siegen würden“, sagte der zum Tode Verwundete mit schwacher Stimme. „Habe ich meine Schuldigkeit gethan?“

„Ja, Richard, du hast sie gethan, dein Vater kann stolz auf solch einen Sohn sein!“ antwortete der General.

Unterdessen hatte sich die Schanze mit Amerikanern gefüllt. „Heda, Leute“, rief der Baron, „hebt diesen verwundeten Helden auf, tragt ihn hinter die Linie, pflanzt die Fahne neben ihm auf, verbindet und pflegt ihn mit Sorgfalt und haltet bei ihm Fahnenwacht! Adieu, Richard, mich ruft meine Pflicht, in einer halben Stunde sehe ich dich wieder.“

Und er schwang sich in den Sattel und sprengte weiter von einer Schanze zur andern. Überall stand es gut; der Sieg war nicht mehr in Frage. „Kinder“, rief Steuben, „ich sehe nun nach den Franzosen; sorgt ja, daß auf jeder Schanze das Sternenbanner weht, wenn ich zurückkomme!“ und damit jagte er davon.

Drüben auf dem andern Flügel der Belagerer war es ähnlich zugegangen. Als Herr de l'Étrade durch das Lager schritt, zu sehen, ob alles wohl vorbereitet sei, begegnete er La Ramée und sprach zu ihm: „Höre: Der Zapfenstreich wird wie gewöhnlich geschlagen, dann begleitest du uns mit den tüchtigsten deiner Leute in die Laufgräben; wir brauchen euch vielleicht. Und vergiß nicht, deinen Haudry mitzubringen; er würde untröstlich sein, wenn er nicht dabei wäre!“

„Ganz wohl, Herr Oberst“, entgegnete der Tambourmajor, aber in seinem Herzen dachte er: „Gerade das fehlte noch. Die Sonne geht unter, und der Bursche ist noch nicht da. Diesmal ist er verloren!“

Die Trommler standen in Reih' und Glied und harrten des Zeichens. La Ramée, nachdenklich, untröstlich, trieb sich hinter der Front umher und zögerte immer noch, mit dem Zapfenstreiche beginnen zu lassen, der ja gewissermaßen das Verdammungsurteil seines jungen Freundes war. Endlich — er hatte sich die Augen bald ausgesehen, rechts und links in die Ferne geblickt, ob Raul noch nicht komme — es half nichts, er konnte nicht länger zögern. Da trat er vor die Reihe hin, kehrte sich zu seinen Leuten, hob seinen Stab, und der Marsch erscholl. Aber La Ramée hätte vor Staunen und Freude laut aufschreien mögen, denn in der vordersten Reihe als Führer am Flügel stand Korporal Haudry und schlug munter seinen Wirbel.

Als der Zapfenstreich die Zeltgassen des Regiments Royal-Auvergne durchzogen hatte, entließ der Tambourmajor seine Leute, mit Ausnahme derjenigen, die ihn begleiten sollten, und mit denen er nun nach den Laufgräben eilte. „Du hast mir schöne Angst gemacht“, kispelte er Raul zu, der an seiner Seite ging.

„Du hast wohl gefürchtet, ich käme nicht wieder?“ entgegnete dieser. „Ich habe es selbst kaum gehofft. Der Heimweg mußte bei hellem Tage vor sich gehen,

natürlich sahen uns die englischen Schildwachen und schoffen flott auf uns los. Von allen Seiten begrüßten uns die Kugeln, und unter solchen Umständen mußten wir durch das Dick und Dünn des Schlammes waten. Zum Glück hat übrigens niemand den Mut gehabt, uns zu verfolgen. Als wir das Große Moor hinter uns hatten, fielen wir zum Überfluß einer Husarenpatrouille in die Hände, welche uns auf die Wache brachte, wo sich erst der alte Ven durch seinen Passirschein ausweisen mußte. In hastigem Rennen erreichte ich das Lager und hatte gerade noch Zeit, meine Kleider zu wechseln; im letzten Augenblicke trat ich jedoch noch in die Reihe.“

„Nun“, sprach La Ramée leise, „morgen erzählst du mir deine Abenteuer — das heißt, wenn ich noch am Leben bin; denn ich habe so meine Gedanken, heute Nacht wird's heiß zugehen.“

„Wohin gehen wir denn?“ fragte Haudry.

„Es gilt, den Engländern die große schwarze Maschine mit ihrem Kanonengetüms zu nehmen — dort die Schanze, welche du vor uns siehst. Doch, jetzt still! Kein Wort mehr!“ —

Die Freiwilligen standen bereits in dem tiefen Graben der zweiten Parallele. Eben schlug's elf Uhr und die sechs Kanonenschüsse erschütterten das nächtliche Dunkel — da rückte die Sturmkolonne vor. Die Palissaden sanken zu Boden, unter einem wahren Kugelhagel wurden die Gräben überschritten, dann die Maschinen zurecht geschoben — jetzt war der ernste Augenblick gekommen. Droben standen die tapferen Hessen, das Gewehr geladen, den Finger am Hahn, zum Feuern bereit — der Oberst de l'Étrade zog den Degen, die Tamboure schlugen zum Sturm, und kampfsbegeistert stürzte sich die mutige Schar dem Feinde entgegen, denn jeder wollte der Erste sein oben an der Brustwehr.



Einer der Vordersten war der alte Oberst selbst und mit ihm zugleich trat der lange La Fortune auf die Höhe; in demselben Augenblick flogen ihm zwei Kugeln entgegen und trafen ihn an der Stirne, und in dem Momente des Todes als er sich an seinen Offizier krampfhaft anklammerte, stürzte er mit diesem den Abhang hinunter. La Fortune regte sich nicht mehr, de l'Étrade jedoch kletterte wieder empor. Unterdessen war aber eine leidlich große Zahl der Stürmenden oben angekommen, und die Feinde wurden jetzt nach allen Seiten mit dem Bajonett zurückgetrieben.

Der Feuerchein der brennenden Strohbündel zeigte alles in rotem Lichte. Rauch und Pulverdampf durchzogen die Luft, Kugeln schwirrten von allen Seiten, Kampfgeschrei erscholl, untermischt von Schmerzensrufen der Getroffenen; die Gewehre knatterten fort, die Offiziere ermunterten und kommandierten weiter — nach der Brustwehr strebte Kaul in diesem Durcheinander empor, ruhig, ohne zu

wanken; auf der Höhe, von der aus er den ganzen Kampf überschauen konnte, rührte er unablässig zum Angriff die Trommel. Rechts und links ließ er seine Blicke schweifen — siehe, da gewahrte er nicht weit von sich, mehr und mehr aus dem Pulverdampfe hervortretend, einen höheren Offizier, dessen Pferd sich abmühte, über die Schollen, Trümmer und Bodenebenen zur Höhe hinaufzuklimmen. Jetzt hielt der Reiter an und überschaute das Schlachtgetümmel. Wie war er hier heraufgekommen? Es war ein Meisterstück, das Roß und Reiter miteinander fertig gebracht.

Nun bemerkte der Offizier auch den Trommler, der so todesmutig im Pulverdampfe fortwirbelte; er näherte sich dem jungen Helden vorsichtig. Jetzt erkannte Raul den Reiter und jauchzte ihm laut zu: „Herr General! Ich bin es!“

„Ich sehe Sie und weiß nun, daß Sie ein Mann geworden sind! Ich bin mit Ihnen wohl zufrieden“, entgegnete Steuben und zog seinen Hut.

Dem Tambourkorporal schlug das Herz lauter in der Brust ob solcher Anerkennung und Auszeichnung; er war überglücklich — die Worte seiner Mutter fielen ihm ein und er fühlte sich würdig der besten des Namens derer von Charmoise. —

„Wivat Amerika!“ brauste es jetzt vom andern Flügel wie Donnerhall durch die Luft. „Wivat Amerika!“ tönte es zurück und die Trompeten schmetterten: Sieg! Sieg! —

„Sie rufen mich“, sprach Steuben. „Auf Wiedersehen, mein Tapferer!“ Mit diesen Worten sprang er vom Pferde, faßte es am Zügel und zog es hinter sich weiter. Bald waren Mann und Roß im Pulverdampf verschwunden.

Nach einer Viertelstunde zogen die Engländer auch auf der großen Redoute die weiße Fahne auf und gaben den Kampf verloren. „Es lebe der König!“ riefen die Franzosen, und „Hoch Amerika!“ hallte es zurück vom andern Flügel — der Siegesmarsch ertönte von beiden Seiten.

Die Amerikaner hatten saubere Arbeit gemacht, alle ihnen zugetheilten Außenwerke genommen. Mit Jauchzen sah sich Steuben von allen Seiten begrüßt. „Ja“, sprach er, „unser ist der Sieg. Vom 14. Oktober datiert die Freiheit Amerikas, und ihr habt sie errungen!“

Dann suchte er den todesmutigen Kämpfer Fähnrich Morris auf. Doch dieser war schon dem Verschwinden nahe. Als er aber den General herankommen sah, streckte er ihm die Hand entgegen und fragte: „Wie steht's?“

„Sieg auf der ganzen Linie“, antwortete der Baron. „Deine Landsleute haben wie Helden gekämpft — und hörst du die französischen Trompeten? Auch sie verkünden den Sieg.“



Da klammerte sich Richard an seinen Feldherrn, richtete sich noch einmal auf und rief mit erlöschender Stimme: „Hurra! Freiheit und Amerika!“ Dann sank er aufs Lager zurück und verschied. Der Held hatte sein Ziel erreicht. —

Herrlich und folgenreich war der Sieg, aber groß waren auch die Opfer, mit denen er errungen wurde. La Ramée war trotz seiner trübseligen Gedanken gesund und heil aus dem Gemetzel zurückgekehrt und saß am nächsten Tage ernst gestimmt in seinem Zelte. Das Blutvergießen der letzten Nacht bildete den Gegenstand der Unterhaltung mit Raul.

„Am meisten leid thut mir unser Hauptmann, Herr von Sireuil“, sprach er, „denn dieser hat stets für uns gesorgt, gleichwie ein Vater für seine Kinder. Als er, von mehreren Kugeln getroffen und schon mit Blut bedeckt, am Boden lag, hat er sich, wie mir erzählt ward, noch einmal erhoben und mit sterbender Stimme gerufen: „Sieg, Sieg — Es lebe der König!““



Sieg, Sieg! Raul Haudry voran.

„So rief er nicht“, versetzte Raul, „sondern: ‚Es lebe Frankreich!‘ So lauteten seine letzten Worte. Ich stand in nächster Nähe und sah und hörte alles genau.“ — „Nun“, nahm La Ramée wieder das Wort, „das ist aber doch vollkommen ein und dasselbe!“

„Doch nicht“, erwiderte Haudry. „So verehrungswürdig auch unser König ist, bleibt er doch immer nur ein Mensch, der einmal stirbt; aber Frankreich, unser Vaterland, stirbt nicht und ihm gebührt der erste Platz in unserm Herzen.“

„Das sind eben solche verfluchte amerikaniſche Ideen“, brummte La Ramée. „Ich sehe schon, auch du wirſt noch ein Amerikaner . . .“ Das Geſpräch ward unterbrochen durch eine Ordnungszug, welche Haudry gebot, ſogleich vor dem Oberſten zu erſcheinen, und Raul beeilte ſich, dem Befehle nachzukommen.

Herr de l'Étrade empfing den Korporal sehr freundlich.

„Ich habe dich rufen lassen, mein Sohn“, sprach er, „um dir zu sagen, daß ich auf Wunsch des Herrn Grafen von Rochambeau eine Aufstellung derjenigen Offiziere und Soldaten meines Regiments gemacht habe, welche beim gestrigen Sturme auf die große Redoute sich besonders auszeichneten. Unter diesen gebührt dir ein ehrenvoller Platz. Ich weiß, wie du diese Nacht dich gehalten hast; mit welchem Mute und welcher Geistesgegenwart du auf der Höhe der Brustwehr zum Angriffe schlugst, als das Feuer des Feindes uns die Augen blendete und auf einen Augenblick Verwirrung in unsre Reihen brachte — ich weiß das alles. Nun wünscht der Herr Graf, daß ich zu jedem einzelnen Mann auf der Liste auch die Belohnung hinzusetze, die ich für ihn vorschlage. Um was soll ich für dich bitten?“

„Ich weiß es wahrlich nicht, Herr Oberst“, stammelte Raul.

„Wie ich sehe“, sprach de l'Étrade mit Wohlwollen, „bist du ebenso in Verlegenheit, wie ich. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, offen und rückhaltslos zu mir zu sprechen. Wenn du wirklich bist, wofür du dich ausgibst, verurteilen dich die unerbittlichen Armeegesetze, langsam die unteren Grade durchzumachen, und du kannst es nach einer langen Reihe von Dienstjahren bis zum Sergeanten bringen; während dich nach dem, was du in Newport und gestern hier verrichtet hast, der Graf Rochambeau mit einem einzigen Schlage alle diese Stufen überspringen lassen kann, wenn deine Erziehung und deine Geburt es erlauben. Was das erstere anbetrifft, so glaube ich mich zu erinnern, daß du im Kolleg von Bontlevoij erzogen worden bist; bezüglich des zweiten Punktes bist du natürlich Herr deines Geheimnisses, aber ich sehe nicht ein, was dich bestimmen könnte, es einem Manne gegenüber aufrecht zu erhalten, der dich achtet und liebt, wie ich.“

Auf diese freundlichen Worte hin erzählte Raul dem Obersten seine Schicksale, und dieser sprach darauf mit Teilnahme: „O, ich erriet sogleich, daß du kein gewöhnlicher Bauernknabe seist. Darf ich nun von deinem Geheimnis Gebrauch machen?“

„Nach Belieben, Herr Oberst“, antwortete Haudry; „ich weiß, daß die Ehre meiner Familie in den besten Händen ist.“ —

Am Spätabend desselben Tages war Raul, welcher oft das Amt eines Schreibers bei dem Obersten versah, damit beschäftigt, die einzelnen Berichte der Hauptleute des Regiments zu kopieren. Jetzt war er mit dieser Arbeit zustande gekommen und wollte sich eben entfernen, als ein Adjutant des Grafen Rochambeau daherjagte, eilig vom Pferde sprang und mit den Worten in das Zelt trat:

„Schnell, Herr Oberst, lassen Sie Royal-Auvergne zu den Waffen greifen, die Engländer haben sich aufgerafft, uns überrascht und die große Redoute wiedergenommen!“

In der That hatten sich die beiden Bataillone, welchen die Bewachung dieser größten und wichtigsten Bastion aufgetragen war, überrumpeln lassen.

Die Feinde waren eingedrungen und der Kampf um den Besitz dieses Werkes entspann sich von neuem. Es waren nur wenige Posten ausgestellt gewesen, und diese hatten — von der blutigen Nachtarbeit ermüdet — geschlafen. Schnell wie der Blitz rief Raul die Trommler zusammen, der Generalmarsch ertönte, und im Lauffschritt eilte Royal-Auvergne nach der Stätte der Gefahr. Bereits hatten die Engländer alle Kanonen der Franzosen vernagelt und die Redoute beinahe gänzlich wieder in ihre Hände gebracht — da erschienen, so recht in der letzten Minute, die Ketter aus der Not und brachten Erlösung.

Während des Marsches bemerkte La Ramée: „Weißt du, Raul, dies war die Revanche für die Überraschung, die wir vor kurzem, am Abend des 6. auf den 7. Oktober, den Rottröcken bereiteten, als der Oberbefehlshaber den ersten Schuß auf die Stadt abfeuerte; du erinnerst dich ja, daß dieser Gruß den Engländern eine Anzahl schwer verwundeter Offiziere einbrachte.“ . . .

„Ja, ich erinnere mich dessen ganz genau, der Schuß riß auch dem General-Kommissarius Perkins drüben den Kopf hinweg, und schon wenige Tage nachher sah sich General Cornwallis in Folge eines zweiten prächtigen Treffers gezwungen, das Haus zu räumen, in dem er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.“

Als die Rottröcke und ihre Soldner zum zweitenmal hinausgetrieben waren, sprach Herr de l'Étrade zu seinen Leuten:

„So, Kinder. Sie sind wieder draußen, aber nun halten wir unsere Augen offen — diesmal wachen wir!“

„Ja, das ist schon ganz recht“, bemerkte La Ramée leise zu seinem Freunde; „die vorige Nacht kämpften wir, die heutige wachen wir — wann schlafen wir aber denn?“

Lachend erwiderte Raul: „Zum Ruhen kommen nur die Toten! — Auch kennst du ja das Sprichwort: Nach dem Siege soll man niemals schlafen.“



Ruhe nach dem Kampfe.



Um ein Entrinnen war nicht zu denken.



Nicht mit fliegenden Fahnen!

2. Jedem nach seinen Werken.

Der vergebliche Versuch, dem Feinde die große Redoute wieder zu entreißen, hatte den General Cornwallis von seiner Ohnmacht überzeugt, und er sah ein, daß ihm nur zwischen Zweierlei die Wahl blieb: Entweder sich und die Besatzung nebst der ganzen Bürgerschaft unter den Trümmern der Festung zu begraben, oder sich zu ergeben. Das erste konnte er nicht mit seinem Menschengefühle vereinigen, so entschloß er sich denn zum zweiten. Am 17. Oktober versammelte er seine Offiziere, setzte ihnen den Stand der Sache auseinander und forderte sie auf, mit aller Offenheit ihre Meinung zu äußern.

Zuerst ergriff der General O'Hara das Wort und sprach: „Unsre Lage läßt sich in zwei Worten charakterisieren: Zeughäuser und Magazine sind leer, die Spitäler sind voll. Wir haben keine Wahl; ich stimme für Kapitulation.“

„Meine Schiffe sind in dem Flusse blockiert“, sprach Konteradmiral Symonds, „und seit der ‚Charon‘ in die Luft geflogen ist, kann ich nicht mehr daran denken, die Linien des Grafen de Grasse zu durchbrechen. Wir müssen uns ergeben; leider! — aber wir müssen!“

So sprachen alle; es kam keine Verschiedenheit der Meinungen zum Vorschein. „Wie kommt es doch“, fragte jetzt Cornwallis, „daß der General Arnold nicht zur Beratung sich eingestellt hat? Ich hätte gern auch seine Ansicht gehört.“

„Mylord“, antwortete Oberst Tarleton, „unser Kollege hat sich seit drei Tagen nicht mehr im Lager sehen lassen. Am Nachmittage des 14. ist sein Pferd ohne Reiter bei den Baracken angekommen, er muß wohl in einen Hinterhalt gefallen sein.“

„Oder, was ebenso wahrscheinlich ist“, warf Cornwallis ein, „Herr Arnold ist verschwunden, wie er gekommen war. Er schlug sich auf unsre Seite, als uns das Glück lächelte; er verließ uns, seitdem es uns nicht mehr hold ist. Von einem solchen Menschen läßt sich nicht Besseres erwarten. Meine Herren! Verräter sind für keine Partei einen Schuß Pulver wert!“

Niemand widersprach, niemand hatte ein Wort der Verteidigung oder der Entschuldigung für den Meineidigen; er war geächtet selbst im Kreise derjenigen, auf deren Seite er getreten war. — —

Am Nachmittage stellte sich der englische Unterhändler bei dem Oberbefehlshaber Washington ein. Dieser führte ihn hinaus vor das Zelt, zeigte ihm, wie die Laufgräben mit kampfbereiten Soldaten gefüllt waren, und sprach:

„Sie kommen zu rechter Zeit; sehen Sie, meine Leute bereiten sich von neuem zum Sturme vor; in einigen Stunden wäre Yorktown in unsrer Gewalt gewesen.“

„Seien Sie überzeugt, Herr General“, erwiderte stolz der Engländer, „daß die Sache so leicht nicht ist, wie sie scheint; wenn auch die Mauern der Stadt schwach sind und nicht mehr widerstehen können, so sind doch noch Männer da, mit welchen Ihre Truppen nicht so leicht fertig geworden wären. Übrigens wünscht Lord Cornwallis die Bedingungen zu hören, unter welchen Sie ihm eine ehrenvolle Kapitulation bewilligen.“

„Gut“, sprach Washington, „ich will sogleich die Kommissare ernennen, welche die einzelnen Punkte mit dem General besprechen und festsetzen mögen; doch erkläre ich von vornherein: Wenn binnen vierundzwanzig Stunden keine vollständige Übereinstimmung erzielt ist, so beginnt die Beschießung aus allen Batterien und die Stadt wird mit Sturm genommen!“

Cornwallis verlangte für die Besatzung die „militärischen Ehren“, d. h. die Gunst, das Gewehr im Arm mit fliegenden Fahnen und Musik ausziehen zu dürfen, und Washington in seiner Hochherzigkeit erklärte sich bereit, dies zu bewilligen.

Lafayette erhob jedoch dagegen Einsprache. „Im Januar 1780“, sprach er, „eröffneten die Engländer die Belagerung von Charleston; anfangs führte Clinton den Oberbefehl und trat ihn später an Cornwallis ab. General Lincoln wehrte sich wie ein Verzweifelter, nach viermonatlichem, heldenmäßigem Kampfe erlag er aber der Übermacht, und die Engländer in ihrem Haffe gestatteten ihm nicht, mit fliegenden Fahnen auszugehen. Wir haben am 1. Oktober die Einschließung von Yorktown begonnen; Cornwallis hat sich noch keine drei Wochen gegen uns gehalten — er sollte daher auch nicht mit fliegenden Fahnen ausmarschieren dürfen.“

„Meine Herren“, nahm Steuben das Wort, „nicht dem Sieger gebührt die Ehre, sondern dem Tapferen, dem Helden; das Unterliegen ist keine Schande, sondern die Feigheit. Der Kleine und Schwache kann von dem Großen und Starken zu Boden geschlagen werden und braucht sich dessen nicht zu schämen; aber dem Wackeren die Ehre versagen, ist nicht nach meinem Gefühle.“

Hat man der tapfern Besatzung von Charleston die fliegenden Fahnen nicht bewilligt, so sollen sie unsern Gefangenen auch nicht gestattet sein. Aber noch mehr! General Lincoln, der beim Austausch von Gefangenen wieder entlassen worden ist, befindet sich hier; er soll bei der Übergabe der Festung gegenwärtig sein, und die ausmarschierenden Truppen sollen ihre Waffen und Fahnen vor ihm niederlegen. Diese Genugthuung hat der Ehrenmann verdient.“

„Bravo! Bravo!“ riefen die Offiziere. „General Steuben hat recht, wie immer“, riefen die einen; „Vollkommen mit ihm einverstanden“ die andern. Cornwallis freilich war nicht einverstanden, aber er mußte sich fügen. Am 19. Oktober mittags um ein Uhr besetzten die Amerikaner und Franzosen die Festungswerke, und nachdem dies geschehen, marschierte die Besatzung aus. Lord Cornwallis mochte die Demütigung nicht ertragen und trat den Oberbefehl an D'Hara ab; rechts und links in langer Linie standen die amerikanischen und französischen Regimenter; die Engländer marschierten, das Gewehr im Arm, unter Trommelschlag zwischen ihnen hindurch, ihre Fahnen aber waren im Futteral zusammengerollt. D'Hara, an der Spitze der Truppen reitend, wandte sich an Rochambeau und wollte diesem seinen Degen überreichen; doch dieser, gerade und steif auf seinem Rosse sitzend, deutete mit der Hand nach der rechten Seite und sprach, ohne den Kopf zu bewegen: „Mir kommt es nicht zu, Ihren Degen zu empfangen; ich bin nur der Beistand des Generals Washington hier; er wird Ihnen seine Befehle geben.“

Waffen und Fahnen wurden dem General Lincoln zu Füßen gelegt. — So vollzog sich das herrliche Werk, durch welches den Amerikanern außer einer sehr starken Festung mehr als 7000 Mann in die Hände fielen; dazu 22 Fahnen, 275 Kanonen, 457 Pferde und 40 Schiffe.

Denselben Tag noch stattete Washington seinen Bericht an den Kongreß ab und übergab ihn dem Obersten Tilghman, ihn so schnell als irgend möglich an seine Adresse gelangen zu lassen. Schon nach Mitternacht sprengte der Abgesandte in gestrecktem Galopp durch die Straßen Philadelphias, jagte vor das Haus des Präsidenten und klopfte an die Pforte. Da man ihm nicht sogleich öffnete, donnerte er mit den Fäusten an die Hausthür und schrie: „Auf! Auf! Cornwallis ist gefangen!“ Sogleich ward ihm aufgethan, aber ein Nachtwächter hatte die Siegesbotschaft gehört, lief durch die Straßen der Stadt und rief, so laut er nur vermochte:



„Cornwallis ist gefangen!“

„Hört, ihr Herr'n und laßt euch sagen,
Unsre Glock hat Eins geschlagen.
Eins ist die Glock' —
Und Cornwallis ist gefangen!!!“

Wie durch einen Zauberschlag öffneten sich alle Fenster; die ganze Stadt wurde wach, die Straßen füllten sich mit Tausenden begeisterter Bürger, alle Glocken fingen an zu läuten, die Kanonen donnerten, und die Menge strömte in die Kirchen und stimmte dankerfüllt an:

„Frei! Gott, der allen Segen gibt.“

Am 20. Oktober hielt Washington seinen Einzug in Yorktown. Die Stadt hatte durch die Beschießung entsetzlich gelitten; Trümmerhaufen verperrten die Straßen, vom Feuer geschwärzte Mauern sah man allerwärts, aber die Bewohner waren hoch begeistert und empfingen ihre Befreier mit lautem Jubel.

Im Stadthause schlug der Oberfeldherr sein Hauptquartier auf und lud sogleich sämtliche Stabsoffiziere zu einem Kriegsrate ein; zunächst mußte entschieden werden, wie die Gefangenen auf die einzelnen Städte Virginiens und Pennsylvaniens zu verteilen seien; vor allem aber hatte man zu beraten, wie der Krieg weiter geführt werden sollte. Denn wenn sich auch annehmen ließ, daß England wohl zur Überzeugung gekommen wäre, seine amerikanischen Kolonien seien entschieden und für immer verloren, so war doch das Wort „Friede“ von der britischen Regierung noch nicht ausgesprochen und Washington hielt an dem Grundsatz fest: Wer den Frieden will, muß zum Kriege bereit sein.

In diesem Sinne äußerten sich auch die Generale und Obersten und sie beriethen nun, welche Maßregeln man zunächst zu ergreifen habe; darin waren alle einig, daß New-York nicht angegriffen werden sollte. Die Stadt war zu stark befestigt, konnte sich vom Meere her stets neu verproviantieren, und ihre Eroberung wäre jedenfalls nur unter unsäglichen Opfern zu bewerkstelligen gewesen. Aber auch darüber war man sich klar, daß der Feind nicht zur Ruhe kommen dürfe, und daß man ihn unablässig empfinden lassen solle, man sei schlagfertig und zu entschiedenem Vorgehen entschlossen.

Gilig trat ein Ordonnanzoffizier ein und berichtete: „Unsre Soldaten haben einen Mann arretiert, den sie als einen ehemaligen amerikanischen Offizier erkannt haben, welcher desertirt und zu den Engländern übergegangen ist.“

„Ein desertirtter Offizier unsrer Milizen? — Zum Feinde übergegangen?“ rief Washington mit Entrüstung. „Er soll auf der Stelle erschossen werden. Mit Verrätern am Vaterlande habe ich kein Mitleid!“ Der Offizier eilte zur Thür, den Befehl sogleich vollführen zu lassen, als ihm der Feldherr nachrief: „Halten Sie einen Augenblick an — noch besser: Lassen Sie den Verräter zuerst hierher bringen!“

Einige Minuten später öffnete sich abermals die Thür — und zum Erstaunen aller erkannte man, daß der Gefangene niemand anders war als Benedikt Arnold! La Ramée und Raul hielten ihn fest, jeder an einem Arme, und hinter ihm her gingen David Michaux mit seinem Enkel Peter — inmitten dieser

Vier, die ihn kräftig weiter vorstießen, war an ein Entrinnen nicht zu denken. — Leichenblaß, sahl, zitternd vor Wut, machte der Gefangene dennoch krampfhaft Anstrengungen, sich aus den Händen seiner Wächter und Wändiger zu befreien — indes jeglicher Versuch war vergebens. Kaum erblickte er Washington, als er mit unglaublicher Dreistigkeit ihn anredete: „Sie, Herr, rufe ich zum Schutze gegen die unwürdige Behandlung an, die mir von Ihren Leuten zugefügt wird, und die ich mir gefallen lassen muß, ich, Brigadegeneral in der Armee Seiner britischen Majestät!“

Empört über dieses freche Gebaren blickten sich die amerikanischen und französischen Offiziere betroffen an, Washington aber ergriff das Wort und sprach: „Laßt ihn los!“ Dann sich an Arnold wendend, fuhr er fort: „Es ist unbegreiflich, daß König Georg einem Manne Ihres Schlages einen so hohen Posten anvertraut haben soll; doch geht mich solches nichts an, und es ist dies auch für uns durchaus gleichgültig. Als ich Sie zum letztenmal sah, Herr Benedikt Arnold, hatten Sie die Ehre, General in der Armee der Vereinigten Staaten von Amerika zu sein, und ich selbst hatte Ihnen den wichtigen und ehrenvollen Auftrag gegeben, Westpoint, den einzigen Waffenplatz Amerikas, uns zu bewahren. An jenem Tage reichten Sie mir Ihre Hand, die ich für die eines ehrlichen Mannes hielt; Sie saßen an meiner Seite am eignen Tische, und dennoch begingen Sie jenen Verrat, so entsetzlich, daß die Geschichte kaum einen verabscheuungswürdigeren kennt. Sie versprachen dem Feinde, ihm nicht nur die Festung auszuliefern, welche Ihrer Obhut anvertraut war, sondern auch die Person Ihres Vorgesetzten, Ihres Wohlthäters. Ein wunderbarer Zufall hat die Ausführung Ihres schwarzen Planes vereitelt; aber glauben Sie, daß Sie, indem Sie wie ein Dieb sich aus Ihrem Hause entfernten, um zum Feinde überzugehen, dadurch unsrer Gerichtsbarkeit sich entzogen haben? Das Kriegsgericht, aus Ihren ehemaligen Kameraden bestehend, hat Sie einstimmig verurteilt zum Verlust Ihres Titels und Ranges und zur entehrenden Strafe eines meineidigen Verräters. — Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung zu sagen?“

„Ich wiederhole“, sprach Arnold, jetzt etwas bescheidener, „daß ich Brigadegeneral in der britischen Armee bin!“

„Und ich wiederhole“, entgegnete Washington, „daß diese Aussage für uns durchaus gleichgültig ist. Den König Georg kann es nichts angehen, wie Sie sich betragen haben, solange Sie amerikanischer Offizier waren, so wenig, als wir uns kümmern um das, was Sie gethan haben, nachdem Sie zum Feinde übergegangen, ja in seinen Dienst getreten. Das Kriegsgericht hat Sie verurteilt, daß Sie als Deserteur, als Verräter an Ihrem Vaterlande und als treubruchiger Offizier aufgeknüpft werden, und kraft der mir von dem Kongresse der Vereinigten Staaten verliehenen Gewalt befehle ich, daß dieser Spruch sogleich vollzogen werde. Soldaten, faßt diesen Mann und überantwortet ihn dem Profoßen!“

Abermals ergriffen La Ramée und Kaul den Verbrecher, der sich wie ein

Bejeffener wehrte, um ihn mit Gewalt abzuführen, als die Thür wieder aufging und der englische Oberst Tarleton angemeldet wurde. Gleich darauf trat dieser hastigen Schrittes ins Zimmer, um im Namen des Generals Cornwallis, der eben erst die Verhaftung Arnolds erfahren hatte, um Begnadigung des Gefangenen zu bitten. „Wir wissen“, sprach er, „daß Sie in Ihrem Rechte sind, und was Benedikt Arnold nach Sitte, Brauch und Kriegsgesetz verdient hat; aber Lord Cornwallis würde Ihnen auf das lebhafteste zu Dank verpflichtet sein, wenn Sie Gnade für Recht ergehen lassen wollten, und würde diesem Danke auch in den nun wohl bevorstehenden Friedensverhandlungen mit unsrer Regierung entsprechenden Ausdruck geben.“

Washington überlegte, dann kehrte er sich gegen Arnold und sprach trocken: „In Erinnerung an die Dienste, welche Sie ehemals unserm teuren Vaterlande geleistet haben, hoffte ich, daß Sie mit männlicher Würde den gerechten Spruch Ihrer ehemaligen Waffenbrüder entgegennehmen und als Soldat stolz in den Tod gehen würden. Ich habe mich nochmals in Ihnen getäuscht, indem ich Sie für besser gehalten als Sie sind. Wohlan, ich gebe Ihnen die Freiheit; die Verachtung einer ganzen Nation sei die einzige Strafe Ihres Verrates! — Ihnen, Oberst Tarleton, überantworte ich diesen Mann unter der Bedingung, daß Sie ihn noch in dieser Stunde an Bord des Schiffes „Bonnetta“ führen, das ihn nach England bringen soll. Aber wenn er je seinen Fuß wieder auf amerikanische Erde setzt, wird er ohne weiteren Richterpruch gehenkt, gleich einem gemeinen Verbrecher!“

„Es soll sofort geschehen, wie Sie befehlen, Herr General“, entgegnete Tarleton, indem er militärisch grüßend den Saal verließ. Arnold stand regungslos da, vernichtet durch die Schande; erst nach einer kleinen Pause raffte er sich auf und schlich beschämt hinaus.

Diese Entwicklung hatte keiner der Anwesenden erwartet. Alle waren überrascht, und Rochambeau, der neben Washington saß, sprach leise zu dem auf der andern Seite sitzenden Steuben: „Das heiße ich großherzig!“ Tief ergriffen drückte er dem Feldherrn die Hand und sagte: „Edler Mann!“

Raul konnte sich nicht fassen. Also waren alle Bemühungen vergebens gewesen, den Verbrecher der gerechten Strafe zu überliefern? Was machte sich ein solcher Mensch aus Schimpf und Schande? Sobald er sich von seiner Todesangst erholt hatte, dachte er sicher an neue Treulosigkeiten. Lebhaft sah der junge Trommler die Szenen der Vergangenheit vor sich: wie ihm Arnold die Depesche entriß, wie er ihn an der alten Eiche aufknüpfen ließ, dann in der Nacht des versuchten Überfalls die Pistole gegen ihn abfeuerte und wie er endlich von ihm selbst und Peter gefangen genommen wurde — — und jetzt war er wieder frei! In diese Gedanken vertieft blieb Raul noch stehen, als Arnold schon weg war; da erhob sich Steuben, trat zu ihm, faßte ihn an der Hand und sprach:

„Sie haben ihn wohl eingefangen? Sobald es Ihr Dienst erlaubt, kommen Sie zu mir und erzählen mir, wie das zugegangen. Wir haben ohnehin noch miteinander zu sprechen. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie sich bei dem Sturme auf die große Redoute so brav gehalten haben!“

Durch Steubens Ansprache auf Kaul aufmerksam gemacht, wandte sich Graf Rochambeau an Herrn de l'Étrade und fragte:

„Ist das nicht der junge Mann, dessen Lebenslauf und Schicksale Sie mir diesen Morgen erzählten?“ — „Ja, Herr Graf“, antwortete der Oberst.

Und als Kaul sich nach der Thür wandte, rief ihm der französische General zu: „Bleib' hier, mein Sohn; ich bin sehr erfreut, daß dich ein Zufall hierher geführt hat; ich selbst wollte dich schon rufen lassen.“ Dann stand er auf, führte Haudry vor den Generalissimus und sprach: „Hier ist der junge Soldat, dessen hochherziges Betragen ich Ihnen erst vorhin geschildert habe.“



„Hier ist der junge hochherzige Soldat!“

Darauf wandte sich Washington an den Tambour und sagte mit seiner herzgewinnenden Stimme: „Ich freue mich außerordentlich, Gelegenheit zu erhalten, Sie im Beisein aller dieser Herren zu Ihrer Hingebung und Treue beglückwünschen zu können. Ich weiß alles, weiß, was Sie für uns erduldet haben, und mit welcher Hochherzigkeit Sie Ihr Leben wagten, um unsrer Sache zu dienen. Ungeachtet Ihrer Jugend haben Sie in Ihrer unscheinbaren Stellung einen Mut und eine Geistesgegenwart kundgegeben, auf welche die erprobtesten Offiziere der Armee stolz sein würden. Darum habe ich mich gern mit Ihrem trefflichen Obersten vereinigt, für Sie eine Belohnung zu erbitten, die entsprechend solchem Verhalten ist.“

„Die wohlwollenden Worte, welche Sie die Güte hatten, an mich zu richten, Herr General“, sprach Kaul bescheiden, „sind eine weit höhere Anerkennung, als

die schwachen Anstrengungen verdienen, zu welchen man mir Veranlassung gab, um Ihnen und der Sache Amerikas zu nützen.“

„In diesem Punkte werde ich der oberste Richter sein“, sagte der Graf Rochambeau; dann nahm er Raul wieder bei der Hand, kehrte sich gegen die versammelten Offiziere und hub mit feierlicher Stimme an:

„Auf Grund des Berichtes, welcher uns durch den Herrn Baron de l'Étrade, Obersten des Regiments Royal-Luvergne, gemacht worden, und kraft der uns von Sr. Majestät, dem Könige von Frankreich, verliehenen Vollmacht, verkündige ich Ihnen, meine Herren, daß es uns gefallen hat, Raul Haudry, Baron von Charmoise, den Rang eines Fähnrichs in dem Regiment Royal-Luvergne zu verleihen.“

Mit allgemeinem Beifall wurde diese Ernennung vernommen; Raul, tief bewegt, konnte nur die Worte stammeln:

„Seien Sie überzeugt, Herr Graf, daß ich trachten werde, durch Eifer und Hingebung die hohe Günst zu verdienen, welche ich Ihrer Güte verdanke.“

Jetzt traten alle Offiziere herzu und beglückwünschten ihn, Herr de l'Étrade aber breitete seine Arme aus und Raul warf sich an seine Brust. Kaum vermochte er die Thränen zurückzuhalten, welche seine Augen füllten.

„Herr Baron von Charmoise“, sagte darauf der Graf, „mein Schatzmeister wird Ihnen noch heute die zu Ihrer neuen Ausstattung nötige Summe liefern.“

In der Ecke an der Thür stand der alte La Ramée, steif und ordonnanzmäßig und regte sich nicht; wer ihn aber genauer betrachtet hätte, würde gesehen haben, wie ihm zwei Thränen in den Augen glänzten und wie die Spitzen seines Schnurrbartes zitterten. Im Beisein der hohen Offiziere durfte er seinen Gefühlen keinen Ausdruck geben, als er aber mit seinem jungen Freude hinausgetreten war, fiel er ihm um den Hals, vergoß einen Strom von Thränen und sprach:

„O, Herr Baron! O, mein kleiner Raul! Du wirst sagen, daß ich nur ein alter Narr bin, aber das ist der schönste Tag meines Lebens!“





Feierlicher Einzug des Obergenerals Washington.

Die freie Union.

1. Finis coronat opus.

Das Ende krönt das Werk.

Als die Botchaft von dem Falle Yorktowns in New-York dem General Clinton zu Ohren kam, geriet dieser außer sich. „Jetzt ist alles verloren, alles“, rief er. „Dieser Schlag ist nicht zu verschmerzen, der Verlust nicht zu ersetzen; es bleibt dem Könige nichts andres übrig als Frieden zu schließen.“

In diesem Sinne berichtete er auch nach London, aber König Georg III. weigerte sich, indem er sprach: „Nun und nimmermehr! Die Rebellen müssen zu Kreuze kriechen; mit Aufständischen unterhandelt England nicht!“

„Majestät“, meinte einer der Minister, „es wird schwer halten, das zu erzwingen. Die Amerikaner sind nicht allein auf dem Kampfplatz; die Franzosen und Spanier stehen, mit ihnen verbunden, neben ihnen. Der Krieg tobt in vier Erdtheilen: In Europa belagern uns die Spanier Gibraltar, in Afrika haben die Franzosen unsre Besitzungen am Senegal weggenommen, in Ostindien gegen uns die Mahratten aufgehetzt und diese haben ein ganzes britisches Heer zu Grunde gerichtet; in Amerika haben uns die Spanier alle Forts am Mississippi und die Franzosen die Inseln Dominique und St. Vincent entrißen; eine Flotte von 62 Kauffahrteischiffen wurde von den vereinigten Spaniern und Franzosen aufgefangen, und nun ist zuletzt auch noch Holland gegen uns aufgetreten!“

„Nicht so“, rief der König, „wir haben Holland wegen seiner zweideutigen

Haltung den Krieg erklärt. Der Verlust der Truppen in Yorktown ist wieder zu erregen; Geld läßt sich herbeischaffen, und für Geld gibt's Menschen.“

„Wenn Eure Majestät gestatten“, sprach ein anderer Minister, „so möchte ich mir zu bemerken erlauben, daß es mit dem Menschenkaufen seine Schwierigkeiten hat; die deutschen Fürsten können uns nicht nochmals Soldaten in solcher Anzahl liefern, wie vor fünf Jahren; es fehlt an einergerizirter, kampffähiger Mannschaft. Dem Heere Washingtons dagegen wird es nach dem glänzenden Erfolge von Yorktown an Zulauf von allen Seiten nicht fehlen.“ —

Dennoch wies der König anfangs mit Entschiedenheit jede Unterhandlung mit den Amerikanern zurück; als aber ein Bericht nach dem andern von General Clinton anlangte, und ein jeder immer trostloser lautete, sprach Georg III. endlich:

„Sei es darum, so schwer es Uns auch fällt! Wir wollen die Rebellen wieder zu Gnaden annehmen, wenn sie reuig zu Gehorsam und Pflicht zurückkehren. Alle — mit Ausnahme Washingtons — sollen straflos ausgehen.“

Die Amerikaner lachten, als man ihnen solches Anerbieten machte, und verfolgten sicheren Schrittes ihre Bahn weiter. Sie brauchten jetzt keine Sorge mehr zu haben; Franzosen, Spanier und Holländer gaben den Engländern vollauf zu thun. Frankreich ließ die Amerikaner nicht im Stiche, und diese hatten an Mut und Zuversicht unendlich gewonnen.

Dazu hatte das Verhalten Steubens wesentlich beigetragen; er verstand es, wie kaum ein anderer, den Truppen Selbstachtung und Mannesstolz einzulösen. Als in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober die Außenwerke Yorktowns erstürmt und besetzt worden waren, erschien am folgenden Morgen General Lafayette bei Steuben und wollte diesen und seine ermüdeten Truppen mit den unter seinem Befehle stehenden Regimentern ablösen; der Baron aber sprach lächelnd:

„Nicht doch, Herr Marquis! Bei uns in Deutschland ist es Sitte: Wer den Feind aus den Schanzen gejagt hat, bleibt selbst so lange darin, bis jener sich ergibt; wer die Arbeit gethan, der erntet auch die Ehre. Machen wir es hier ebenso. Meine Leute sollen das, was sie erobert haben, halten, bis sie von da aus in die bezwungene Festung einziehen.“ — So geschah es denn auch, und die Soldaten vergaßen nie, wie fest der Baron ihre Ehre und ihr Recht verteidigt hatte.

Die Franzosen unter Rochambeau blieben noch ein ganzes Jahr in Williamsburg, Yorktown und Umgegend. Blutige Arbeit gab es hier nicht mehr, was dem neuen Fährnich sehr leid that; er hätte gern seine Epauletten in die Schlacht getragen und seiner neuen Stellung Ehre gemacht, das langweilige Lagerleben behagte ihm gar nicht. Der alte David Michaux, glücklich, seinen Peter wieder gefunden zu haben, verließ Yorktown und kehrte in seine Hütte am Delaware zurück; das amerikanische Heer aber wandte sich nach Norden und stellte sich in der Nähe von New-York auf, um die Engländer hier nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Große Schlachten wurden hier nicht mehr geschlagen; das britische Heer war zu schwach, einen Angriff zu wagen, und die Patrioten ihrerseits fühlten sich auch nicht stark genug, die Erstürmung einer Stadt wie New-York zu unternehmen.

Nach einem Halbjahre machte Clinton abermals in London Vorstellungen und erklärte, jeder Tag, der noch bis zum Friedensschlusse vergehe, sei ein Verlust für England; wenn Frankreich ganz Kanada an sich nehmen wolle, könne ihm das niemand verwehren. Zum zweitenmal ließ König Georg Friedensanträge an die Amerikaner richten, indem er sie aufforderte, wieder in die alte Abhängigkeit zurückzukehren; das Joch solle ihnen so leicht wie möglich gemacht werden. Washington erwiderte: „Sobald uns England als unabhängige Nation anerkennt, sind wir bereit, über Grenzbestimmungen und Nebendinge in Unterhandlung zu treten, eher aber nicht. Wir werden, unterstützt von Frankreich, Spanien und Holland, den Krieg fortsetzen, bis unsre Unabhängigkeit von König Georg feierlich anerkannt ist. Wir wünschen den Frieden, nehmen ihn aber unter keiner andern Bedingung an.“

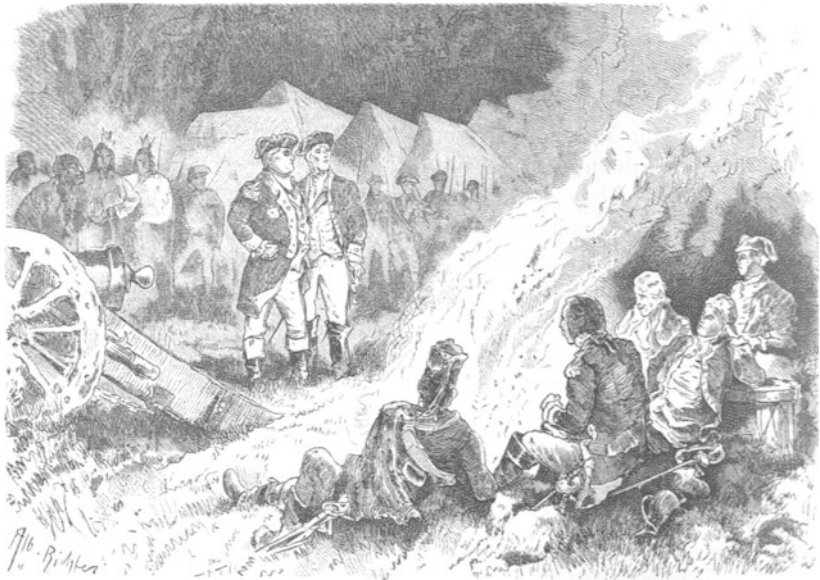
Als Mitte des Jahres 1782 herbeikam, sah jedermann das Ende des Krieges voraus. Am 1. Juli brach das französische Heer in Virginia auf, langsam durch Maryland gen Norden marschierend, um — in die Heimat zurückzukehren. Und wieder hielt Royal-Luwigne einen glanzvollen Einzug in Philadelphia; La Ramée schleuderte in stolzem Siegesbewußtsein seinen Stab, und Raul, der neue Fahnrich, dachte: „Heute ist es doch anders als am 3. September vorigen Jahres; damals wollten wir die Feinde schlagen, heute liegen sie wirklich am Boden.“ — Gleiche Gedanken, dieselben Gefühle belebten auch die Bewohner der Stadt, und auf jede Weise gaben sie den Franzosen ihren Dank zu erkennen.

Im Staate New-York wurde in der Nähe des amerikanischen Heeres längere Zeit gelagert; die französischen Offiziere verkehrten viel mit den amerikanischen, und Raul ward wiederholt zu dem Baron eingeladen. — Endlich entschloß sich König Georg doch, nachzugeben, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anzuerkennen und mit ihnen auf dieser Grundlage verhandeln zu lassen. Am 30. November ward ein provisorischer Friede geschlossen, die Feindseligkeiten wurden eingestellt, und die französische Armee setzte sich in Marsch. Am heiligen Abend, den 24. Dezember 1782, schiffte sie sich in Boston ein und segelte über den Ozean nach ihrem Vaterlande zurück.

Die Dankesäußerungen der Bewohner Bostons kannten keine Grenzen; als die Kanonen zum Abschiede donnerten, die Anker gelichtet wurden und die mächtigen Fahrzeuge aus dem Hafen segelten, da standen Tausende am Ufer, schwenkten die Tücher und riefen: „Es leben die Franzosen! Frankreich hoch!“ Aber von den Schiffen her tönte Musik, die Soldaten grüßten nochmals das Land, dem sie in seinem Ringen nach Freiheit die helfende Hand gereicht; vor allem freuten sie sich aber, wieder in die alte Heimat zurückzukehren, waren jedoch auch höchlichst befriedigt, sich auf dem Boden der Neuen Welt neue Ehren erworben zu haben.

In Versailles wurden die Friedenskonferenzen eröffnet, und daselbst am 3. September 1783 die Friedensverträge unterzeichnet, durch welche den dreizehn vereinigten Provinzen eine Erweiterung ihrer Grenzen gegen Kanada und ein Teil von Neuschottland zugesprochen ward; sie wurden als selbständige Nation von England anerkannt und ihre Flagge ward durch Kanonensalven begrüßt.

So war das Ziel erreicht, das große Werk vollendet. Der Krieg hatte Frankreich 1500 Millionen Frank gekostet, aber seine militärische Ehre wieder hergestellt und ihm wieder ein Übergewicht über England verliehen.



Rochambeau im Lager mit Steuben.

Nach der Einnahme Yorktowns übernahm Steuben wieder das Amt eines Generalinspektors der amerikanischen Armee und widmete sich von neuem mit größtem Eifer der Organisation, Disziplinirung und Eineregirung der Truppen; und was er darin leistete, war in der That bedeutend. Als die Franzosen in der Nähe lagerten, sah er sich täglich umringt von einer Schar hoher und niederer Offiziere, welche ihm zusahen und seine Manöver und Übungen bewunderten. Sie gingen zu ihm in die Schule, und obwohl das französische Militär durchaus Tüchtiges im Exercitium leistete, gestanden doch die ersten Kenner gern ein, daß sie solche Manöver mit solcher Pünktlichkeit, Übereinstimmung und namentlich solcher Ruhe nicht auszuführen im stande wären. Eine Revue oder eine große Feldübung bei Steuben war jedesmal ein militärisches Fest. Bei einer solchen Gelegenheit drückte ihm Graf Rochambeau einst die Hand und sprach:

„Lieber Baron, Sie haben unsre ganze Anerkennung und Bewunderung; wir machen's Ihnen nicht nach.“

Der Verkehr zwischen ihm und den französischen Offizieren war unter solchen Umständen ein herzlicher; oft speisten sie miteinander zu Mittag, und obwohl Raul auch jetzt noch eine sehr bescheidene Stellung einnahm, so kam er doch häufig mit dem Manne zusammen, von welchem er einst in Paris vor dem Hause des Grafen Vergennes zu seiner Mutter gesagt: „Er ist unser böser Geist, der uns überall im Wege steht, uns Unglück bringt.“ Aber seit er den Baron in Hartford wieder-geesehen, dann öfter dessen Augen auf sich gezogen hatte — namentlich bei der Erstürmung der großen Redoute vor Yorktown — fühlten beide einander geistig sich enger verbunden, wenn auch ihr Verkehr bis dahin noch kein lebhafterer war. Steuben blickte mit einer Empfindung von väterlicher Zuneigung auf den jungen Mann hin, und Raul schaute voll Verehrung zu dem empor, der ihm als ein Ideal militärischer Tüchtigkeit galt. —

Jetzt aber sahen sie sich öfter, und gern nahm Steuben die Gelegenheit wahr, mit dem Jähnrich zu plaudern. Er erzählte ihm vom Siebenjährigen Kriege, von Rußland, von seiner abenteuerlichen Fahrt über den Dzean, und Raul offenbarte ihm rückhaltslos seine Schicksale und die seiner Familie. So lebten sich beide ineinander ein, so daß es ihnen bald schon zum Bedürfnis ward, sich täglich zu sehen.

Eines Tages erschien Raul mit trüber Miene bei seinem Gönner. Er brachte die traurige Botschaft, daß es um seinen ersten Freund wahrscheinlich recht übel stehe und er den wackeren La Ramée verlieren werde. Seit einigen Wochen war dieser nicht mehr der alte; er fühlte sich angegriffen und lag nun matt und krank im Spital da nieden. Sein junger Gefährte widmete ihm die Sorgfalt und Liebe eines Sohnes, und das versüßte einigermassen dem braven Kriegsmann das Leid, eines ruhmlosen Todes zu sterben.

„Wäre ich doch vor Yorktown gefallen, oder damals, als wir den elenden Arnold am Delaware überfielen — an der Spitze meiner Trommler, wenn sie Sturmmarß schlugen — das hätte mich befriedigt; aber unthätig nach und nach im Bett hinzusiechen, das ist unwürdig eines ergrauten Soldaten und ärgert mich!“

„Rege dich nicht auf, guter La Ramée“, tröstete Raul, „ob dich vor Yorktown eine Kugel traf oder nicht, das ist nicht die Hauptsache, darin besteht deine Ehre nicht; sondern darin, daß du dabei warst und deine Schuldigkeit thatest; und diese Ehre kann dir niemand rauben. Übrigens brauchen wir noch nicht an den Tod zu denken; du hast dich bei der übeln Witterung, auf dem Marsche und im Feldlager wohl erkältet — das vergeht auch wieder. Denke daran, wie fröhlich und wohlgenut du noch in Philadelphia warst.“

So suchte Haudry den Kranken zu ermutigen und aufrecht zu halten, obwohl er selbst gar bald schon nicht die geringste Hoffnung mehr hegte; La Ramée war nicht mehr zu erkennen, so hatte er sich binnen wenigen Tagen verändert.

Und wie jeder voraussehen konnte, so erging es auch: der brave Tambourmajor schwang seinen Stab nicht länger, sah sein schönes Frankreich nicht wieder und mußte in amerikanische Erde eingebettet werden.

„Ich kann Ihnen nicht schildern“, sprach Raul zu dem Baron, „wie es mir ums Herz war, als der dumpfe Ton der schwarz überzogenen Trommeln erscholl und der Trauermarsch ertönte. La Ramée war durch seine Biederkeit bei allen beliebt; die Offiziere, voran Herr de l'Étrade, erwiesen ihm die letzte Ehre, und meine ehemaligen Kameraden, die Tamboure, waren tief ergriffen; man sah ihnen an, wie schwer es ihnen diesmal fiel, die Trommel zu rühren. Ich aber habe das meiste verloren; La Ramée war der Erste, der mir, als ich arm und verwaist die Heimat verließ, freundlich und mit Herzlichkeit entgegenkam. Ein Fremdling, unansehnlich und gering geachtet, trat ich in die Armee, er schützte mich und liebte mich, sorgte für mich wie ein Vater — am Delaware wollte er sein Leben opfern, um mich zu retten — meine ganze Freude ist hin, denn ich habe meinen besten Freund verloren!“

„Nach dem, was Sie mir in den letzten Wochen erzählt haben“, erwiderte Steuben, „begreife ich Ihren Schmerz sehr wohl. Ja, Sie haben einen wahren und treuen Freund verloren! Aber Sie sind jung, und Ihr Charakter, Ihre Sinnesart sichert Ihnen Ersatz und anderweitige Herzensbefriedigung . . . Was das Alter betrifft, so stehe ich selbst nicht weit hinter La Ramée zurück; lassen Sie mich in Ihrem Herzen an die Stelle des wackern Alten treten. Sie wissen ja, wie ich Ihnen mit väterlicher Liebe zugethan bin, und oft haben Sie mir Ihres Herzens innerste Regungen offenbart — bleiben Sie hier bei mir. Ich glaube überhaupt nicht, daß Sie sich in Europa in den alten oder richtiger neuen Verhältnissen so leicht wieder heimisch fühlen werden. Wer Amerikas großartige Natur, seine eigenartige Welt, die Unverdorbenheit und Frische seiner weißen und roten Bewohner; wer seine Urwälder, seine Riesenströme und die Pracht seiner Seen, seine unübersehbaren Prärien gesehen, die richtige Vorstellung von der Zukunft dieses herrlichen Landes gewonnen hat, der wird es drüben nicht lange aushalten. Auch Ihre Anschauungen sind schon jetzt ganz andre, Sie sind ein Amerikaner geworden. Und was erwartet Sie in Frankreich? Hoffen Sie die Besitzungen Ihrer Väter wieder zu erlangen? Damit wird es gewiß nicht so rasch gehen; man hat Sie und Ihre Familie längst vergessen. Das Treiben des Hofes in Versailles wird Ihnen ohnehin nicht zusagen. Müssen Sie doch zusehen, irgendwo Ihr Glück zu machen — so versuchen Sie es hier — bleiben Sie hier bei uns, bei mir!“

„Herr General“, entgegnete Haudry, „Sie regen in mir Gedanken an, die längst in meiner Seele schlummerten und nun sympathisch mir entgegenklingen.“

„Doch glaube ich nicht, daß ich darauf eingehen darf. Meine Vorgesetzten haben mich vom Tambour zum Fähnrich erhoben; es kommt mir fast wie Undank vor, wenn ich jetzt den Abschied nehmen wollte. Ich weiß nicht, wie ich Herrn de l'Étrade gegenüber meine Worte fassen sollte.“

Steuben erbot sich zwar zur Vermittelung, allein Haul machte keinen Gebrauch von diesem Anerbieten. Er verblieb bei seinem Regiment und sagte mit ihm am 24. Dezember in Boston der Neuen Welt Lebewohl. Als das Schiff mit vollen Segeln sich von dem Lande entfernte und Haudry, an die Brüstung gelehnt, hinüberblickte nach den Tausenden, die grüßend am Ufer standen, und auch den Mann noch sah, der ihm gesagt hatte: „Bleiben Sie bei mir, ich will Ihr väterlicher Freund sein“, da dachte er: „Jetzt scheidet ich von dem Lande, das meine zwei besten und liebsten Freunde birgt, den toten La Ramée, gebettet in dieser freien Erde — und den lebenden Baron im Besitze wohlverdienter Ehren. Gott sei mit ihnen — ich werde sie nie vergessen!“



Der Friede war geschlossen, die Truppen waren entlassen, aber Steuben, der Organisator, hatte noch vollauf zu thun. Zuerst entwarf er einen Plan für die Heereseinrichtungen der Vereinigten Staaten im Frieden, und was er vorzuschlug, wurde geprüft, von allen Seiten beleuchtet, aber nach jeder Richtung hin vorzüglich befunden und ganz in seinem Sinne eingeführt und ins Leben gerufen. Darauf machte er einen Vorschlag zur Errichtung einer Militärakademie in Westpoint, einer Offizierschule, in welcher nachmals eine große Anzahl freiwillig eingetretener Kadetten für den Dienst in der Armee ausgebildet wurden. Mit dieser Akademie ward eine großartige Waffenfabrik, eine Pulvermühle und ein Zeughaus verbunden, und alles das stand in engster Wechselbeziehung, so daß immer eine Anstalt von der andern unterstützt wurde.

Steubens ordnendes Talent zeigte sich hier im hellsten Glanze und sah sich auch von allen Seiten anerkannt. Im Auftrage der Regierung begab er sich nach Kanada, um bei der Grenzregulierung thätig zu sein und die Inspizierung der Grenzverteidigungswerke vorzunehmen. Hierauf reiste er nach Philadelphia zur Beratung wegen Errichtung der Anstalten behufs Versorgung der Kranken und Invaliden, auch leitete er später seinen Beistand, als diese Institute ins Leben traten.

Im April 1784 legte er sein Amt nieder und trat in das Privatleben zurück; der Kongreß bewilligte ihm 10 000 Dollars als Ersatz für gehabte Unkosten und verlieh ihm später weiterhin „für seine dem Lande geleisteten Dienste eine lebenslängliche Jahresrente von 2500 Dollars“ (10600 Mark nach unserm Gelde, aber in jener Zeit wohl das Dreifache wert).

Doch nicht der Kongreß allein, auch die einzelnen Staaten bezeugten ihm ihre Dankbarkeit und zollten Anerkennung dem, was er gethan und geleistet. Pennsylvania ernannte ihn zum Ehrenbürger des Staates und schenkte ihm 2000 Acker Land, Virginia gab ihm 15 000 Acker, und New-Jersey, „tief durchdrungen von dem Werte der vielen und wichtigen Dienste, die Steuben den Vereinigten Staaten während des Krieges geleistet, und von dem Wunsche befeelt, das innige Gefühl der Dankbarkeit für die genannten Dienste vor der Welt an den Tag zu legen“, überwies ihm die lebenslängliche Nutznießung einer ausgedehnten und wertvollen Besitzung in der Nähe von New-York. Auch diese Stadt verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und schenkte ihm 16 000 Acker Land in einer herrlichen Gegend, etwa fünf Stunden nördlich von Driskany (s. S. 222).

Von nun an brachte der Baron den Winter regelmäßig in der Stadt bei seinen Freunden zu, den Sommer verlebte er auf seinen ländlichen Besitzungen als ein vollendeter Landadelmann von republikanischem Zuschnitt. Auf seinem Landgute gab es vollauf zu thun, so daß ein Verwalter ihm helfen mußte, die große Schar von Knechten und Arbeitern zu überwachen. Sein Haus lag auf einer mäßigen Anhöhe und gewährte einen freien Blick viele Meilen weit; ja man überschaute von hier aus einen großen Teil des Ozeidasees. — In seiner Stadtwohnung beschäftigte er sich mit militärischen Arbeiten und den mancherlei Ehrenämtern, die ihm übertragen waren. Er war ein hoch angesehener, allverehrter Bürger; wegen seiner klaren Einsicht geachtet, wegen seiner Gewandtheit und Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehre beliebt, und seiner gebiegenen Kenntnisse wegen allwärts hochgeschätzt. Auch jetzt hieß er nicht anders als „der Baron“.

Eine große Freude und Auszeichnung ward ihm bereitet, als ihm am 4. Januar 1787 im Auftrag des Kongresses als „ehrenvolle Anerkennung seines erhabenen Charakters, seiner militärischen Talente und der hohen Verdienste, welche er sich um die Union erworben“, ein Ehrendegen überreicht wurde. Die Degenscheide war in London gefertigt worden, schwer von massivem Gold, und in sinnreicher und geschmackvoller Weise auf beiden Seiten mit allegorischen Figuren bedeckt, welche sich auf den Freiheitskampf und auf Steubens erfolgreiche Thätigkeit als Organisator bezogen.





Raul wendet zum zweitenmal seiner Heimat den Rücken.

2. Rauls Rückkehr.

Eine noch viel größere Freude sollte dem General sechs Jahre später zu teil werden. Es war im Frühjahr 1793. Steuben saß an seinem „Blauen Buche“ (i. S. 122), das eben in einer neuen Ausgabe erschien — da klopfte es an der Thür, und alsbald trat ein schöner, stattlicher Mann von etwa dreißig Jahren ein. Nur einen Augenblick sah ihn der Baron unschlüssig an, dann sprang er freudig auf, reichte ihm die Hand entgegen, zog ihn an sich heran und rief, freudig bewegt: „Haudry! — mein Raul — tausendmal willkommen!“

„Ja, ich bin es“, sprach der Eintretende und drückte herzlich die ihm dargereichte Rechte. „Ich komme direkt von Paris und bleibe nun hier bei Ihnen; drüben vermag ich es nicht mehr auszuhalten.“

„So ist es recht“, entgegnete Steuben, „wir trennen uns jetzt nicht mehr. Sehen Sie mein Haus als das Ihres Vaters an — von meiner unveränderlich geliebten Gesinnung sind Sie ja überzeugt. Aber nun setzen Sie sich zu mir und lassen Sie hören, wie es Ihnen bisher ergangen ist.“

„O, wie bin ich so froh, daß ich wieder unter Menschen bin, wie ich sie hier kennen gelernt!“ begann Raul. „Hier herrscht Friede und Ruhe. . . . Den Krieg scheue ich nicht, denn ich bin Soldat, aber den Krieg aller gegen alle, die Revolution — ich weiß nun gründlich, was das heißt! . . . Die Hauptsache wissen Sie ja aus den Zeitungen; was Sie schon vor Jahren voraussahen, ist eingetroffen: ich war wirklich in meinen Anschauungen und Gesinnungen Amerikaner geworden und bin es geblieben. Der unerträgliche Zustand drüben, der Umsturz aller Staatsordnung — solches war nicht nach meinem Sinne, soviel Freiheit ich auch vertragen gelernt hatte. Als im Jahre 1789 die Nationalversammlung in

Paris zusammentrat und die ‚Menschenrechte‘ proklamierte, darauf das Lehns- wesen, die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, Frondienste und Zehnten aufhob, die Güter der Geistlichkeit und der Klöster für Nationaleigentum erklärte und zum Besten des Volkes verwenden zu wollen versprach, und als die höchste gesetzgebende Gewalt dem Volke zuerkannt ward — da jubelte auch ich mit vielen laut auf. Ja, ich fand mich leicht darein, als meine militärischen Erfahrungen nicht die rechte Würdigung fanden; ich tröstete mich sogar, wie mir der Aufenthalt an den heimatlichen Ufern des Cher auf recht unliebsame Weise verleidet wurde. Mein Regiment lag damals in Blois in Garnison und da ich es Anno 1790 nicht weiter als zum Kapitän gebracht, so dachte ich schon zu jener Zeit daran, den Abschied zu verlangen. ‚Vielleicht‘, dachte ich, ‚gelingt es dir, als Bürger Paul Haudry auf irgend eine Weise rascher und besser vorwärts zu kommen, wenn du dich in die neuen Verhältnisse eingelebt hast, und — kannst dann eher die nahegelegene Hauptbesitzung deiner Vorfahren bei passender Gelegenheit wieder für dich erwerben. Jetzt, wo alles drunter und drüber geht, ist das Schloß, deine Geburtsstätte, vielleicht unter mäßigen Opfern doch noch zurück zu gewinnen. Schauen wir zu, wie es jetzt in La Charmoise aussieht!‘ Gedacht, gethan . . . Ich legte meine Uniform ab und begab mich in bürgerlichem Gewande in die Nähe des Edelhofes. Im benachbarten Wirtshause mußte aber irgend ein Uebel- wollender in mir einen Offizier aus der benachbarten Provinzialstadt erkannt haben — kurz, verdächtige Leute folgten mir auf Schritt und Tritt, fragten mich aus, und als ich ihre Zudringlichkeit zurückwies, nannten sie mich einen verkappten Royalisten und wollten mich festhalten, um mich dem Sicherheitsauschuß in Tours zu überliefern. Ich fand es nicht ratsam, es darauf ankommen zu lassen und entzog mich, einen günstigen Augenblick benutzend, den Händen dieser Anhänger des Schreckensregiments. So wandte ich zum zweitenmal der kaum wieder er- blickten Heimat den Rücken zu — meine Baronschaft hatte nun für mich jeden Wert und jede Bedeutung völlig verloren.

Zum Glück wurde ich gerade um dieselbe Zeit nach Paris auf einen mir zusagenden Posten beim Landesverteidigungswesen berufen. Schon vor der Erstürmung der Bastille hatte ich dem Kriegsminister nach dieser Richtung Vor- schläge gemacht. Sie waren damals unbeachtet geblieben und ich kam nicht auf meine Anerbietungen zurück, denn die Greuel der Schreckensherrschaft nach der blutigen Einnahme des alten Königsitzes, der Tuilerien, Anno 92, schreckten mich, der ich die Freiheit und ihre Segnungen von einer ganz andern Seite hier kennen und lieben gelernt, gründlich zurück. Jetzt aber, im Cherdepartement nicht mehr recht meines Lebens sicher, begab ich mich nach der Hauptstadt. Als jedoch hier die öffentlichen Anklagen, Verfolgungen und Ächtungen an der Tagesordnung blieben, als sich unaufhörlich die grausamsten Akte und gräßlichsten Blutzenen abspielten, als das Haupt des Königs dem Fallbeil überliefert wurde und im Westen und Süden

ein erbarmungsloser Bürgerkrieg wütete und allermwärts Ströme Blutes vergossen wurden, als selbst Leute wie Carnot und andre Patrioten sich den neuen Gewalthabern beugten, da sagte ich mir: „Hier ist deines Bleibens nicht länger — hier bricht alles zusammen; die wahren Freunde der Freiheit werden von den Schreckensmännern überwältigt — ich besuche die Klubs nicht mehr — jenseit des Ozeans aber steht ein sicheres Haus, dessen Thore dir geöffnet sind. Wohlan — ziehe hinüber — dort ist auch noch für dich hinlänglich Platz.“ So bin ich denn hierher gekommen und habe vor allem zuerst Sie aufgesucht. Vielleicht findet sich für mich ein Plätzchen in der amerikanischen Armee, wenn Sie und unser hochverehrter früherer Oberbefehlshaber sich meiner noch erinnern. Ich mache mäßige Ansprüche; denn trotz der Gunst, die mir Carnot zuwandte, habe ich es im Generalquartiermeister-Amte zu Paris nicht weiter als zum Kapitän bringen können . . .“



Die Umsturz männer erlangen im Klub die Oberhand.

„Vorderhand, mein lieber Raul“, erwiderte Steuben, „gehen Sie hier nicht zu der Armee, da hapert jetzt auch manches, sondern bleiben bei mir. Das übrige wird sich seiner Zeit schon finden.“

Und Raul blieb. An Beschäftigung fehlte es ihm nicht, denn Steuben hatte stets vollauf zu thun, und eine Beihilfe war ihm sowohl bei seinen kriegswissenschaftlichen wie bei seinen landwirtschaftlichen Arbeiten willkommen. Die Abende wurden auf das interessanteste ausgefüllt durch lebendiges Gespräch, vornehmlich durch Rauls Schilderung von Ereignissen aus den Revolutionstagen. Der General lud dann in der Regel einige Freunde zu sich ein, und die Unterhaltung ward oft so lebhaft,

daß die Genossen erst spät in der Nacht sich trennten. Schon nach wenig Wochen fühlte sich Haudry in New-York so heimisch, als wohne er bereits eine Reihe von Jahren daselbst; die Verehrung, welche man dem General widmete, trug sich auch auf ihn über, und auch er wurde bald eine beliebte und gern gesehene Person.

Dessenungeachtet empfand er doch nach sechs Wochen, daß es nicht so fortgehen dürfe — er konnte sich unmöglich auf die Dauer von Steuben ernähren lassen. Steubens Sohn war er doch nicht; unter welchem Titel, in welcher Eigenschaft sollte er hier im Hause so lange weilen? Der General hatte einen jungen, talentvollen Mann, William Mulligan, dessen Familie zurückgekommen, als Sekretär zu sich genommen, und dieser diente ihm mit hingebendem Eifer; außerdem gab es noch zwei Diener im Hause; trotzdem vermochte sich Raul fortgesetzt nützlich zu machen. Bei dem geraden Sinne und biederen Charakter des Barons hielt sein junger Freund es für das beste, offen mit ihm über den heikeln Punkt zu sprechen, und Steuben kam ihm mit Freundlichkeit auf halbem Wege entgegen.

„Ich verstehe Sie vollständig“, sprach er, „und habe schon darüber nachgedacht. Daß Sie in meinen Dienst treten, mute ich Ihnen natürlich nicht zu; daß Sie als Besuch, als Freund bei mir bleiben und mit mir leben, wollen Sie nicht; das geht wohl auf ein Vierteljahr, ein Halbjahr, aber nicht auf die Dauer; überdies bin ich doppelt so alt wie Sie und sterbe nach menschlicher Berechnung dreißig Jahre früher als Sie. Man muß es also auf eine andre Weise anfangen, daß Sie selbständig werden und mir doch erhalten bleiben. Glücklicherweise gibt es dazu ein leichtes und einfaches Mittel; 17 000 Acker Land von dem, was mir geschenkt worden, habe ich verkauft, es blieben mir aber immer noch 16 000, welche mir der Staat New-York verliehen. Von diesen habe ich schon einige Male würdigen Soldaten aus dem Freiheitskriege je nach Umständen 50, auch 100 Acker geschenkt, und Sie werden mir es nicht übel deuten, wenn ich auch Ihnen von meinem Überflusse etwas abtrete. Wenn wir demnächst nach meiner Farm gehen, suchen wir Ihnen ein hübsches Plätzchen aus und grenzen Ihnen ein entsprechendes Anwesen ab. Das ist eine einmalige Schenkung, die können Sie ohne Scheu von einem alten Kriegskameraden annehmen, den Sie einst vor drohender Gefahr bewahrten, als der teuflische Arnold nachts unsre Hütte umschlich. Sie berauben mich dadurch auch nicht, denn es bleibt mir noch mehr als genug übrig; dann bauen Sie sich auf Ihrem eignen Grund und Boden Ihr Haus, bepflanzen Ihre Felder und ziehen Ihr Vieh. Sie werden wieder so glücklich werden, wie in Ihrer Jugend, und ich habe Sie doch in nächster Nähe bei mir; wir können zusammen unsre Pfeifen rauchen, uns einander unterhalten und uns der Tage vor Yorktown erinnern.“

Wie es sich Steuben ausgedacht, so geschah es. Raul machte sich selbständig auf eignem Grund und Boden; zwar residierte er nicht im Schloßchen Charmoise, sondern mußte sich vorläufig mit einem einfachen Blockhause begnügen, aber er fühlte sich glücklich, wieder Felder überblicken zu können, die sein Eigentum waren.

Alles, was hier entstand und gedieh, war sein Werk. Er war auf dem Lande erzogen worden, und es heimelte ihn an, als er sich den ländlichen Beschäftigungen aus voller Seele hingeben konnte. Dabei blieb sein Verkehr mit Steuben ein lebendiger und inniger, sie sahen einander fast einen Tag um den andern, und keiner von ihnen unternahm etwas, ohne daß der andre darum wußte.

Im Herbst kehrte Steuben auch jetzt zu seinem Winteraufenthalt nach der Stadt zurück und nahm daselbst als Mitglied des von Washington und andern Offizieren errichteten Cincinnatus-Ordens teil an der Leitung dieses Bundes, der nicht nur die jetzigen Offiziere der Armee, sondern auch deren Nachkommen zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Freiheit enge miteinander verknüpfen sollte. Damals sprach er zu Raul: „Mein nächstes Geschäft ist jetzt, eine genaue Vermessung der Umgegend der Stadt vorzunehmen, denn ein Krieg mit England scheint ganz unvermeidlich, und da müssen wir gedeckt und gerüstet sein. Gehen Sie mit? Helfen Sie? Das wäre eine Arbeit gerade für Sie.“

Mit Freuden willigte Raul ein, und nun wurde mit dem größten Eifer gearbeitet; am 1. August überreichte Steuben dem Gemeinderat der Stadt New-York zum Danke dafür, daß er zum Ehrenbürger ernannt worden war, eine ausführliche Denkschrift über die Verteidigung der Stadt und genaue Pläne und Zeichnungen der nötigen Fortifikationen, um die Stadt unangreifbar zu machen. Der Baron war dazu der rechte Mann, eine solche Aufgabe zu lösen, das sah man auch allerwärts ein.

Es waren jetzt zehn Jahre seit Abschluß des Friedens verstrichen; aber während dieser Zeit hatte England sich in seiner Überhebung so viele Verletzungen des Vertrages erlaubt, so oft allen Versprechungen zuwider gehandelt, daß es unmöglich so fortgehen konnte. Ja, es lag klar zu Tage, König Georg III. wollte die Amerikaner zum Kriege reizen, weil er hoffte, diesmal als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen und dann Rache nehmen zu können.

Aber es kam anders. Anfang des Jahres 1794 erkannte man allerwärts in der Union, wohin England steuerte, und nun erwachte mit einem Male der alte Patriotismus. Im März befahl die Gesetzgebung von New-York die sofortige kriegsgemäße Befestigung der Stadt und des Hafens und ernannte zur Leitung der Arbeiten eine Kommission, an deren Spitze der Baron Steuben stand.

Nun ging es mit außerordentlichem Eifer vorwärts. Steuben, welcher Präsident der „Deutschen Gesellschaft“ war, erließ — nachdem die Arbeiten und deren Inangriffnahme geordnet worden waren — einen Aufruf an alle Deutschen in



Der Cincinnatus-Orden.

New-York, thätig mit Hand anzulegen, und freudig schenkten alle dem Rufe Gehör. Am frühen Morgen des 5. Juni versammelten sie sich im lutherischen Schulhause in der Nassaustraße und marschierten dann, ihren Präsidenten an der Spitze, mit fliegenden Fahnen und unter Musikbegleitung hinaus an das Ufer, griffen freudig zu und gaben allen übrigen Vereinen und Gesellschaften ein Beispiel von thatkräftiger Vaterlandsliebe und Entschlossenheit. — Als man in London sah, wie die Begeisterung Amerikas in hellen Flammen emporloderte und sich niemand vor den britischen Bedrohungen fürchtete, fand man es für ratsam, eine andre Weise anzustimmen.



New-York zu Ende des 18. Jahrhunderts.

„Es war nur ein Mißverständnis“, hieß es nun. „Wir wollen keinen Krieg, im Gegenteile: wir wollen mit euch in Fried' und Freundschaft leben; daher sollen sogleich Kommissäre ernannt werden zum Abschlusse eines neuen Vertrages, damit künftig kein Mißverständnis mehr vorkommt.“ — So ward der Krieg verhütet; New-York fand es jedoch für gut, sich auf alle Fälle vorzubereiten, und ersuchte den Baron, die nördliche und westliche Grenze des Staates zu bereisen und dann Vorschläge zu ihrer Befestigung zu machen.

Ende August kehrte er von dieser Reise auf seine Farm zurück; er hatte eine große Masse Materials gesammelt, und in seinem Kopfe waren alle Festungswerke und Schanzen, deren Errichtung er empfehlen wollte, schon fertig; im Winter sollte alles zu Papier gebracht und dann das Gutachten nebst sauber gezeichneten Plänen der Regierung des Staates überreicht werden. Allein es kam anders.

Die kalte Jahreszeit trat diesmal sehr frühe ein; schon im November war die ganze Landschaft mit tiefem Schnee bedeckt, und Steuben schickte sich an, früher als gewöhnlich zu seinem Winteraufenthalte nach New-York zurückzukehren.

Die Vorbereitungen dazu waren getroffen, aber in der Nacht vom 25. zum 26. November 1794 erlitt Steuben einen Schlaganfall. Erst am Morgen des 26. merkte dies sein Diener Wilhelm. Sogleich wurden die Nachbarn und Freunde benachrichtigt, und ein Bote ward abgesendet, den nächsten Doktor herbeizurufen, der jedoch über sieben Stunden (18 englische Meilen) entfernt wohnte.



Steubens Ruhestätte im Urwalde.

Als dieser endlich am Nachmittage des folgenden Tages anlangte, hatten sich die Schlaganfälle wiederholt und das Bewußtsein war geschwunden; der Arzt konnte etwas Erleichterung schaffen, aber keine Hoffnung auf Wiederherstellung machen. Freitag, 28. November 1794, mittags 12 $\frac{1}{2}$ Uhr entschlief Friedrich Wilhelm von Steuben, 64 Jahre alt, ohne sichtlich Todeskampf, aber auch ohne ein Zeichen von Bewußtsein.

Etwa drei Minuten von seinem Wohnhause entfernt stand mitten im Walde auf einem Hügel eine hohe, alte Tanne, unter welcher der Baron gern saß; oft hatte er gesagt, dieses Plätzchen gefalle ihm vor allen andern — darum beschloßen die Freunde, ihn hier zur ewigen Ruhe zu betten. Ganz seinem schlichten Sinne entsprechend, ward er, nur in seinen Soldatenmantel gehüllt, hier in das Grab gesenkt.

Es wurden keine Reden gehalten, keine Lieder gesungen, es ertönte weder Trauermusik, noch Donner der Geschütze; still und wehmütig begleitete ihn die kleine Schar der Freunde und Nachbarn nach seiner letzten Ruhestätte . . .

So ward prunk- und geräuschlos ein Mann bestattet, welcher schon als vierzehnjähriger Knabe mit vor Prag gezogen war, der den Siebenjährigen Krieg mitgekochten und in Petersburg den Frieden vermittelt hatte; der das amerikanische Heer organisiert und ihm für ein halbes Jahrhundert eine Kriegsverfassung gegeben, der bei Monmouth die Armee der Nordamerikaner gerettet und bei Yorktown die Freiheit und Unabhängigkeit der Union besiegelt hatte — alles in allem ein echter Edelmann, von dem seine Freunde sagten, daß er nie einer unwürdigen Handlung schuldig befunden worden und nie eine gute zu thun unterlassen habe.

Die „Deutsche Gesellschaft“ in New-York, sowie die anwesenden Mitglieder des Cincinnati-Ordens veranstalteten Erinnerungsfeierlichkeiten, hielten einen Trauergottesdienst ab und legten für sechs Wochen Trauer an; die Zeitungen ließen in Nachrufen Steubens Verdienste in das hellste Licht treten. „Die Stimme der Wahrheit“, sprach Edward Livingston, kein Deutscher, sondern ein geborner Anglo-Amerikaner, „proklamirt ihn, der selbst wohlverdientem Ruhme auswich, als den Schöpfer unsrer Macht, der aus einem Chaos von Unordnung heraus unsern militärischen Ruhm gründete.“

Allgemein war die Trauer um den Mann, welchem Amerika so viel verdankte; keiner aber war schmerzlicher ergriffen als Raul. Er blickte zu ihm auf, wie zu seinem Ideale; er hatte hier einen Helden vor sich, an dem er keinen Makel sah, einen Mann, welcher seinem Adoptivvaterlande mit außerordentlicher Hingebung und Treue diente und der ihn — Raul selbst — auf seine eignen Füße gestellt und zu einem unabhängigen Landbesitzer gemacht hatte. Wie wenig versprechend war die erste Begegnung vor siebzehn Jahren in Paris gewesen! Aber die beiden hatten einander gefunden, hatten sich achten und lieben gelernt, die letzten anderthalb Jahre innig vertraut miteinander verlebt, und als es ans Scheiden ging, stand der ehemalige

Tambour bei dem General.





3. Das erste Jahrhundert der Vereinigten Staaten.

Das französische Heer war nach Frankreich zurückgekehrt und hatte, wie aus Kauls Reden zu ersehen, dahin die amerikanischen Anschauungen mitgebracht; auch Graf von Rochambeau und seine Offiziere betraten mit neuen Gedanken die alte Heimat. In den ersten Revolutionstagen waren es meist die sogenannten „Amerikaner“, welche die Richtung angaben, bis im Strudel der stets wachsenden Empörung auch sie über den Haufen geworfen wurden und in dem allgemeinen Umsturz untergingen. Der Marquis Lafayette stand geraume Zeit an der Spitze der unaufhaltbar um sich greifenden Bewegung und war längere Zeit einflußreich und hoch angesehen; aber auch seine Stunde schlug, und er trat vom Schauplatz ab. Mirabeau, der Verfasser des Aufrufes „Rat an die Hessen“ (s. S. 230), wurde in die Nationalversammlung gewählt und beherrschte diese fast vollständig durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit, doch starb er, ehe sich sein Gesinnungswechsel vollständig enthüllt hatte, schon im Frühling des Jahres 1791.

Arnold, der Verräter, begab sich nach London, sah sich aber von der besseren Gesellschaft zurückgestoßen und fortwährend in Verlegenheit, wie er sich benehmen und was er beginnen sollte. Er trieb bald dieses, bald jenes, unternahm verschiedene Handelsgeschäfte, aber nichts wollte recht glücken, da ihn jeder miß und verachtete. So aus jeder Gemeinschaft mit Ehrenmännern ausgeschlossen, starb er 1801.

Washingtons Adjutant, Kosciuszko (S. 286) ward nach seiner Rückkehr in die Heimat Generalmajor und zeichnete sich in dem Feldzuge von 1792 rühmlich

aus, namentlich in der Schlacht von Dubienka, in welcher er am 17. Dezember mit 4000 Mann gegen 18000 Russen focht; das war die letzte Waffenthat der schon in der Auflösung begriffenen Adelsrepublik Polen. Zwei Jahre später ward der Patriot von seinen Landsleuten, welche hofften, sich wieder Freiheit und Unabhängigkeit erringen zu können, zum Oberfeldherrn ernannt, focht mit abwechselndem Glücke, bis er (am 10. Oktober 1794) in der Schlacht bei Racziemice schwer verwundet in die Hände des dreifach stärkeren Feindes fiel. Kaiserin Katharina ließ ihn einkertern, ihr Nachfolger Paul aber gab ihn wieder frei. Nun ging er, 1797, nach Amerika, wo man ihn hoch feierte, dennoch siedelte er später nach Paris und dann nach der Schweiz über. Hier fand der Patriot 1817 in Solothurn infolge eines Sturzes mit dem Pferde seinen Tod. Im folgenden Jahre ward sein Leichnam nach Krakau gebracht und daselbst unter großen Feierlichkeiten beigelegt.

Seume, der junge Student (S. 234) kehrte nach Deutschland zurück, erlebte noch manche abenteuerliche Schicksale und machte große Reisen nach Sizilien, Rußland, Finnland und Schweden; er widmete sich dann der Schriftstellerei und starb 1810 im Bade zu Teplitz, erst 47 Jahre alt.

Von Raul haben wir noch nachzutragen, daß er nach Steubens Ableben sich mit größtem Eifer der Bebauung seiner Ländereien widmete und noch vor Ablauf des Jahrhunderts vom Junggesellenleben Abschied nahm. Er hatte sich unterdessen ein trauliches Heim, welches er aus Verehrung für seinen Wohlthäter „Steubenheim“ nannte, gegründet, zuerst ein einfaches Wohnhaus errichtet, dieses dann, unterstützt von Peter Michaux, der ihm von Beginn seines selbständigen Wirtschaftens an treulich zur Seite gestanden, ganz behaglich ausgestattet. Da tauchte denn immer lebhafter in ihm die Erinnerung an die verlebten Tage schwerster Bedrängnisse auf, und es trat dabei die Gestalt der so sorgsam und liebevoll waltenden Eva stets in den Vordergrund. Als er nun von Peter, der seit zwei Jahren bei ihm den Posten eines Aufsehers über sein in wachsendem Fortblühen befindliches Anwesen bekleidete, den Tod des alten David Michaux erfuhr, erschien er eines Tages in der Blockhütte am Delaware, warb um die Hand seiner ehemaligen Pflegerin und führte dieselbe auch bald darauf als seine Gattin heim. — Raul hatte ein reiches Leben hinter sich, teuer erkaufte Erfahrungen gesammelt, gefährliche Abenteuer bestanden — wie wohl fühlte er sich jetzt in ruhigem Besitze des Errungenen, hoch beglückt durch das Walten einer trefflichen Hausfrau und in traulichem Verkehr mit freundlich gesinnten Nachbarn! —

Die Jahre schwanden, aber neue Ereignisse brachen herein und störten das stille Glück dieser wackeren Menschen.

Die Engländer ließen in ihren Anmaßungen nicht nach; immer und immer wieder bereiteten sie den Amerikanern Schwierigkeiten, brachen treulos die abgeschlossenen Verträge und erweckten den Vereinigten Staaten Feinde in Europa und in Amerika. So konnte es für die Dauer nicht fortgehen, es mußte schließlich

doch wieder zum Schwerte gegriffen werden. Am 18. Juni 1812 ward England der Krieg erklärt, und schon bald darauf brachen die Feindseligkeiten an mehreren Punkten in ungeahntem Umfange aus. Die Lorbeeren des Sieges verteilten sich jedoch unerwartet in recht eigentümlicher Weise: zur See behielten bei fast allen Zusammenstößen die Amerikaner die Oberhand; bis zum Schlusse des Jahres 1813 hatten sie den Briten 218 Schiffe mit 574 Kanonen gekapert und 5106 Mann Marinesoldaten gefangen genommen; am 10. September 1813 wurde die ganze englische Flotte auf dem Eriesee, und am 11. September 1814 die auf dem Champlainssee vernichtet; zu Lande aber verblieb längere Zeit den Engländern der Sieg. — Sie führten den Krieg wieder in derselben erbarmungslosen Weise wie vor dreißig Jahren; hegten ringsum alle Indianerstämme auf, lieferten ihnen Tausende von Gewehren, Pulver, Blei, Kriegsbedürfnisse aller Art und sandten ihnen sogar britische Offiziere zu Anführern. Wohin sie ihren Fuß setzten, wurde alles verwüstet; Hütte und Palast sanken in Trümmer, Haus und Scheune wurden in Asche gelegt, Saaten und Wälder gingen in Flammen auf — Plünderung, Raub, Mord und Gewaltthat bezeichneten den Pfad, welchen die englischen Kriegsscharen und ihre Verbündeten gewandert waren. Im August 1814 drangen sie sogar in die Bundeshauptstadt Washington ein, zerstörten das Kapitol, den Präsidentenpalast, alle öffentlichen Gebäude, die Marineanstalten, die Schiffswerfte, plünderten die Häuser, zündeten die Stadt an allen Ecken und Enden an und zogen dann triumphierend wieder ab.

Gegen die englische Berserkerermut und die britische Treulosigkeit hatte sich längst Nauls ganzes Gefühl aufgelehnt. „Daran erkenne ich sie wieder“, sprach er, „das sind die alten Mordbrenner von Richmond (S. 205); es hilft nichts — zum Schwerte muß jeder greifen, wer eine Waffe noch führen kann!“ Und so nahm auch Naul seinen Degen von der Wand und verließ mit seinem getreuen Peter bald nachher Haus und Hof, Frau und Kind. Drei Wochen später stand er als Hauptmann in den Reihen der amerikanischen Armee. —

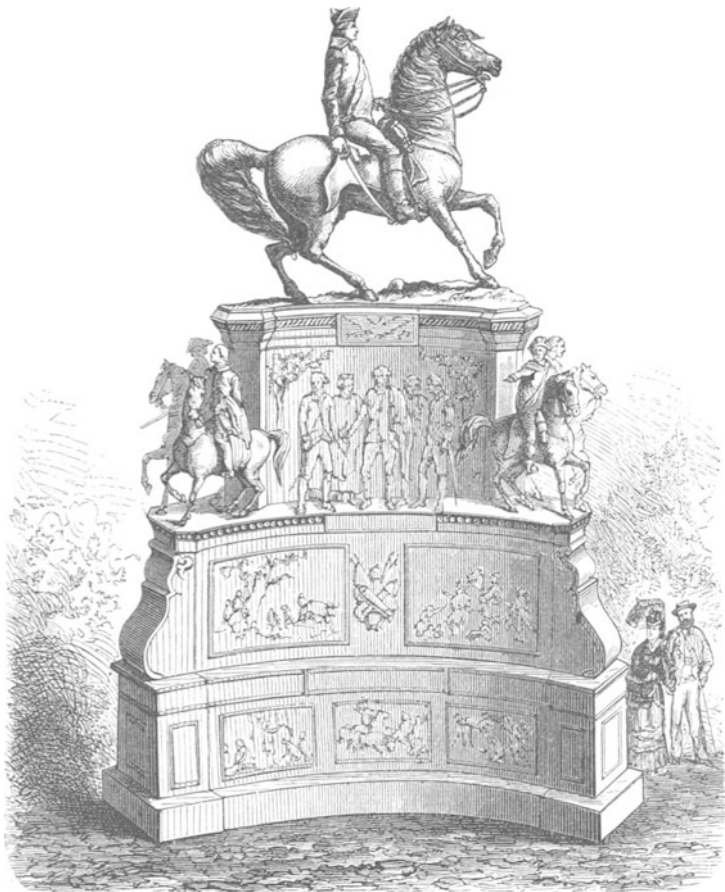
Der Kapitän, nun ein angehender Fünfziger, kämpfte tapfer in Kanada an der Seite von Winfield Scott und übernahm es im Herbst 1812, geleitet durch Peter, den altbewährten Pfadfinder, dem von den Engländern und den ihnen verbündeten Rothhäuten schwer bedrängten Fort Stephenson im Staate Michigan auf wenig bekannten Wegen noch rechtzeitig einige Verstärkung zuzuführen. Gegen die doch nur 180 Mann starke Besatzung stürmte schon wenige Tage darauf der 1500 Mann starke Feind übermächtig an und schien seines Sieges so gewiß zu sein, daß der Befehlshaber der Expedition, Oberst Proctor, erklärte, sämtliche Amerikaner über die Klinge springen zu lassen, wenn sie ihm den Posten nicht alsbald übergäben. Aber keiner der Verteidiger kehrte sich an die Drohung, vielmehr sahen sich die Engländer übel genug empfangen. Nur über ein einziges Geschütz verfügten die Belagerten — damit aber gedachte Naul den Stürmenden

unversehens den richtigen Bewillkommensgruß zu übermitteln. Er richtete die Kanone mit solchem Erfolge auf die Engländer, daß diese in Verwirrung gerieten, nach Verwundung ihres Führers sich bestürzt zurückzogen und noch während der Nacht den Rückzug antraten. — Bei dieser Gelegenheit sowie in mehrern Gefechten an den oberen Seen offenbarte Raul das ihm angeborne militärische Talent, so daß man ihn im Jahre 1814 in das Kriegslager vor New-Orleans sandte.

Gegen Ende des Jahres 1814 hatte General Jackson verschiedene Indianerstämme im Süden nach manchen blutigen Gefechten niedergeworfen und zur Einstellung der Feindseligkeiten gezwungen. Nun konnte er sich mit der ihm eignen Entschiedenheit gegen die Engländer wenden, welche am Ausflusse des Mississippi gelandet waren. Er erschien dem bedrängten New-Orleans als Helfer in der Not; denn in dessen Nähe lagerten bereits 15 000 Mann Engländer unter Packenham's Führung; Jackson warf sich nun mit 6000 Milizen in die Stadt. Zwischen den beiderseitigen Lagern kam es am 1. Januar 1815 zum blutigen Kampfe. Sei, wie schwang Haudry seinen Degen und stürmte seinen Leuten — ihm zur Seite Peter — voran zu Kampf und Sieg! Es waren zwar lauter neue, unerfahrene Truppen, die mit ihm unter Andrew Jackson fochten, während Eduard Packenham, des Siegesherzogs Wellington Schwager, meist alte, kriegserfahrene Mannschaften befehligte, aber die Vaterlandsliebe ersetzte, was sonst fehlte; — die Engländer erlitten eine furchtbare Niederlage und mußten sich eiligst auf ihre Schiffe flüchten; 3000 Mann Gefangene blieben in den Händen der Amerikaner und Tausende von Toten bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen Packenham selbst, der sich vergebens bemüht hatte, den Ausgang der Schlacht noch einigermaßen zum Guten zu wenden. — Es war ein glanzvoller, entscheidender Sieg für die Amerikaner; die Engländer hatten an diesem Schlage genug, und so konnte am 22. Februar 1815 in der ganzen Union der Friede verkündet werden.

Unter denen, welche am Neujahrstage 1815 den Tod fürs Vaterland starben, befand sich Peter, der ohne einen Klagelaut sein Herzblut hingab im Dienste der Freiheit und Unabhängigkeit. Auch Raul ward schwer verwundet, als er seinen getreuen Gefährten aus dem Kampfgetümmel schaffen wollte; es dauerte geraume Zeit und erforderte Evas liebevollste Pflege und ganze Hingebung, ehe er wieder seinen Beschäftigungen nachgehen konnte. Nachdem Raul, nun Oberst, das Schwert beiseite gelegt, strebte er nur noch nach dem Ruhme, als guter Patriot und tüchtiger Farmer in der Achtung seiner Mitbürger hochzustehen. —

Rauls ältester Sohn, Willy, befand sich unter den ersten Pionieren, welche im fernen Westen nach dem Goldland Kalifornien vordrangen, und sein zweiter Sohn, Frédéric, war einer derjenigen, die mit deutschen Einwanderern sich südwärts nach Texas wendeten. Haudry starb, hochgeachtet, noch vor dem mexikanischen Kriege, gegen Mitte der vierziger Jahre. Sein treues Weib überlebte ihn nur um zwei Jahre.



Ehrendenkmal zur Erinnerung an den Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Freistaaten.

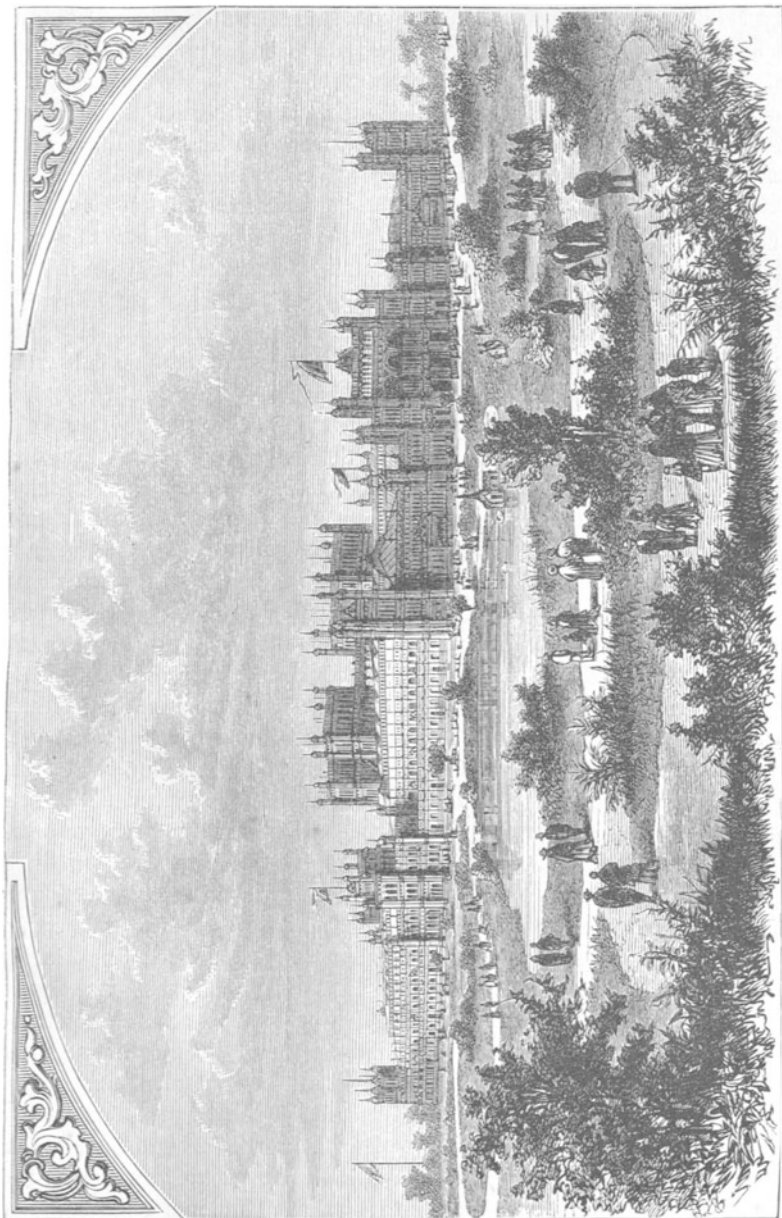
Die Vereinigten Staaten aber wuchsen, blühten und gediehen zu ungeahnter Herrlichkeit; ihr Gebiet reicht gegenwärtig von den Küsten des Atlantischen Ozeans im Osten bis zu den Gestaden des Stillen Meeres im Westen und, ohne die ehemals russischen Besitzungen, vom 25. bis zum 50. Grad nördlicher Breite. Ein Jahrhundert ist in das Meer der Ewigkeit entschwunden, seit im Jahre 1783 alle Glocken „Friede und Freiheit“ verkündeten, und heute steht die Union da, hoch angesehen und geachtet unter allen Nationen der Erde. Von 13 Staaten ist sie angewachsen zu 38 Staaten samt acht Territorien; sie umfaßt einen Raum, dreizehnmal so groß als das Deutsche Reich und ist von 50¹/₂ Millionen thatkräftiger Menschen bewohnt. — Doch nicht die Größe ihrer Bodensfläche, nicht die Zahl ihrer Bewohner ist der Ruhm der Union, sondern das, was sie für die Kulturentwicklung der Menschheit schon geleistet hat und noch fortwährend leistet.

Großartige Erfindungen im Gebiete der Maschinentechnik sind in Amerika gemacht worden; und wenn uns die Vereinigten Staaten nichts andres gegeben hätten als nur das Dampfboot, den Morse'schen Telegraphen und Homes Nähmaschine, so wären sie dadurch allein schon Wohlthäter der Menschheit geworden.

Wir haben jetzt in Europa Hunderte von Wetterstationen, die täglich ihre Beobachtungen veröffentlichen und deren Bekanntgebungen bereits ein Faktor in unserm Geschäftsleben geworden sind; auch diese Einrichtung ist ausgegangen von Amerika. Der Vorstand des „Wetterbüreaus“ in Washington reiste im Auftrage seiner Regierung nach Europa und veranlaßte hier die Errichtung ähnlicher Beobachtungsstationen, die sich nach Jahren über die ganze Erde verbreitet haben und sicherlich uns noch die wichtigsten Aufklärungen bringen werden.

Bekannt ist, welche enormen Summen die Nordamerikaner auf Entdeckungsreisen verwenden und welche Leistungen sie in der Astronomie aufzuweisen haben — die meisten Asteroiden sind in Amerika entdeckt worden. Für die Wissenschaft, für Bibliotheken und Sammlungen werden von den Staaten, den Gemeinden und von Privaten freudig und leichten Herzens Millionen ausgegeben; was aber gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann und was man bei uns in Europa noch lange nicht genugsam gewürdigt hat, das ist die Sorge der Vereinigten Staaten für die Bildung und Erziehung des künftigen Geschlechts. Es bleibt bezüglich der Schulen auch dort noch vieles zu wünschen; man bedenke aber, daß wir hier in Deutschland zu Zeiten Karls des Großen, also vor mehr als tausend Jahren schon, die Anfänge zu einem geordneten Staatswesen hatten, daß bei uns alles im Laufe von Jahrhunderten herangewachsen ist und sich stetig entwickelt hat, daß dagegen in Amerika alles noch jung und neu ist. Es ist ja damit nicht genug gethan, wenn man Schulhäuser baut und sie reichlich mit allem Wünschenswerten ausstattet — es müssen vor allem auch tüchtige Lehrkräfte da sein. Bei der fabelhaft schnellen Zunahme der Bevölkerung fehlt es noch an diesen; man sucht sich eben mit dem zu behelfen, was vorhanden ist. Daß man jedoch den rechten Weg nach dem höchsten Ziele eingeschlagen hat, unterliegt für uns keinem Zweifel.

Die Amerikaner gehen von dem Grundsätze aus, daß Erziehung und Bildung der Jugend ein allgemeines Interesse ist; nur wer den nötigen Schulunterricht genossen hat, kann sich in Zukunft auf ehrliche Weise ernähren und wird ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden; was man für die Schulen aufwendet, wird an Zuchthäusern und Gefängnissen gespart. Darum ist nicht nur der Unterricht der Volksschule in der ganzen Union frei, sondern den Schülern werden auch noch auf allgemeine Kosten die nötigen Hefte, Bücher, Bleistifte 2c. geliefert. Damit kein Kind von dem Schulbesuche abgehalten werde, verbietet ein Gesetz bei 100 Dollars Strafe, Kinder unter vierzehn Jahren in Läden, Werkstätten oder Fabriken zu beschäftigen. Zur Heranbildung tüchtiger Lehrer sind hunderte von Schullehrer-Seminaren über das weite Land verbreitet, und die Vermächtnisse sowie die Geschenke zur Förderung allgemeiner Bildung sind wahrhaft großartig.



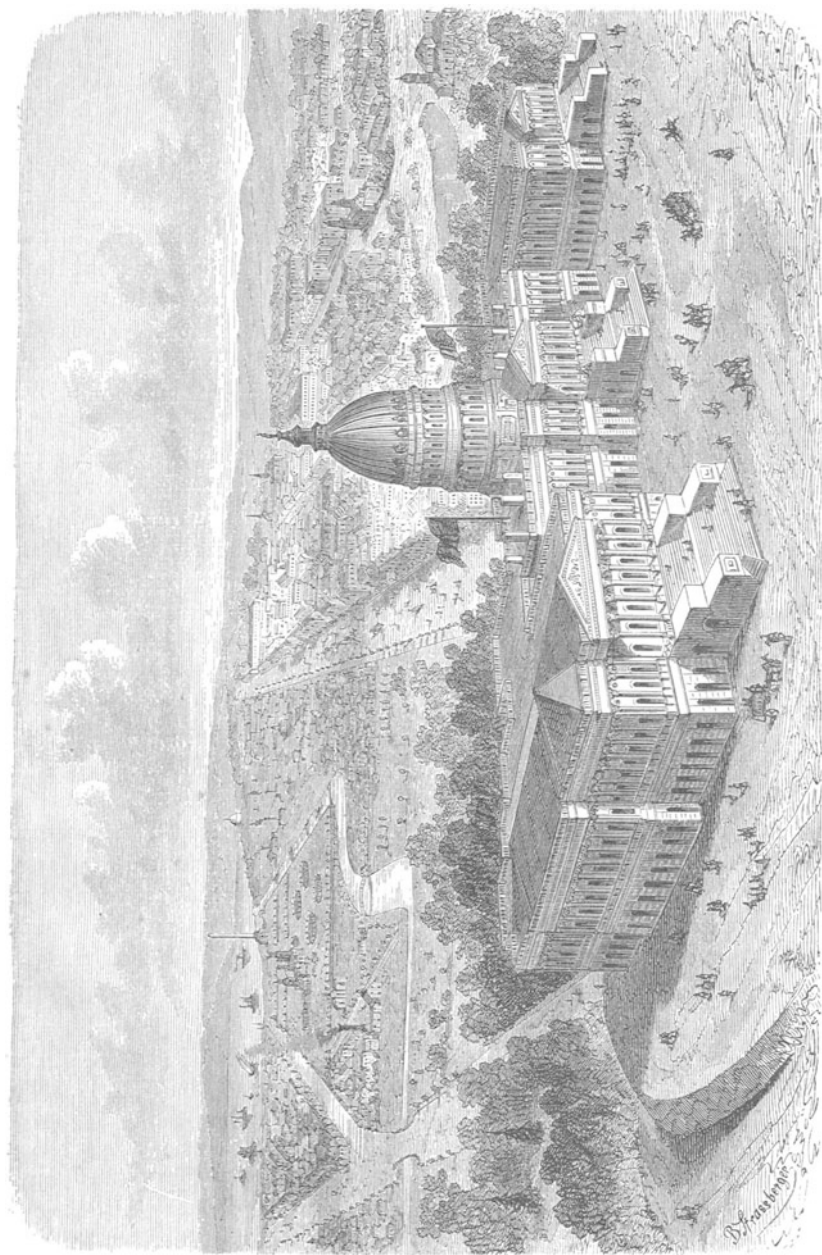
Stettin - Stettin - Stettin - Stettin - Stettin.

Zehn bis fünfzehn Millionen Dollars (42—63 Millionen Mark) und mehr werden alljährlich von Reichen für Erziehungszwecke und Bibliotheken aufgewendet, und dieser Summe schließen sich gleiche an zu andern edlen und gemeinnützigen Zwecken, namentlich im Dienste der Wohlthätigkeit. Daß jemand eine Million Dollars auf einmal gibt (wie ein Herr Durant zur Errichtung einer Universität für Frauen, Mr. Lick zur Anschaffung eines Riesenteleskops 2c.), ist keine Seltenheit mehr.

In seinem schönen Lande hängt der Amerikaner mit heißer Liebe; ihm bringt er gern und freudig jedes Opfer. Als der Sezessionskrieg vor nun länger als zwei Jahrzehnten ausbrach, hieß es: „Woher soll die Regierung das Geld nehmen? Man muß ihr unter die Arme greifen.“ Und auf dem Wege freiwilliger Besteuerung kamen schon in den ersten sechs Wochen zusammen 30 Millionen Dollars (127 Millionen Mark)! — Als das Jahr 1876 herannahte und zum hundertjährigen Jubelfeste der Unabhängigkeitserklärung beschlossen ward, in Philadelphia eine Weltausstellung zu veranstalten, zeichneten sogleich zur Deckung der Kosten die Bürger der Stadt 1 000 000, die nach Philadelphia führenden Eisenbahnen 500 000, die Municipalregierung Philadelphias 500 000, der Staat Pennsylvanien 1 000 000 Dollars, und täglich gingen neue Zeichnungen von Vereinen, Gesellschaften und Privaten ein. Wenn das Vaterland ruft, sind seine Kinder da.

Ein sehr bedeutendes und gewichtiges Element in dem Leben der Union bilden die Deutschen. Die Zahl derer, die seit dritthalb Jahrhunderten aus Deutschland eingewandert oder doch deutscher Abkunft sind, beträgt 12 000 000, also etwa den vierten Teil sämtlicher Bewohner. In jeder Beziehung, namentlich bei allen Abstimmungen, legen sie ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale. Sie gehören zu den besten Bürgern der Union; ihren Grundcharakter nicht verleugnend, geben sie sich rückhaltlos und freudig dem neuen Vaterlande hin und zeigen, daß der beste Bürger, der trefflichste Mensch entsteht, wenn sich deutsches Gemüt und deutsche Redlichkeit mit amerikanischer Energie und amerikanischer Findigkeit verbindet.

Und wie sie die neue Heimat lieben, und daß sie gern ihr Leben in die Schanze schlagen, wenn es gilt, deren Würde und Selbständigkeit zu verteidigen, das haben sie gezeigt in dem erst nach vier Jahren siegreich beendigten Bürgerkriege. Freudig sind sie zu den Fahnen geeilt, haben als Helden unter dem gestreiften Sternenbanner gefochten, haben gesiegt oder sind mit Ehren gefallen. Wie Steuben vor hundert Jahren rühmte: „Die Deutschen gehören zu den besten Truppen unsrer Armee, sie sind mein Stolz und meine Freude“, so war es jetzt wieder. Als Führer und als einfache Soldaten thaten sie sich hervor, und was vor einem Jahrhundert deutsche Fürsten an Amerika gefrevelt hatten, das hat das deutsche Volk dort wieder gut gemacht. Damals standen 29 000 Mann Miets-truppen gezwungen unter der englischen Fahne — jetzt fochten hunderttausend Deutsche in den Reihen der Union, und sie haben ehrlich dazu beigetragen, daß die Union wieder stolz ihr Haupt erheben konnte.



Washington, die Bundeshauptstadt, und das Kapitol daneben.

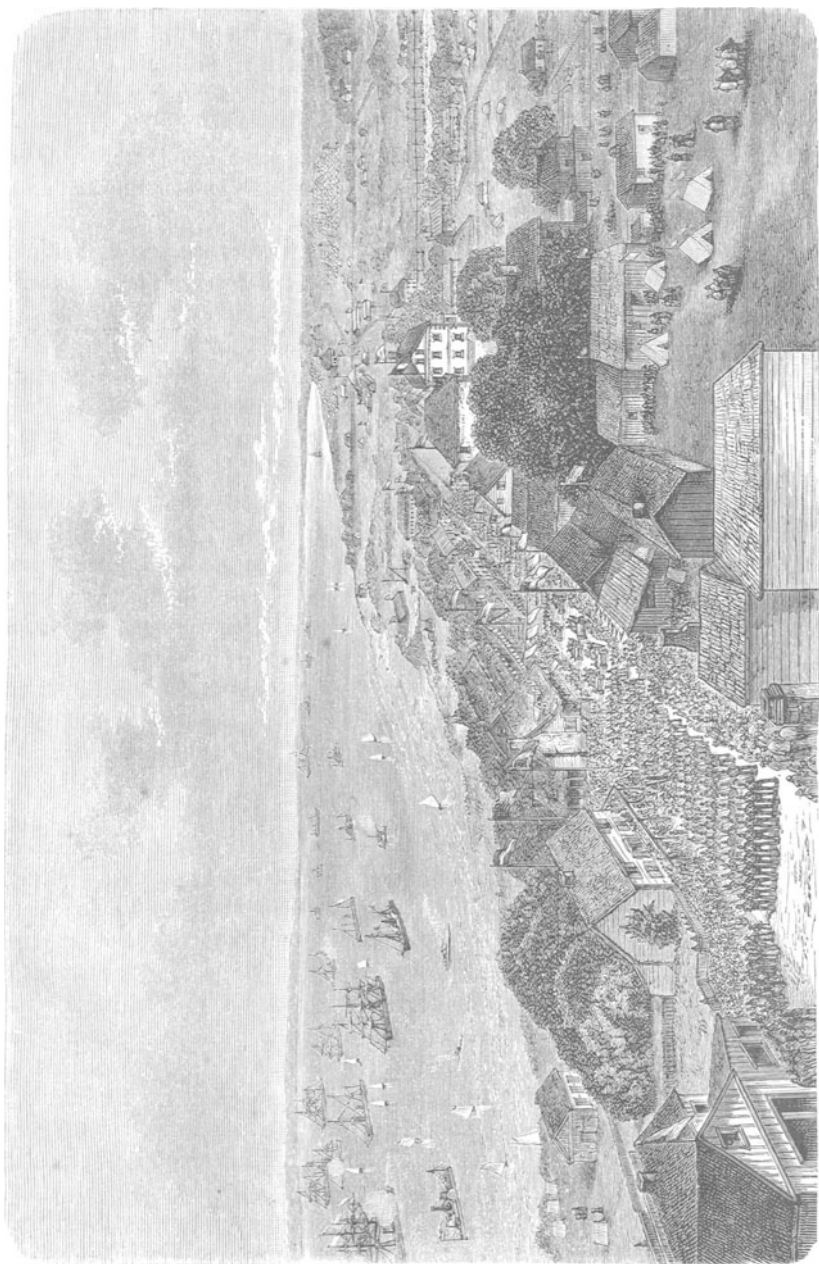
4. Die Centennialfeier.

„Die Einnahme Yorktowns ist der Friede“, hatte Steuben gesagt (S. 284) und jedermann in Amerika ist sich heute darüber klar, daß die Gefangennahme des Generals Cornwallis die wichtigste That des sieben lange Jahre andauernden Krieges war und die Entscheidung gab. Darum sollte auch der hundertste Jahrestag der Übergabe Yorktowns großartig und glanzvoll gefeiert werden, würdig dessen, was vor einem Säkulum an den Ufern des Yorkflusses geleistet worden war. — Und über ein zweites war man sich klar, als an die Schaffung des Festes gedacht wurde, nämlich darüber, daß das Gelingen des damaligen Unternehmens zu einem großen Teile auf Rechnung Steubens, des Organisators der republikanischen Streitkräfte, zu setzen sei; er gebot unter allen Offizieren über die meiste Erfahrung im Festungskriege und besaß hinlänglich Einsicht und Kenntniß in betreff einer Belagerung.

Da nun Steuben keine direkten Nachkommen hatte, beschloß der Ausschuß, welchem die Anordnung der Jahrhundertfeier übertragen war: alle Verwandten, die des Barons Namen trügen, einzuladen, nach Amerika zu kommen um als Gäste der Nation an den Festlichkeiten teilzunehmen. Der Staatssekretär Blaine ließ die Einladungen ergehen, und begleitet von Herrn von Schlözer, dem deutschen Gesandten bei der Union, folgten sieben Mann gern dem ehrenvollen Rufe und fuhren über den Ozean: es waren ein Oberförster und sechs Offiziere. An ihrer Spitze stand der sechsundfünfzigjährige Oberst Arndt von Steuben.

Sie kamen am 13. Oktober 1881 mit dem Dampfer „Herder“ an, welcher an der Quarantäne von einem Unionskriegsdampfer durch 15 Kanonenschüsse begrüßt und dann von demselben als Ehrengelieit begleitet ward. Bald darauf erschienen die Mitglieder des Empfangsausschusses, Bevollmächtigte der Bundesregierung und des Staates New-York in einem dritten Dampfer und begaben sich an Bord des „Herder“. Herr von Schlözer stellte den Abgesandten die Gäste vor, General Charles Adams begrüßte sie mit einer herzlichen Ansprache, in der er dem Danke und der Verehrung Ausdruck gab, welche die Union für den Schöpfer der amerikanischen Armee empfindet. Darauf verfügten sich alle an Bord des Kriegsdampfers, wo die Mannschaft in Parade aufgestellt war. Nachdem die Gäste der Front entlang geschritten, begaben sie sich in die Kajüte, wo ihrer ein festliches Frühstück harrte.

Das Schiff langte im Hafen an; von den Festungswerken donnerten die Kanonen, die Matrosen bemannten die Maaen und brachten ein dreifaches Hurra; als der Oberst von Steuben aber auf das Land trat, schwang er seine Piccolohaube und rief: „Hoch lebe Amerika!“ Tausend und tausend Stimmen fielen in den Ruf ein, und umdrängt von der jubelnden Menge wurden die Ehrengäste in bereitstehenden Staatswagen nach dem vornehmsten Gasthose gefahren, wo am Nachmittag Empfang und am Abend ein Festmahl abgehalten wurde.



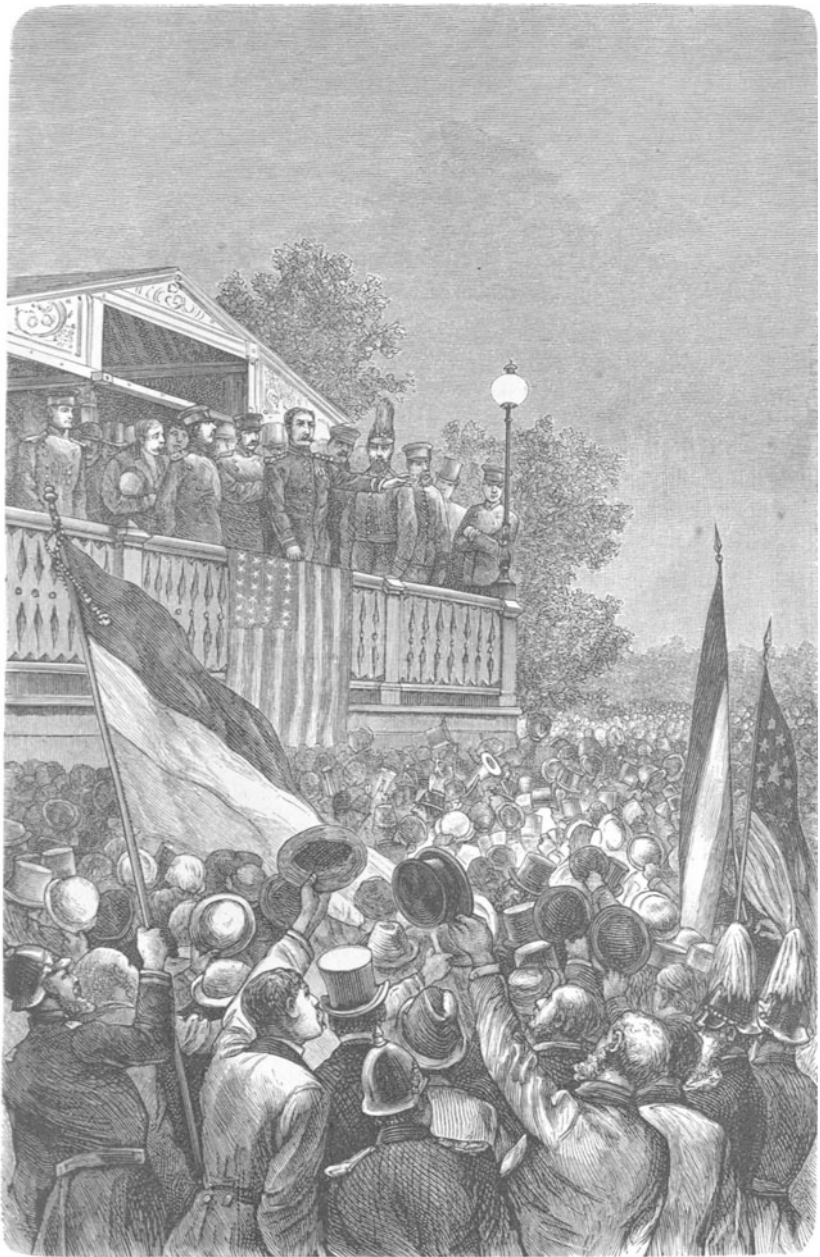
Portown zur Zeit der Centennialfeier.

Bei diesem Festeffen wurden feurige, begeisternde Reden von beiden Seiten gehalten; der „Baron“ ward in schwungvollen Worten, in Prosa und Poesie gefeiert, Generalanwalt Ward machte auf die Vorteile aufmerksam, welche den Vereinigten Staaten aus der deutschen Einwanderung erwachsen; Oberförster von Steuben brachte zum Schluß ein Hoch auf die Union und hob hervor, daß ein Land, welches in solcher Weise einen seiner Toten ehre, nur sich dadurch selbst achte. Dann wurden die Festteilnehmer nach dem „Everett House“ am Union Square gefahren, um dort von der großen Plattform aus den Vorbeimarsch der deutschen Vereine New-Yorks anzusehen. Nach neun Uhr begann das Defiliren der Milizregimenter, einer Batterie Artillerie, der Veteranen mit einer großen Anzahl ehrwürdiger, zerschossener Fahnen, der Turner, Schützen und Sänger zc. — die Begrüßungen und Hurrarufe wollten kein Ende nehmen. Endlich waren alle Korporationen vorbeimarschirt und hatten an den ihnen zugewiesenen Plätzen Posto gefaßt — ein gemeinsames vieltausendstimmiges Hoch auf die Gäste erscholl — dann ertönte, ausgeführt von einer großen Musikkapelle, die „Wacht am Rhein“. Darauf folgte die „Marseillaise“, „Heil Columbia“ und endlich der „Yankee Doodle“.

Nachdem nun noch der Schillerbund „Kriegers Auszug“ vorgetragen hatte, ward den „Gästen und Nachkommen des Freiheitskämpfers von Steuben“ und dem deutschen Vaterlande ein Hoch gebracht, in welches alle Anwesenden mit Enthusiasmus einstimmten. Jetzt trat Oberst von Steuben vor, und tiefe Stille trat plötzlich ein. Mit klarer Stimme und weithin verständlich dankte er für den großartigen Empfang und schloß mit einem Hoch auf die deutschen Gesellschaften und das gesamte amerikanische Volk. Das Hurrarufen, der Jubel, das Hüteschwenken wollte kein Ende nehmen; Reden und Musik wechselten miteinander ab, die Festlichkeit dauerte bis spät in die Nacht.

Das Centennialfest in Yorktown selbst begann am 17. Oktober und dauerte fünf Tage. Der Platz an und für sich war freilich für ein großartiges Fest nicht geeignet, denn das Städtchen, welches vor hundert Jahren etwa 800 Einwohner zählte, hat jetzt, nachdem sein Tabakshandel auf Baltimore übergegangen, nur noch 300 und würde ein unbeachtetes Dorf sein, wenn es sich nicht hoher historischer Bedeutung erfreute. Es liegt am rechten Ufer des Yorkflusses, etwa 4—5 Stunden von seiner Mündung, und sieht heute beinahe noch ebenso aus wie vor hundert Jahren, namentlich das „Moore House“, in welchem damals die Kapitulationsbedingungen unterzeichnet wurden, ist noch ziemlich gut erhalten.

Für die vielen, vielen Tausende, die zu dem Jubelfeste eilten, bot das kleine Städtlein keinen Raum; es konnte mit dem besten Willen und bei aller nur erdenklichen Einschränkung nicht den vierten Teil derer beherbergen, die sich zu der Jahrhundertfeier des hochwichtigen Ereignisses eingefunden hatten. Glücklicherweise gestattet das Klima auch den Aufenthalt im Freien.



Oberst Arndt von Steuben redet zu den Amerikanern.

Yorktown liegt im 37. Breitengrade, also in gleicher Breite mit Syrakus, und es war keine Gefahr und keine große Unbequemlichkeit dabei, in einem Zelte oder einer Bretterhütte zu kampiren. Viele brachten die Nächte in dem benachbarten Williamsburg zu, das nur fünfthalb Stunden von der Feststadt entfernt liegt; andre wurden von den im Flusse ankernden Kriegsschiffen und andern Fahrzeugen beherbergt; die Milizregimenter, die Soldaten, die Freimaurer und andre Korporationen aber hatten außerhalb der Stadt förmliche und weit ausgedehnte Zeltlager aufgeschlagen.

Der Kongreß bewilligte reichliche Mittel, um das Fest zu einem großartigen gestalten zu können; — es aber zu beschreiben, dies Wogen und Drängen der Menschenmassen in den Straßen und auf den Plätzen, das Treiben vor der Stadt, das rege, heitere, bunte Leben in den Zeltgassen, das Schreien und Lärmen, das Jauchzen und Beifallrufen — den Festesjubel würdig zu schildern, das vermag meine Feder nicht.

Alle Häuser sind mit Fahnen, Laubgewinden und Blumenguirlanden geschmückt, alle Kutschen und Wagen mit den Festzeichen „the stars and stripes“ (die Sterne und Streifen), die Pferde selbst an jedem Ohre mit kleinen Fähnchen versehen, auf allen Plätzen spielen Musikbanden, bunte Luftballons steigen auf. Hier drängt sich die Menge vor einer Schaubude mit reißenden Tieren, da lassen Seiltänzer ihre Künste sehen — nebenan schallt Tanzmusik und freudiges Jauchzen aus einem Wirtshause — unter Trompetenschall marschirt die Feuermannschaft mit ihren buntgeschmückten Spritzen vorbei — ein Taschenspieler führt seine Kunststücke auf — Trommeln ertönen, ein Milizregiment zieht durch die Straße — „Washington, Steuben, Rochambeau! Kaufft, kaufft, kaufft!“ schreit ein Händler, indem er sich durch die Masse arbeitet, und bietet den Festgenossen Bilder der Helden von Yorktown an. Jetzt kommt ein Trupp Reiter, um freie Bahn zu machen, und hinter ihm erscheint ein langer Wagenzug mit den Invaliden aus dem letzten Kriege. „Hurra, hurra!“ ruft die Menge, nimmt die Hüte ab und steht entblößten Hauptes, bis die vorüber sind, welche dem Vaterlande ihr Bestes, ihre Gesundheit und geraden Glieder, zum Opfer gebracht. Dort, in jenem Schaufenster, sieht man die Büsten der Führer aus dem Freiheitskriege; da werden auch für wenige Pfennige Broschüren verkauft, wie: „George Washington, der Vater des Vaterlandes“, „Die Erstürmung von Yorktown und die Gefangennahme des Generals Cornwallis“, „Leben des Barons von Steuben, des Verfassers des Blauen Buches“, „Die Thee-Attake in Boston 1773“ und andre mehr. Mit fliegender Fahne zieht ein Sängerverein daher, und gleich hinter ihm erscheinen die Freimaurer mit ihren weißen Schürzen. Fortwährend ist etwas andres zu sehen, und das Jauchzen, Schreien, Wivatrufen, Singen, Trompeten und Trommeln nimmt kein Ende. Indes der Hauptjubel beginnt erst mit einbrechender Nacht.

An jedem Hause ist ein Transparent angebracht, eine bildliche Darstellung oder ein Spruch, bald sinnig, bald heiter und scherzhaft; die Illumination ist allgemein, aber die Hauptsache bilden die Festlichkeiten, welche die Union, der Staat und die Stadtgemeinde veranstaltet haben.

Auf einer großen Terrasse sind die Behörden, Deputationen und Ehrengäste versammelt; eine großartige Festouvertüre, durch die Militärkapellen ausgeführt, eröffnet den Akt. Sowie der letzte Ton verhallt ist, kracht's, donnert's, zischt's, jauchzt's, und eine Unmasse von Feuerwerkskörpern durchschneidet die Luft. „Hurra! Hurra!“ tönt es aus allen Kehlen, und wieder setzt die Musik ein, doch nur, um Ruhe zu schaffen, und sobald es stille geworden ist, deklamiert ein Redner ein feuriges Lobgedicht auf Vater Washington und schließt mit einem Hoch auf

„den Ersten im Krieg,
den Ersten im Frieden,
den Ersten in den Herzen seiner Landsleute!“

Und bei dem tausendstimmigen Hoch entzündet sich plötzlich ein Feuerwerksbild: Washington zu Pferde, und von neuem tönt der Jubel. Jetzt spielt die Musik das allbekannte Lied: „Noble republic“, alle Welt singt mit, und als der letzte Ton verklungen, trägt ein Redner ein Gedicht vor: „Der Sturm auf Yorktown“ — mit einem Male steht die ganze Szene als Feuerwerksbild vor den Augen der entzückten Zuschauer, die Kanonen donnern, glühende Feuerwerkskugeln fliegen herüber und hinüber; jetzt prasseln Tausende und aber Tausende von Schwärmern, Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, und wie sie erlöschen, steht alles glutrot beleuchtet — das Bravorufen nimmt kein Ende — die rote Beleuchtung wird zur grünen, die grüne zur taghellen weißen, bis die Musik wieder anstimmt: „Heil, Columbia, glücklich Land!“ und alle singen begeistert mit.

Jetzt folgt ein Lobgedicht auf den Schöpfer des „Blauen Buches“ — mit einem Male steht er riesengroß in feuriger Beleuchtung vor den erstaunten Blicken der Menge. „Der Baron! Der Baron!“ tönt es von aller Lippen. „Hurra! Hoch! Hoch!“ und der Yankee Doodle wird angestimmt. Im Bilde erscheinen noch Lafayette, Rochambeau, George und Martha (d. h. Washington und seine Gattin) — bis nach Mitternacht dauert das Lärmen, Jubeln, Jauchzen, Singen und Vivatrufen.

Fünf Tage lang ist es erlaubt, nach Herzenslust zu schreien, Musik ertönen zu lassen, zu schießen, zu feuerverkern, und jeder bemüht sich nach Kräften, den Lärm so toll zu machen wie möglich. Gastmähler werden gegeben, Spazierfahrten auf dem Yorkflusse gemacht, Aufmärsche und Paraden gehalten, natürlich auch Festgottesdienst; Medaillen, Brotschüren und Bilder werden feil getragen — es ist ein Gewimmel in den Straßen, das sich nicht beschreiben läßt.

Aber in all dem Saus und Braus wird die Bedeutung des Festes nicht vergessen; kein Mahl wird gehalten, ohne daß angestoßen wird zu Ehren der

Helden von damals, der Männer, die durch ihre Opferwilligkeit und durch ihren Heldenmut die Union geschaffen; und man feiert neben Washington, Gates, Lincoln und den andern patriotischen Amerikanern jener Zeit ebenso freudig auch die Franzosen und den „Baron“.

Was der kleine Tambour gethan und geleistet, ist nie groß und strahlend vor die Öffentlichkeit getreten und im Verlaufe von hundert Jahren dem Gedächtnis der Nation entschwunden; hell leuchtend steht aber noch vor dem Auge der Nachwelt das Bild Steubens, des Mannes, der, wenn auch nicht in Amerika geboren, doch der ehrlichste und eifrigste Patriot war und hierin von keinem übertroffen wurde. Selbstlos, pflichttreu und unverdrossen, fügte er sich stets bereitwillig den Anordnungen des Obergenerals, widmete seine ganze Kraft dem Wohle seines Adoptivwaterlandes, durchstreifte noch in den letzten Monaten seines Lebens die westliche Wildnis, Plätze aufzusuchen, die geeignet seien zur Errichtung von Befestigungen, um das Land gegen feindliche Einfälle zu schützen. Er hatte sich sein warmes deutsches Gemüt erhalten, aber mit seinem ganzen Sinnen und Streben war er ein echter Amerikaner geworden.

Washington wußte ihn zu schätzen; er wußte, daß keiner seiner Generalstabs-offiziere diesem an wissenschaftlicher Bildung und praktischer Erfahrung gleichkam, und faßte keinen wichtigen Entschluß, ohne ihn vorher mit dem Baron besprochen zu haben. Diesem ist auch ein Ehrenplatz gesichert in dem dankbaren Herzen des amerikanischen Volkes, und wenn die Helden aufgeführt werden, die ihr Leben daran setzten, das Fundament der Union fest zu gründen, daß sie ausdauere im Wandel der Jahrhunderte und die Stürme der Zeit bestehe; wenn die Edlen genannt werden, die mit ihrem Blute das gestreifte Sternenbanner schützten, das jetzt so stolz, so freudig und so geehrt in den Lüften weht — dann steht unbestritten an Washingtons Seite der General Baron von



Illustrierter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Vaterländische historische Erzählungen.

Aus dem Tabakskollegium und der Zopfzeit oder: Wie man vor hundertundfünfzig Jahren lebte und es trieb. Historische Erzählung aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Von Franz Otto. Dritte verbesserte Auflage. Mit 85 Text-Illustrationen, Ton- und Buntbildern. Geheftet M. 4. 50. Elegant gebunden M. 5. 50.

Der große König und sein Heerut. Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege. Für Volk und Meer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von Franz Otto. Sechste verbesserte Auflage. Mit 120 Text-Illustrationen, acht Bunt- und Tonbildern. Geheftet M. 5. Elegant gebunden M. 6.

Der Waffenschmied von Frankfurt. Historische Erzählung in kulturgeschichtlichen Schilderungen aus der Zeit des falschen Waldemar. Von Rudolf Volkmar. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit 60 Text-Illustrationen, vier Tonbildern u. Elegant gebunden M. 5.

Kaiser, König und Papst. Historische Erzählung aus der Periode der großen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht während der Hohenstaufen-Zeit. Von Richard Roth. Mit einer Einleitung und einem Schlusswort von Franz Otto. Zweite verbesserte Auflage. Mit 150 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Geheftet M. 5. 50. Elegant gebunden M. 6. 50.

Der Burggraf und sein Schildknappe. Lebensbilder aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg; Von H. Roth. Zweite verbesserte Auflage. Mit 70 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde. Geheftet M. 4. 50. Elegant gebunden M. 5. 50.

Der Marschall Vorwärts und sein getreuer Piepenmeister. Historische Erzählung in Schilderungen und Lebensbildern aus Mährens Leben und der Zeit der Befreiungskriege. Dem Volke und dem Seere, insbesondere der vaterländischen Jugend gewidmet. Unter Zugrundelegung eines Manuscriptes von Oskar Höcker herausgegeben durch Franz Otto. Mit 130 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Nach Zeichnungen von H. Beck, S. Lüders u. a. Zweite Ausgabe. Geheftet M. 7. 50. Elegant gebunden M. 8. 50.

Diesem Buche wird unzweifelhaft sich ein ebenso großer Leserkreis zuwenden, als der allerwärts bekannten Erzählung des Herausgebers: „Der große König und sein Heerut“.

Der alte Derfflinger und sein Dragoner. Lebensbilder aus der Frazosenkriege von Rathenow, Fehrbellin und Stettin. Historische Erzählung für Volk und Meer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von Georg Siffert. Dritte durchgezeichnete Auflage. Mit 160 Text-Illustrationen, Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Geheftet M. 6. Elegant gebunden M. 7.

Aus Moltkes Leben oder: Unterm Halbmonde. Historische Erzählung aus der Zeit der Wanderjahre eines deutschen Kriegesoldaten während seines Aufenthaltes im Osmanischen Reiche. Der vaterländischen Jugend und dem deutschen Volke erzählt von Oskar Höcker. Zweite vermehrte Auflage. Mit 118 Text-Illustrationen und einem Buntbilde. Geheftet M. 4. Elegant gebunden M. 5.

Der Alte aus dem Busch.

Hans Joachim von Zieten und seine Braven. Lebensbilder aus dem Kriegs- und Sufarenleben der Zeit des großen Königs. Historische Erzählung für Jugend und Volk von Ferdinand Freytag. Mit 60 Text-Abbildungen und einem Titelbilde nach Zeichnungen von Richard Knödel u. a. Geheftet M. 5. Elegant gebunden M. 6.

Vielgelesene, überaus spannende vaterländische Erzählungen, deren Helden die Jugend höchlichst interessieren dürften, liegen hier vor. Ernst und Schmerz wechseln bei diesen historischen Erzählungen in buntem Farbenpiel; der Ton ist lebhaft und durchweg volkstümlich gehalten. Betrachtet man dazu den ebenso reichen als künstlerisch gediegenen Widerschmuck, so wird man die hier gebotene Lektüre den wertvollsten Bereicherungen der Volks- und Jugendliteratur betätigen dürfen, würdige der Empfehlung an Eltern, Lehrer-, Schul- und Volks-Bibliotheken, wie überhaupt beachtenswert für jeden Vaterlandsfreund, insbesondere aber für den Militärlieb und dessen Jünger.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustriertes Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

Illustrierte Jugend- und Hausbibliothek.

Erzählungen aus Länder- und Völkerkunde.

Robinson Crusö des Älteren Reisen, wunderbare Abenteuer und Erlebnisse.

Begleitet von einer Geschichte der Robinsonaden und einer Lebensskizze des Daniel de Foë, Verfassers des ältesten Robinson. Von Oberstleutnant Dr. C. F. Laubhard. Achte verbesserte Auflage beiegt von Franz Otto. Mit 90 Text-Abbildungen und vier Buntbildern zc. Elegante Kartonirt M 3.

Ein Weltfahrer oder: Erlebnisse in vier Erdtheilen. Jugend, Schicksal, Reisen und Entdeckungen von Elisha Kent Kane, dem Nordpolfahrer. Unter Benützung der besten amerikanischen Quellen herausgegeben von F. G. Kupper. Zweite verbesserte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Geheftet M 4. 50. Elegante Kartonirt M 5. 50.

Aus dem Wigwam. Neue Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer. Von Karl Anork. Mit Text-Illustrationen und Tonbildern. Geheftet M 3. 50. In elegantem Umschlag Kartonirt M 4. 50.

Die Buschjäger oder: Die geprüfte Familie. Erlebnisse, Fahrten und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus dem afrikanischen Jagd-, Reise- und Buschleben, vornehmlich im Lande der Boers. Herausgegeben von Franz Otto. Dritte verbesserte Auflage. Mit 140 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Elegante Kartonirt M 5. 50.

Der Skalpjäger. Robinsons Erlebnisse, Abenteuer und Fahrten in Mexiko. Natur-, Kriegs-, Reise- und Waldleben. Ursprünglich bearbeitet von Th. Sade. In den neuen Auflagen bearbeitet von Franz Otto. Fünfte verbesserte Auflage. Mit 50 Text-Abbildungen und vier Buntbildern. Geheftet M 4. 50. Elegante Kartonirt M 5. 50.

Oh-u-Pa-vo, der Sohn der Wölfin. Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen, Kriegs- und Friedensbilder aus dem Reiche der Mitte. Ursprünglich herausgegeben von Johannes Dietzen. Neu bearbeitet von Eduard Hinke. Zweite verbesserte Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen, vier Tonbildern und einem Buntbilde. Geheftet M 4. 50. Elegante Kartonirt M 5. 50.

Der Tigerfürst. Erlebnisse und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus den Wildnissen Abyssiniens. Nach dem Englischen des William Tarton frei bearbeitet und mehrfach erweitert von Elisabeth Sobirak. Mit 60 Text-Abbildungen, vier Tonbildern zc. Zweite wohlfeile Ausgabe. Elegante Kartonirt M 4. 50.

Deutsches Flottenbuch oder: Das neue illustrierte Seemannsbuch.

Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. In Mittheilungen über das Wissenswürdigste aus der Schifffahrtskunde. Ursprünglich herausgegeben von Major R. v. Berndt und Heinrich Zmidt. Fünfte umgearbeitete Auflage von Kapitän-Leutnant v. Holleben. Mit über 200 Text-Abbildungen, acht Bunt- und Tonbildern. Geheftet M 5. Elegante Kartonirt M 6.

Der weiße Falke. Historische Erzählung aus der Zeit des Unterganges des Indianerstammes der Huronen. Von Anton Ohorn. Mit sechs Buntbildern nach Aquarellen von F. W. Heine u. 23 Textbildern nach Zeichnungen von Albert Richter. Geheftet M 4. Elegante Kartonirt M 5.

Die vorstehenden Bände der „Illustrierten Jugend- und Hausbibliothek“ behandeln das Wichtigste und Neueste aus der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Völkerkunde aller Zonen. Weist im Gewande anziehender Erzählungen, werden sie ihren Zweck, zur Belehrung der Jugend beizutragen, gewiß ganz vorzüglich erfüllen. — Schul- und Volksbibliotheken wird die Anschaffung ganz besonders empfohlen.

In beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.